Preis 3 Mark.

Gute Gesellschaft.

Roman

von

Rudolph Lindau.

Zweite Auflage.



Breslau und Leipzig.
Druck und Verlag von S. Schottlaender.

Gute Gesellschaft.

Gute Gesellschaft.

Roman

von

Rudolph Lindau.

Zweite Auflage.



Breslau.
Druck und Verlag von S. Schottlaender.
1883.

I.

Die Baronin d'Eltang hatte zu Anfang des Winters 1865 einen kurzen Kampf mit dem Baron, ihrem Gemahl, zu bestehen gehabt, aus dem sie, wie bei allen ähnlichen Gelegenheiten, als Siegerin hervorgegangen war.

Man zankte sich häufig bei den d'Eltangs, oder vielmehr man war dort immer uneinig, sobald irgend eine Frage von Mann und Frau gemeinschaftlich in Erwägung gezogen wurde. Sagte sie „weiß", so antwortete er „schwarz"; wollte sie „ja", so bestand er auf „nein". Schließlich geschah stets das, was die Baronin gewollt hatte. — Weshalb sie seit zwanzig Jahren unermüdlich fortfuhr ihren Gatten um Rath zu fragen, nachdem sie seit ebenso langer Zeit keinen Zweifel mehr darüber hegen konnte, daß jeder ihrer Vorschläge bei ihm auf Widerstand stoßen würde, vermochte sich Niemand zu erklären. Sie selbst dachte darüber ebensowenig nach, wie sie sich Mühe gab, den Baron zu überzeugen, daß ihre Meinung den Vorzug vor der seinigen verdiene. Ihr fortwährendes Umrathfragen war eine alte Gewohnheit, die aus den allerersten Jahren ihrer Ehe datirte. In den meisten

Fällen hörte sie jetzt gar nicht mehr, was der Baron auf ihre Fragen antwortete; in keinem Falle beachtete sie es. — Der alte Herr d'Eltang konnte nicht einmal ein schlecht behandelter Ehemann genannt werden. Er war weniger als das. Er hatte zu geringe Bedeutung in den Augen seiner Gemahlin, um irgend welche besondere Behandlung nöthig zu machen. Er existirte als Mitglied des Hausstandes, wie der Stuhl als Theil des Mobiliars. Sie sorgte, ohne Zeit, Mühe oder Geld zu sparen, für seinen Anzug, seine Nahrung, ja seinen Comfort, gerade wie sie darauf achtete, daß das Silberzeug geputzt, die Teppiche ausgeklopft, die Gardinen gewaschen wurden. Sie war keineswegs eine hartherzige oder eine böse Frau; und er war nicht etwa unglücklich zu nennen. Sobald er von seinen Rechten als Hausherr abstrahiren wollte, hatte er nicht mehr Grund über sie zu klagen, als die wohlgepflegten, reichlich bezahlten, alten Diener, und die gut gefütterten Pferde. Alles gedieh im Hause der Baronin. Daß der Baron mager blieb, war Schuld seiner Constitution, nicht der Vernachlässigung, unter der er zu leiden hatte.

Er war ein kleiner Mann von sechzig Jahren, mit einem milchweißen Gesichte und feinem, schneeweißem Haar, unter dem der Schädel rosig, wie der eines Kindes hervorblickte. Er rasirte sich die Lippen und das Kinn und trug von einem Ohr zum andern, einer weißen Guirlande gleich, einen schmalen, spärlichen, langen Bart. Er hatte dunkle, lebhafte Augen, die man, als er jung war, schön genannt hatte, und eine kleine, meckernde, zornige Stimme. Er hatte sich nicht in

sein tragi-komisches Schicksal ergeben und hörte nie auf, gegen seine Unterdrückung zu protestiren. Und er that dies nicht etwa im Geheimen, sondern sagte frei heraus, was er auf dem Herzen hatte. Er fürchtete seine Frau durchaus nicht; es war ihm im Gegentheil eine große, wenn schon seltene Genugthuung, sie ärgerlich zu machen — aber er war außer Stande sich der Ausführung irgend eines ihrer Projecte zu widersetzen. Sie leitete und verordnete Alles im Hause, das Kleine wie das Große; sie bestimmte, wann gegessen werden, welche Leute man empfangen, welche besuchen sollte; sie hatte den einzigen Sohn des Hauses, Robert, zur Armee geschickt, obgleich der alte Baron ihn seit seiner Geburt für die diplomatische Carrière bestimmt hatte; und sie hatte die älteste Tochter, die schöne Marie d'Eltang, gegen den ausdrücklichen Wunsch ihres Vaters, mit dem Baron von Vieuville verheirathet. — Der alte Herr d'Eltang konnte weder gegen das Eine noch das Andere irgend etwas thun. Er durfte sich darüber ärgern; es stand ihm frei zornig zu werden, die Thüren zu werfen, seiner üblen Laune in Worten Luft zu machen; aber das war Alles. Verhindern konnte er nichts von dem, was seine Frau wollte. — „Du bist der eingefleischte Eigensinn," sagte er zornig. — „Ja, ja," antwortete sie, „Du hast ganz recht;" und sie that, was sie wollte.

Die Baronin war bedeutend jünger als ihr Gemahl; sie war fünfundvierzig Jahre alt und noch immer eine angenehme Erscheinung, obgleich sie seit einiger Zeit stärker wurde, als sich dies mit ihrer kleinen Figur und außerordentlichen Lebhaftigkeit vertrug. Sie hatte schönes, schwarzes Haar, auf

daß sie als junge Frau sehr stolz gewesen war und daß sie durch Anwendung einiger einfacher Kunstmittel vor dem Grauwerden bewahrte; dunkle, glänzende, kluge Augen und die warme, matte Gesichtsfarbe der Südländerinnen. Ihre winzig kleinen Hände und Füße waren mit größter Sorgfalt gepflegt.

Der Baron und die Baronin waren Beide reich und verfügten ein Jeder, bis zu einem gewissen Grade, selbständig über ihren Antheil am gemeinschaftlichen Vermögen. Während des Sommers bewohnten sie eine große Besitzung in Südfrankreich, die einen Theil der reichen Mitgift der Baronin gebildet hatte, oder hielten sich in einem vornehmen Badeorte auf; im Winter lebten sie in einem aristokratischen Hôtel des Faubourg St. Honoré, das dem Baron gehörte.

Der kurze Streit, der zu Anfang des Winters 1865 zwischen Herrn und Frau d'Eltang stattfand, verlief folgendermaßen.

Das Ehepaar war vor wenigen Tagen nach Paris zurückgekehrt. Die Baronin hatte noch keine Besuche gemacht und, außer den nächsten Verwandten, auch noch Niemand empfangen. Bei dem Diner waren nur Herr und Frau d'Eltang und Anna, das einzige Kind, das noch im Hause war, zugegen gewesen. Nach dem Essen saß diese leise gähnend auf einem großen Sessel am Kamine, während der Vater stirnrunzelnd die legitimistische „Union" las. Die Baronin ertheilte im Eßsaale der Dienerschaft verschiedene Befehle.

Sobald sie in den Salon getreten war, nahm sie ihrer Tochter gegenüber am Kamine Platz und sagte, mit dem Baron sprechend, ohne sich jedoch nach diesem umzuwenden:

„Leg' die Zeitung einen Augenblick nieder, lieber Gaston. Ich habe etwas Wichtiges mit Dir zu besprechen."

Der „liebe Gaston" war sprüchwörtlich in den Salons des Faubourg St. Germain und des Faubourg St. Honoré. Er antwortete:

„Gedulde Dich fünf Minuten. Die Sache hat wol nicht so große Eile. Ich wünsche einen interessanten Artikel zu Ende zu lesen."

Die Baronin fuhr ruhig fort, als säße ihr der „liebe Gaston" bereits aufmerksam lauschend gegenüber: „Wir müssen im Laufe dieses Winters, außer den gewöhnlichen kleinen Donnerstag-Diners, zwei große Diners und einen Ball geben. Auch müssen wir jeden ersten Donnerstag-Abend im Monat zum Empfang festsetzen. Wenn die jungen Leute bei der Gelegenheit zum Clavier tanzen wollen, so ist das ihre Sache."

Herr d'Eltang hatte die Zeitung niedergelegt, aber er protestirte noch gegen die Unterbrechung, indem er in der Mitte des Zimmers sitzen blieb. Annas Müdigkeit war verschwunden. Sie hörte nun aufmerksam zu.

„Was meinst Du dazu, lieber Gaston?"

„Ich meine, daß wir unser Haus besser gleich als einen öffentlichen Vergnügungsort in den Zeitungen annonciren lassen können."

„Ich beabsichtige," fuhr die Baronin fort, „die kleinen Diners etwas zu vergrößern; anstatt drei bis fünf Personen, wie wir dies bisher gethan haben, können wir jedesmal fünf bis sieben einladen. Zehn Personen bilden noch einen

intimen Kreis, in dem man sich schnell und gut kennen lernen kann. Es ist um so nothwendiger, uns auf etwas mehr Gäste einzurichten, als meine Schwester und Bertha sehr häufig, wenn nicht ganz regelmäßig, diesen Diners beiwohnen werden. Bertha ist nun sechsundzwanzig Jahre alt, und ich wünsche sehr, daß sie sich im Laufe dieses Winters verheirathe."

„Weshalb ladest Du nicht auch Deine anderen Nichten, Louise und Emma und Helene ein für alle Male ein? Das Hôtel d'Eltang würde als Heirathsbureau gewiß recht beliebt werden."

„Gaston, Du vergißt, daß Anna Dich hört!"

„Als ob Anna nicht gerade ebenso gut wüßte wie Du und ich, was mit diesen projectirten Festlichkeiten bezweckt wird! . . Bertha hätte vor drei Jahren Karl Pérade heirathen sollen. Sie wird später noch bereuen, eine so gute Partie ausgeschlagen zu haben."

Der Baron hatte die Genugthuung, das letzte Wort zu haben. Dies harmlose Vergnügen gönnte ihm die Baronin sehr häufig. Sie wandte sich an ihre Tochter und bat diese, Schreibmaterialien und das kleine Buch zu holen, in dem die Adressen der zahlreichen Verwandten, Freunde und Bekannten des Hauses in alphabetischer Ordnung verzeichnet waren. Nachdem das Verlangte herbeigeschafft war, vertiefte sich die Baronin in eine halblaute Unterhaltung mit Anna, während der Baron mit einem höhnischen Lächeln die Zeitung wieder aufnahm.

Nach einer halben Stunde hatte das junge Mädchen unter Anleitung ihrer Mutter verschiedene Listen aufgesetzt.

„Willst Du einen Augenblick zuhören, lieber Gaston?“ fragte die Baronin.

Herr d'Eltang that, als höre er nicht und las weiter.

Die Baronin, die ihm den Rücken zukehrte und sich nicht nach ihm umgesehen hatte, fuhr fort:

„Das große Diner wird am 23. December stattfinden. Darum brauchen wir uns heute noch nicht zu bekümmern. Zum 2. December werde ich fünf Personen außer meiner Schwester und Bertha einladen; nämlich Marie und Edmund, den Graf Illien, Herrn Tressan und Sir Richard Harvey.“

„Ich begreife nicht, was die fremden Leute bei einem Familiendiner zu thun haben und weshalb Du Russen, Franzosen und Engländer zusammenwürfeln willst.“

„Zum 9. December rechne ich auf . . .“

„Wenn Du nichts dagegen hast, so sage mir dies in acht Tagen; denn bis dahin habe ich die Namen, die Du mir heute nennen wirst, doch wieder vergessen. — Es ist neun Uhr, und ich werde jetzt in meinen Club gehen.“

Er erhob sich würdevoll, wie es einem Manne gebührt, der nach seinem Kopfe handelt, und verließ den Salon.

Es war dem Baron d'Eltang ziemlich häufig gestattet, in den Club zu gehen. Die Stunden, die er dort verbrachte, waren die stolzesten und glücklichsten seines Lebens. Er war ein guter Whistspieler, und es kam nicht selten vor, daß der Eine oder der Andere seiner Clubgenossen sich auf sein Urtheil berief. Sein größter Wunsch seit langen Jahren war, jeden Abend im „Cercle“ zubringen zu können. Leider war daran vorläufig noch gar nicht zu denken. Zwei, wol

auch drei Mal in der Woche lag ihm die Verpflichtung ob, seine Frau und Tochter in Gesellschaft zu begleiten.

„Wenn Anna erst verheirathet ist, so wird sich das ändern," sagte er sich. — Anna war nun neunzehn Jahre alt. Sie war zwar nicht so schön wie ihre Schwester Marie, die berühmte Baronin von Vieuville; aber sie war hübsch, graziös, wohlerzogen, reich, von guter Familie. Der alte Herr durfte hoffen, bald von ihr befreit zu werden. Er rieb sich vergnügt die dürren, weißen Hände, wenn er daran dachte. Er wollte am Ende seines Lebens noch einmal ein neues Leben beginnen.

II.

Die beiden gefeiertsten Frauen von Paris geruhten, sich in den Champs Elysées von dem schaulustigen Sonntagspublicum bewundern zu lassen. Sie saßen, nachlässig zurückgelehnt, in einer offenen Kalesche, die von zwei prachtvollen Pferden in gemessen stolzem Schritt von dem Platz der Concorde nach dem Arc de Triomphe hinaufgezogen wurde. Es war vier Uhr Nachmittags; das Wetter hell, freundlich, milde sogar, trotz der bereits vorgerückten Jahreszeit. Die breite Chaussée der Promenade war mit Wagen dicht bedeckt; auf den Trottoirs, rechts und links, drängten sich Tausende von Fußgängern. — Die Leute im Wagen warfen herablassende Blicke auf die bunte Menge zu Fuß und ließen sich bewundern, oder, ohne daß sie es ahnten, belächeln; die Fußgänger kritisirten, als säßen sie im Theater — und alle

Welt, die Schauspieler wie die Zuschauer schienen mit ihrem Schicksal wol zufrieden.

Die Gräfin Martha Daxat und die Baronin Marie von Vieuville waren nicht gerade schöner als fünf oder sechs andere junge Frauen und Mädchen, die sich zur selben Stunde in den Champs Elysées befanden; aber mehr als alle anderen wurden sie bemerkt und bewundert. Ueberall nannte, zeigte man sie sich. „Siehe da! die schönen Freundinnen!“ hieß es, „die Gräfin und die Baronin“ — und der Fremde oder der Provinziale, dessen Aufmerksamkeit auf diese Weise von dem ihm als Cicerone dienenden Pariser erweckt worden war, hatte nur noch Augen für die beiden stolzen Frauen, die sich langsam, feierlich, wie in einer Vorstellung von lebenden Bildern an ihm vorbeiziehen ließen.

Jede Generation der französischen Gesellschaft hat ihre zwei oder drei besonderen Lieblinge gehabt, die sie vor allen anderen auszeichnete, indem sie sie die „schönen“ benannte. Zur Zeit der Blüthe des zweiten Kaiserreichs sprach man niemals kurzweg von der Gräfin Daxat und von der Baronin Vieuville; man sagte allgemein: „die schöne Gräfin“ und „die schöne Baronin“. Noch öfter hörte man die Beiden als „die schönen Freundinnen“ bezeichnen; denn in Gesellschaft sowohl wie im Theater, auf dem Rennplatz oder auf der Promenade erblickte man sie häufig zusammen und ein inniges Freundschaftsverhältniß schien sie mit einander zu verbinden. Sie hatten sich auch gegenseitig ganz lieb und sahen sich gern, und wenn die Eine gestorben wäre, so würde die Andere dies aller Wahrscheinlichkeit nach lebhaft bedauert haben.

Beide hatten mancherlei Sorgen und glaubten nicht selten Grund zu haben, anderen, weniger bevorzugten Sterblichen gleich über ihr Schicksal zu klagen. Die Gräfin, obgleich erst sechsundzwanzig Jahre alt, war seit zwei Jahren bereits Wittwe und hielt es von Zeit zu Zeit noch für ihre Pflicht, über den Tod des verstorbenen, alten, häßlichen Grafen, dem sie ihre Stellung in der Pariser Gesellschaft und ihr großes Vermögen verdankte, in Wort und Miene zu trauern; auch hatte sie die dunkeln Kleider, die ihr sehr gut standen, erst vor wenigen Monaten abgelegt und ein volles Jahr lang in strenger Zurückgezogenheit gelebt. — Die vierundzwanzigjährige Baronin hatte manch' heißen Kampf mit dem Baron zu bestehen, wenn es sich darum handelte, diesen zu bewegen, Rechnungen des Schneiders und der Putzmacherin, die nicht selten eine phantastische Höhe erreichten, zu bezahlen. Auch kam es vor, daß ein naher Verwandter, ein Freund oder eine Freundin erkrankte oder starb, daß ein sehr bequemes Kammermädchen, an dessen Dienste man sich gewöhnt hatte, entlassen werden mußte, oder daß die alte Marquise de Drieux, die verwittwete Schwester des verstorbenen Grafen Daxat, auf mehrere Wochen zum Besuch nach Paris kam und ihr Hauptquartier bei ihrer jungen Schwägerin aufschlug, an deren Lebensweise und Lebensanschauung sie vieles zu tadeln fand und mit rücksichtslosem Freimuthe tadelte. Alles dies und manches Aehnliche war sehr unangenehm, traurig, störend, genug, um das Leben gelegentlich ein oder zwei Stunden lang zu verbittern; — aber die große, nie schlummernde Sorge der Gräfin sowohl wie der Baronin

war doch die um ihre Schönheit. Sie wußten, daß sie für die schönsten Frauen von Paris galten, und die Hauptaufgabe ihres Lebens war vorläufig noch, dieses Rufes, um den sie von allen anderen Frauen beneidet wurden, würdig zu bleiben. — Nun fand es sich aber, daß keine Frisur, kein Kleid, kein Hut, kein Schmuck der Baronin so gut stand, wie die Gesellschaft der Gräfin; und daß diese nie schöner erschien, als wenn sie sich zur Seite der Baronin zeigte. Die Beiden ergänzten sich gewissermaßen, um ein Ganzes von überraschender Schönheit zu bilden. Kaum konnte Der, der sie zum ersten Male zusammen sah, einen Ausruf des Erstaunens unterdrücken.

Die Gräfin war eine Südländerin. Sie stammte aus einer alten Patrizierfamilie. Sie war groß, von stolzer, edler Haltung. Die Form des Kopfes war von vollkommener classischer Schönheit. Sie hatte das goldig glänzende, schöne Haar, die wundervolle Hautfarbe der blonden Italienerin; ihre großen, hellbraunen Augen, um eine Schattirung dunkler als das Haar, blickten träumerisch, müde, traurig; der Mund war streng, zu ernst beinah für das junge, schöne Antlitz.

Die Baronin, kleiner, zarter und überhaupt unbedeutender als die stolze italienische Schönheit, hatte außerordentlich feine, wenn auch nicht ganz regelmäßige Züge, dunkle, lebhafte, lachende Augen, und tiefschwarzes, mattglänzendes, dichtes Haar.

Die ersten Künstler hatten um die Erlaubniß gebeten, „die schönen Freundinnen“ malen zu dürfen. Diese hatten es auch einmal gestattet. Das Bild hatte ungeheures Aufsehen erregt, und ganz Paris, ja Vertreter aller Nationen

der Erde hatten dasselbe auf der Ausstellung bewundert. Die Gräfin und die Baronin durften sich mit Recht sagen, sie seien weltberühmte Schönheiten. Sie wußten es, und ein eigenthümlicher, nicht gerade angenehmer Ausdruck von Siegesgewißheit lag auf ihren Zügen.

Der Wagen, in dem die beiden schönen Frauen an jenem Novembertage die Champs Elysées hinauffuhren, war jetzt in der Mitte der belebten Promenade, an dem sogenannten „Rond-Point“ angelangt. Dort war das Gedränge so groß, daß er Halt machen mußte. — Ein Herr, der auf dem Trottoir, in der ersten Reihe der Fußgänger stand, hob den Hut leicht in die Höhe und grüßte die Baronin mit einem freundlichen, zutraulichen Lächeln. Er war ein Mann in den Vierziger-Jahren, stattlich, vornehm, mit einem ruhigen wohlwollenden Gesichte. Die Baronin dankte ebenso freundlich, wie sie gegrüßt worden war, und als sie bemerkte, daß der Wagen nicht sofort wieder in Bewegung gesetzt werde, winkte sie dem Grüßenden zu. Der Herr trat an den Wagenschlag. Die Baronin reichte ihm die Hand.

„Sie werden seltener und seltener,“ sagte sie. „Seit Wochen sind Sie nicht bei uns gewesen. Wann darf ich Sie einmal wieder erwarten?“

Der Angeredete lächelte. Es war ein angenehmes Lächeln, das ihn um zehn Jahre verjüngte.

„Ich hatte die Ehre, heute vor acht Tagen bei Ihnen zu essen,“ sagte er, „und ich war Mittwoch Abend in Ihrem Hause.“

„Sie halten genauer Rechnung von Ihren Besuchen, als

ich. Jedenfalls sind mir dieselben zu selten, denn ich finde, daß sie uns vernachlässigen. Essen Sie heute bei uns. Wir sind ganz allein."

„Ich bedauere unendlich. Ich bin nicht frei."

„Dienstag denn, wenn Ihnen dies paßt!"

„Mit großem Vergnügen."

„Auf Dienstag also!"

Der Wagen setzte sich wieder in Bewegung, und der Herr, nachdem er mit freundlicher Höflichkeit gegrüßt hatte, trat auf das Trottoir zurück.

„Wer ist dieser Herr?" fragte die Gräfin, sich an die Baronin wendend.

„Mein alter Freund Harvey."

„Ein mir vollständig unbekannter Name! . . . Wie sagten Sie?"

„Harvey, Sir Richard Harvey Baronet," wiederholte die Baronin langsam und deutlich.

„Ein Freund von Ihnen? Wie kommt es, daß ich ihn niemals in Ihrem Hause gesehen habe? — Sein Gesicht ist mir nicht ganz unbekannt; aber ich bin sicher, daß Sie ihn mir nicht vorgestellt haben."

„Das ist ganz richtig. Sir Richard Harvey würde im Stande gewesen sein, mir die Freundschaft aufzusagen, wenn ich ihm eine neue Bekanntschaft verschafft hätte. Er ist ein Original, ein alter Junggeselle, ein Menschenfeind. Er hat meine Diener bestochen und besucht mich nur, wenn diese ihm an der Thür sagen, daß ich mit Edmund allein bin.

Aber er ist mein bester, zuverlässigster Freund; und er ist auch ein alter, sicherer Freund Edmunds."

„Was treibt er?"

„Allerhand Gelehrsamkeit: Philosophie, Philologie, Archäologie, ich weiß nicht genau was. Er verschont seine Freunde mit seiner Wissenschaft, die sehr groß sein soll und vor der ich, ohne sie zu kennen, die allergrößte Achtung habe. Ich halte es von Zeit zu Zeit für meine Pflicht, ihn nach seinen Arbeiten zu fragen. Dann antwortet er mir, „Das interessirt sie ja doch nicht;" und da dies die Wahrheit ist, so lassen wir das Gespräch über dieses Thema wieder fallen."

„Sie kennen ihn schon lange?"

„Sehr lange. Er kam in das Haus meiner Eltern als ich noch unverheirathet war. Ich schwärmte damals für ihn. Er weiß es. Ich habe es ihm seitdem gestanden. Er besucht uns häufig; aber er bleibt selten länger als bis zehn oder elf Uhr, d. h. bis andere Leute kommen. Er ist aus sehr guter Familie, liebenswürdig, reich, er spielt wundervoll Clavier; er würde überall, wo er sich vorstellte, gern gesehen sein; aber er behauptet, er langweilt sich in jeder großen Gesellschaft, und ich habe nun seit langen Jahren aufgegeben, ihn von seiner Misanthropie heilen zu wollen. Ich nehme ihn, wie er ist: und er ist mir lieb. Ich möchte, Sie machten seine Bekanntschaft. Ich bin sicher, daß er Ihnen gefallen würde."

„Ich fürchte, Sie irren sich. Ich liebe keine Sonderlinge. Alle, die ich gekannt habe, waren affectirte, eitle

Menschen, die sich absonderliche Eigenthümlichkeiten andichteten, um ihre Kleinheiten und Schwächen dahinter zu verbergen."

„Der Baron Harvey gehört nicht zu diesen Leuten," antwortete die Baronin mit großer Wärme; „und sie würden sich keine zehn Minuten mit ihm unterhalten, ohne sich davon zu überzeugen. Er ist vollständig unaffectirt, schlicht und einfach. Seine Liebe zur Zurückgezogenheit hat, so glaube ich, ihren Grund in einem alten Herzenskummer. Ich kenne die Geschichte nicht genau: Er war mit einem jungen Mädchen, einer Engländerin, verlobt. Sie starb oder sie wurde ihm untreu; kurz, er verheirathete sich nicht. Alles dies geschah, ehe ich ihn kennen lernte. Meine Eltern waren mit seiner Familie befreundet; aber er hat sich erst seit einigen Jahren in Paris niedergelassen, und ich wurde ihm zum ersten Male vorgestellt, als ich aus dem Kloster kam, d. h. kurze Zeit vor meiner Verlobung. Seine Traurigkeit interessirte mich damals, und ich bemühte mich, über den Grund derselben Erkundigungen einzuziehen. Aber ich konnte nichts Bestimmtes in Erfahrung bringen. Mein Vater behandelte mich, bis ich mich verheirathete, wie ein Kind und war nach meiner Verheirathung längere Zeit böse mit mir. Meine Mutter wußte selbst nur wenig von der Vergangenheit des Barons, oder wollte nicht mit mir darüber sprechen. Jetzt ist die Leidensgeschichte meines Freundes so alt geworden, daß außer ihm selbst wohl Niemand mehr daran denkt."

Die Gräfin antwortete nicht, und das Gespräch nahm eine andere Wendung. Der Wagen war am Arc de Triomphe

angelangt. Die Baronin gab Befehl, nach Hause zu fahren. Die Menge hatte sich etwas verlaufen, und die Kalesche rollte nun schnell dem Platz der Concorde zu. In der Nähe derselben überholte sie Sir Richard Harvey. Er schritt langsam einher, den Kopf etwas gesenkt und dem Anschein nach vollständig unbekümmert um das, was um ihn vorging. Die Baronin bemerkte ihn nicht. Die Gräfin erkannte ihn jedoch wieder und sah sich nachlässig nach ihm um.

„Ihr Freund sieht in der That äußerst schwermüthig aus,“ sagte sie.

„Wer? Was?“ fragte die Baronin; die bereits wieder an ganz andere Dinge dachte.

„Ihr Freund, der englische Baron.“

„Wie kommen Sie darauf?“

„Wir fuhren soeben an ihm vorbei. Er ging seines Weges und sah aus, als folge er einem Leichenbegängniß.“

III.

Das Programm der Baronin d'Eltang war genau ausgeführt worden: das kleine Diner von zehn Couverts hatte stattgefunden, und seit elf Uhr füllten sich die hellerleuchteten Säle des Hôtels mit zahlreichen Gästen, meist jungen Leuten, Altersgenossen von Bertha Lemercier, Anna d'Eltang und Marie von Vieuville.

An der Eingangsthür des ersten Salons, dicht hinter dem Baron und der Baronin d'Eltang, die sich dort aufgestellt hatten, um ihre Gäste zu bewillkommnen, bemerkte man

ein junges, hageres, hellblondes Mädchen, das die Eintretenden mit einem schnellen, scharfen Blick musterte, dann den Mund zu einem süßlichen Lächeln verzog und einem Jeden ein paar artige Worte sagte. — Das war Fräulein Lemercier, Anna d'Eltang's Cousine. Sie war weder hübsch noch häßlich, doch fiel sie Jedermann auf. Sie hatte ein beunruhigend aufmerksames, kluges Gesicht; helle Augen, die Alles sahen; feingeschnittene durchsichtige Ohren, die Alles hörten; einen graden Mund, der gewiß Alles verschweigen konnte, was er nicht sagen wollte. Sie hatte heut viel zu beobachten, viel zu überlegen. — Weshalb hatte man sie bei Tisch neben Sir Richard gesetzt und Anna neben den Grafen Illien? Bildete sich ihre Tante ein, daß sie sich von dem wortkargen, mürrischen Manne den Hof machen lassen wollte? — Weshalb hatte Tressan sie nicht zu Tisch geführt? Es war geradezu unpassend, daß man diesem Marie zur Nachbarin gegeben hatte. Vieuville war wüthend darüber gewesen. Er hatte während der ganzen Mahlzeit kein Wort gesprochen. Er war eifersüchtig. Das war ein Trost. — Der junge Graf Illien war ein Narr vom reinsten Wasser. Um in die grobgesponnenen Netze zu fallen, die Anna für ihn gestellt hatte, konnte er nichts Anderes sein. — Wie albern diese aussah, wenn sie das schüchterne junge Mädchen spielte! Es war sehr amüsant, die Beiden zu beobachten. — Sie warf einen Blick in den Saal: dort, gerade der Thür gegenüber, saßen die jungen Leute. Illien drehte sich verlegen den feinen röthlichblonden Schnurrbart, und Anna spielte, dem Anscheine nach noch verlegner, mit ihrem Fächer. Bertha lächelte:

„Nun so frag' sie doch, Du Narr, ob sie Dir ihre schöne Hand reichen will! Siehst Du nicht, daß sie nur darauf wartet, um Dir sanft erröthend zu gestehen, daß sie Dich unaussprechlich liebt? O die kindischen lächerlichen Narren!“— Sie wandte sich etwas mehr nach rechts. Ihr Blick verfinsterte sich plötzlich. In einer Fensternische stand die „schöne Baronin“ und neben ihr, in affectirt nachlässiger Haltung, der eleganteste Cavalier im Salon, der „unwiderstehliche“ Olivier Tressan. Die Beiden unterhielten sich, wie es schien, von alltäglichen Dingen, denn auf den jungen schönen Gesichtern lag derselbe Ausdruck vornehmer, müder Gleichgültigkeit. Aber Bertha's scharfe Augen sahen hinter diesen Masken andere, leidenschaftlich erregte Gesichter. — „Da stehen sie wieder beisammen, die Elenden; und sie bilden sich ein, die ganze Welt durch ihr Komödiespielen zu täuschen. Sie mögen Vieuville täuschen, bis es mir gefällt, ihm die Augen zu öffnen; aber ich, ich sehe klar. Nimm Dich in Acht, meine schöne Cousine!“

„Die Frau Gräfin Daxat,“ rief ein Diener in den Saal hinein.

Die Angemeldete nahm, nachdem sie Frau d'Eltang und Bertha Lemercier begrüßt hatte, den Arm des alten Barons und ließ sich von diesem in den Saal führen. Dort kam ihr Frau von Vieuville entgegen; und „die schönen Freundinnen“ ließen sich neben einander nieder, um sich, wie gewöhnlich, bewundern zu lassen.

Bertha wandte sich halb nach ihnen um. — „Die alte Komödie in neuen Costümen. Wie oft habe ich sie nicht

schon spielen sehen. — Das ist recht, schöne Gräfin; blicke jetzt nach oben, damit Jedermann sehen kann, wie groß Deine Augen sind; und nun schlage den Blick nieder, um Deine langen Wimpern bewundern zu lassen. — Was kömmt nun? Zeigen wir die Hand, den Fuß oder den junonischen Nacken? Wir zeigen zunächst den Schwanenhals. Wir wenden uns langsam von rechts nach links und von links nach rechts. Vortrefflich, vortrefflich . . Und wie verhält sich die schöne Cousine dabei? Wie das Veilchen, das im Verborgenen blüht. — Sie schlägt die Augen nieder. Ihre Wimpern sind dunkler und ebenso lang wie die der Gräfin. Ha! jetzt sucht sie Tressan mit den Augen . . . Die Blicke der Beiden begegnen sich . . . O, die Elenden!“

Frau d'Eltang hatte gesagt: „Und wenn die jungen Leute nach dem Essen zum Clavier tanzen wollen, so ist das ihre Sache.“

Die jungen Leute waren der Meinung, daß Tanzen eine gute Sache sei. — Hinter dem Piano erschien plötzlich ein blasser, blonder Musikant mit weißer Cravatte und sorgfältig gebürstetem, correctem, schwarzem Anzug. Er zog sich mit großer Ruhe die nicht mehr ganz neuen, weißen Handschuhe aus, warf einen vollkommen gleichgültigen Blick auf die glänzende Gesellschaft und hämmerte dann, ohne eine Miene zu verziehen, mit einem Gesichte, das während eines unterdrückten Gähnens versteinert zu sein schien, einen Tanz nach dem andern ab: Walzer, Quadrille, Polka, Mazurka, Lanciers und so fort und so fort; Alles im schärfsten Tacte.

„Ach, bitte den Baccio!“

Der Baccio!

Anna d'Eltang und der junge Graf Illien; Frau von Vieuville und Berthas Bruder, René Lemercier; Bertha und Olivier Tressan wirbelten mit einem Dutzend anderer Paare im Saale herum.

Es war zwölf Uhr.

Sir Richard näherte sich langsam der Ausgangsthür. Er war der Meinung, daß er den Anforderungen, die seine Freunde an ihn stellen durften, vollkommen gerecht geworden war. Er hatte sich während der Mahlzeit mit Bertha Lemercier und seinem Liebling, Frau von Vieuville, nach dem Essen mit den älteren Damen, dem Baron d'Eltang und seinem Schwiegersohn unterhalten. Frau von Vieuville war auf unerwartet schwachen Widerstand gestoßen, als sie ihm zugeflüstert hatte, die Gräfin Daxat wünsche seine Bekanntschaft zu machen. Er hatte sich dieser vorstellen lassen und war dann volle zehn Minuten an ihrer Seite geblieben. Darauf hatte er ein paar freundliche Worte an Alexis Illien gerichtet, der ihm vor sechs Monaten, bald nach seiner Ankunft in Paris, einen Empfehlungsbrief von seinem Onkel, einem alten Freunde Sir Richards, überbracht hatte. — Nun saßen die älteren Herren und Damen am Whisttische, und die junge Gesellschaft tanzte. Sir Richard fühlte, daß er seine Schuldigkeit gethan habe und gehen durfte. Zu Hause erwartete in ein behagliches Zimmer und ein gutes Buch. Dort war er besser aufgehoben als in dem heißen Tanzsaale.

Er war in der Nähe der Thür und suchte nach der Nummer, die man ihm im Vorzimmer gegen seinen Mantel

und Stock überreicht hatte, als er von Olivier Tressan, mit dem er an jenem Abend noch nicht gesprochen hatte, begrüßt wurde.

Der junge Mann war dem vornehmen, ruhigen Engländer nicht sympathisch. Die Eigenschaften, die jenem in den Pariser Clubs eine Berühmtheit verschafft hatten, um die er von den meisten eleganten Männern beneidet wurde, hatten in Harvey's Augen keinen besonderen Werth. Tressan zog sich tadellos an, ritt kühn und gut, spielte sehr hoch, wurde von einem halben Dutzend Damen der Halbwelt offenkundig angebetet und stand in dem Rufe, auch in der vornehmen Gesellschaft schwierige Erfolge mit verhältnißmäßiger Leichtigkeit errungen zu haben. — Harvey hatte mit Unruhe bemerkt, daß sich eine geheimnißvolle Intimität zwischen Tressan und Frau von Vieuville gebildet hatte. Sein Verdacht ging nicht so weit, wie der von Bertha Lemercier; auch war er in gewissen Beziehungen nicht so scharfsichtig wie diese; aber er fürchtete, daß die Ruhe, das Glück seines Lieblings durch den gewissenlosen Tressan gefährdet werden könnte, und dies genügte ihm, um ihn mit Argwohn und dem entsprechenden Uebelwollen zu behandeln.

„Entschuldigen Sie, lieber Baron," fing Tressan an, „daß ich meine Rechnung mit Ihnen noch nicht in Ordnung gebracht habe. Ich werde es in diesen Tagen thun."

„Das hat keine Eile," antwortete Harvey ruhig und kalt.

Er hatte sich seit einigen Tagen im Stillen darüber gewundert, daß Tressan eine, im Verhältniß zu seinem Aufwande kleine Summe — es handelte sich um zehntausend

Franken — die er sich vor einem Monat unter einem plausiblen Vorwand von ihm geborgt, noch nicht zurückerstattet hatte; aber es war ihm bis jetzt nicht eingefallen, Tressan durch ein Wort oder einen Blick daran zu erinnern. Harvey war ein reicher Mann. Er hatte etwas in seinem Wesen, was junge Leute ermuthigte, sich an ihn zu wenden, wenn sie in Verlegenheit waren; aber die Antwort, die er seinem Schuldner nun gab, war nicht so freundlich, wie dieser erwartet haben mochte.

„Ich werde mir die Ehre geben, Sie morgen oder übermorgen aufzusuchen,“ sagte Tressan mit einem leichten Anflug übler Laune.

„Ihr Besuch wird mir jederzeit angenehm sein,“ antwortete Harvey. Dann verbeugte er sich leicht und verließ den Salon.

Im Hôtel d'Eltang wurde inzwischen fleißig fortgetanzt und erst gegen drei Uhr Morgens gab die Baronin dem vor Müdigkeit noch bleicher gewordenen Musikanten, der halb schlafend, vielfach vorbeischlagend, aber immer noch im scharfaccentuirten Tempo weiterspielte, ein stummes Zeichen, worauf dann sein stilles, gelangweiltes Gesicht ebenso plötzlich und unbemerkt hinter dem Piano verschwand, wie er vor einigen Stunden dort aufgetaucht war. — Bald darauf wurde es leer im Tanzsaale.

— „Nun,“ sagte der alte Herr d'Eltang, als es endlich mit seiner Frau und Tochter allein war, „wenn Ihr das als ein kleines Tanzvergnügen bezeichnet, so bin ich neugierig, wie lange der ‚große Ball‘ dauern wird.“

— „Wie hast Du Dich amüsirt?“ fragte die Baronin, sich an ihre Tochter wendend.

— „Vorzüglich, liebe Mutter.“

— „Du hast viel mit dem Grafen Illien getanzt. Er macht mir den Eindruck eines recht liebenswürdigen jungen Mannes.“

Anna antwortete darauf nicht; der alte Herr d'Eltang verzog sein welkes Gesicht zu einem höhnischen Lächeln.

— „Alle polnischen Grafen, die ich in meinem Leben gekannt habe — und ihre Zahl ist Legion — waren liebenswürdige Männer.“

— „Der Graf Illien ist nicht Pole, sondern Russe“ — antwortete die Baronin. „Komm, Anna, wir wollen zu Bette gehen. Der Papa ist müde und übler Laune.“

In dem Coupé, in dem Herr und Frau Vieuville ihrer Wohnung zurollten, wurde kein Wort gesprochen. Die Baronin, in ein großes weißes Tuch eingehüllt, hatte sich in eine Ecke gedrückt und that, als ob sie schliefe; der Baron blickte aus dem Wagenfenster und schien die Laternenpfähle zu zählen, an denen er vorbeifuhr. — Bertha Lemercier hatte, kurz bevor er das Hôtel d'Eltang verließ, ein paar anscheinend harmlose Worte an ihn gerichtet, die ihn außerordentlich nachdenklich gemacht hatten.

— „Wie schön Marie heute wieder aussieht,“ hatte sie gesagt. „Ich bin ganz stolz auf meine Cousine. Sie ist vielleicht nicht von so regelmäßiger Schönheit wie die Gräfin, aber sie ist unvergleichlich angenehmer, liebenswürdiger und sie gefällt allgemein viel mehr als ihre stolze, kalte Freundin.“

Vieuville, der bei seinen Bekannten in dem Rufe stand, nicht eben geistreich zu sein und der eine gewisse Scheu vor der scharfzüngigen Bertha hatte, die sich manchmal über ihn lustig zu machen schien, sah diese verlegen an, nicht wissend, was sie mit ihren Aeußerungen über seine Frau bezweckte.

— „Wo ist Marie?" fragte er, um nur etwas zu sagen.

Bertha blickte sich im Saale um, als suche sie ihre Cousine.

„Ich sah sie vor einer Minute noch," sagte sie, „sie unterhielt sich mit ihrem Tänzer, Herrn Tressan, der beste Tänzer hier, wie Marie die beste Tänzerin der Gesellschaft ist. Es ist wahrhaft entzückend, die Beiden durch den Saal wirbeln zu sehen . . . Tressan ist auch verschwunden. Er wird mit Marie in ein anderes, kühleres Zimmer gegangen sein. Sie haben viel getanzt. Es ist hier sehr heiß."

Darauf war Bertha wieder fortgegangen. Vieuville glaubte zu verstehen, daß sie nur mit ihm von seiner Frau gesprochen habe, um ihm zu sagen, daß ihre Cousine viel mit Herrn Tressan getanzt habe und jetzt wieder mit ihm zusammen sei. — Weshalb bemerkte Bertha dies? Was sie sagte, war nicht ganz wahr; denn Vieuville wußte genau, daß Marie nur zweimal mit Herrn Tressan getanzt hatte. Aber sie hatte verschiedene Male mit dem eleganten Fant gesprochen. Weshalb wollte Bertha seine Aufmerksamkeit darauf lenken? „Sie ist eine boshafte Person," sagte er sich. Aber er fühlte sich, seit einigen Wochen bereits, nicht mehr ganz ruhig. Bertha hatte eine empfindliche Saite berührt. Sie vibrirte fort während der Fahrt vom Hôtel d'Eltang nach dem Hôtel

Vieuville; und plötzlich überraschte er sich, wie er, unvernehmlich leise zu dem Gerassel des dahinrollenden Wagens und zu dem gleichmäßigen Hufschlag der Pferde, vier Worte in regelmäßigem Tacte, immer und immer wiederholte: „Wenn sie mich täuschte . . . wenn sie mich täuschte.“ Als er sich Rechenschaft von dem ablegte, was er murmelte, fühlte er, wie ihm das Blut heiß und jäh zu Kopfe stieg. Er ballte die Rechte mit solcher Gewalt zusammen, daß der Handschuh, der dieselbe bedeckte, über den Knöcheln zerplatzte.

— „Mach' das Fenster zu, mich friert,“ sagte Marie mit einem halbunterdrückten Gähnen.

— „Wir sind zu Hause,“ antwortete er barsch.

— „Du bist heute wieder recht angenehmer Laune,“ bemerkte sie im gleichgültigsten Tone.

Der Wagen hielt. Ein Diener sprang vom Bock und riß den Kutschenschlag auf. Herr und Frau von Vieuville stiegen aus und traten in das Haus. Als sie langsam die hell erleuchtete Treppe hinaufgingen, sagte Vieuville halblaut, wie mit sich selbst sprechend:

„O, ich kann noch viel besserer Laune sein.“

Sie wandte sich um, sah ihn verwundert an und antwortete:

— „Du hast lange Zeit gebraucht, um diese Antwort zu finden; unglücklicherweise verstehe ich sie nicht.“

— „Desto besser für Dich. Gute Nacht! Verstehst Du mich: desto besser für Dich!“

Sie zuckte die Achseln und wiederholte: „Ich verstehe Dich nicht. Gute Nacht!“

Aber als sie sich allein in ihrem Zimmer fand, nachdem

die Kammerfrau, die ihr beim Ausziehen behülflich gewesen, sich entfernt hatte, saß sie noch lange mit bleichem, ängstlichem Gesichte vor dem Kamine; und als sie schon im Bette lag, verfolgten sie noch die zornig funkelnden Augen, mit denen Vieuville sie angeblickt, als er ihr gesagt hatte: „Verstehst Du mich! Desto besser für Dich, wenn Du mich nicht verstehst!"

IV

In der neuen Avenue de l'Empereur, die vom Trocadero nach Passy und dem Bois de Boulogne führt, gab es im Jahre 1865 noch eine gewisse Anzahl kleiner hübscher Villen, die von geschmackvoll angelegten, gut unterhaltenen Gärten umgeben, vorzugsweise von Fremden: Russen, Engländern, Amerikanern, sowie von pensionirten höheren französischen Offizieren und Beamten bewohnt waren. Die Miether fanden dort schöne, gesunde verhältnißmäßig billige Wohnungen, die eben nur einen, von den Inhabern wenig beachteten Nachtheil hatten, nämlich den, etwas weit entfernt von dem Mittelpunkte der Stadt zu sein. — Die Avenue de l'Empereur war damals eine der ruhigsten unter den gutbewohnten Straßen von Paris.

Der Portier einer dieser kleinen Villen, die unbewohnt erschien, obschon der Garten mit besonderer Sorgfalt gepflegt war, empfing eines Morgens, in den letzten Tagen des Monats December einen Besuch, der ihn in nicht geringem Grade beunruhigte. Dieser Portier unterschied sich von den meisten seiner Amtsgenossen zunächst dadurch, daß er nicht ein ältlicher,

mürrischer Mann, sondern ein flinker, hübscher, junger Bursche, in der Mitte der Zwanziger war. Man hörte ihn des Morgens singen und pfeifen, während er sich im Garten mit irgend einer leichten Arbeit beschäftigte, und man sah ihn regelmäßig gegen elf Uhr, sehr ordentlich und hübsch angekleidet, aus dem Hause treten, dasselbe verschließen und dann verschwinden. Gewöhnlich erschien er spät Abends wieder in der Avenue; aber manchmal kehrte er bereits im Laufe des Nachmittags dorthin zurück, stellte sich in die Straße, unmittelbar vor der offenen Thür der Villa auf und blickte aufmerksam nach rechts und links, bis er einen dunklen, einfachen, von einem schnellen Traber gezogenen Wagen erkannte. Dann strengte er die scharfen Augen noch mehr an, um zu sehen, ob er in der Umgegend irgend etwas Verdächtiges bemerkte, und wenn dies nicht der Fall war, so gab er dem Kutscher ein Zeichen, worauf dieser scharf anhielt, öffnete den Wagenschlag und ließ eine dichtverschleierte Dame aussteigen, die raschen Schrittes in das Haus trat und dort verschwand. Der Wagen fuhr sogleich wieder fort.

Die Portiers der Nachbarschaft hatten die Scene verschiedene Male beobachtet und waren darüber nicht wenig intriguirt. Sie hatten ihrem jungen Collegen Visiten abgestattet und ihn eingeladen, sie wieder zu besuchen, wie dies der Anstand unter wohlsituirten Portiers erheischt; aber Franz Lecouvreur — das war sein Name und das war Alles, was man von ihm wußte — hatte ihre Neugierde nicht befriedigt, sondern durch seine erstaunliche Zurückhaltung nur noch mehr gereizt. Daß ein pflichttreuer Concierge die Geheimnisse des seinem Schutze

anvertrauten Hauses Fremden gegenüber bewahrte, war in Ordnung; aber daß er in Gesellschaft seiner Collegen dieselbe Reserve beobachten wollte, zeigte einen vollständigen Mangel an guten Conciergensitten und war unerhört. Die Portiers bildeten eine förmliche Verschwörung gegen Franz Lecouvreur, überwachten ihn und sein Haus von früh bis spät und brachten mit der Zeit Folgendes in Erfahrung:

Woher der Wagen mit der Dame kam, wußte man nicht. Er schien selten zwei Mal hintereinander denselben Weg zu wählen. Wol aber hatte man entdeckt, daß er eine kleine Stunde, nachdem die Dame ausgestiegen war, gegen vier oder fünf Uhr, bald nachdem es dunkel geworden, wieder erschien. Er hielt dann jedoch nicht vor dem verdächtigen Hause an, sondern fuhr in einer Seitenstraße, in der Nähe desselben langsam auf und ab, bis er durch einen Pfiff von Franz gerufen wurde. Dann fuhr er schnell vor, die Dame stieg ebenso geheimnißvoll, wie sie ausgestiegen war, wieder ein, und das Coupé rollte davon. An ein Folgen desselben war bei der Gangart des Pferdes nicht zu denken.

Bald nachdem die Dame gegangen, war man sicher, einen Herrn aus dem Hause treten zu sehen. Er sah sich um, wie Jemand, der sich beobachtet fürchtet, ging zu Fuß den Champs Elysées zu, bis er eine Droschke fand und ließ sich nach einem der großen Clubs auf dem Boulevard des Italiens fahren.

Es war ganz klar, daß zwei Liebende sich in der Villa Rendezvous gaben. Der Herr war jung, schlank und äußerst elegant. Er hatte ein bleiches, scharf gezeichnetes, vornehmes

Gesicht, dunkle Augen und einen feinen, schwarzen Schnurrbart. Soviel hatte man in der Dämmerung oder wenn er unter einer Laterne vorüberging, bemerken können.

Aber wer war die Dame? Eine vornehme Frau natürlich. Wer weiß: vielleicht die Kaiserin, oder die Prinzessin Mathilde oder irgend eine der berühmten Hofdamen, die den intimen Kreis der Kaiserin bildeten und über deren Sitten die fabelhaftesten Geschichten im Munde des Volkes circulirten. — Ein mit modernen Romanen gut genährter Kopf, wie der eines regulären Pariser Concierge, hält mit besonderer Vorliebe das Abenteuerlichste für das Wahrscheinlichste.

Seit einigen Tagen hatten die freiwilligen geheimen Agenten, welche die Spur von Franz Lecouvreur und seiner Herrschaft verfolgten, eine neue und wichtige Entdeckung gemacht. Der pflichtvergessene Concierge war, zur Ehre der Zunft wußte man es nun, kein wirklicher Concierge. Er war nicht mehr und nicht weniger als ein gewöhnlicher Kammerdiener, der die Eigenschaften eines Concierge usurpirte — Kammerdiener des vielgenannten Herrn Tressan, dessen Name bei allen Rennen, Taubenschießen, Hofjagden, Festen und „ersten Vorstellungen" fortwährend in den Boulevard-Zeitungen genannt wurde. — Man war Lecouvreur gefolgt; hatte ihn in ein Haus der Rue de Courcelles treten sehen, sich dort nach ihm erkundigt, und da man mit einem vernünftigen, ordentlichen Concierge hatte sprechen können, bald Alles erfahren, was man dort lernen konnte, und dagegen berichtet, was man wußte. — Franz Lecouvreur war seit sechs Jahren Kammerdiener des Herrn Tressan und war ebenso

„mauvais sujet“ wie sein Herr, der große Stücke auf ihn hielt und dem er sehr zugethan zu sein schien.

„Das ist ganz natürlich,“ hatte der berichterstattende Concierge aus der Rue de Courcelles seinem Collegen aus der Avenue de l'Empereur erklärt. „Er hat Fünfzehnhundert Franken Lohn, ohne den Wein; eine Masse Trinkgelder, zweihundert Franken Neujahrsgeschenk und die abgelegten Kleider seines Herrn. Es ist ihm gestattet, sich den Bart wachsen zu lassen und er braucht keine Livrée zu tragen. Unter solchen Umständen ist es natürlich, daß er auf seinen Herrn wie auf seinen Augapfel aufpaßt. Es würde ihm in seinem Alter schwer werden, eine ähnliche Stellung wie seine jetzige in ganz Paris zu finden.“

Der Berichterstatter hatte um Discretion gebeten und es war ihm gelobt worden, daß das professionelle Geheimniß nicht verrathen werden sollte. Darauf hatten sich die beiden Concierge unter Versicherung gegenseitiger Hochachtung getrennt. — Die bei der Frage interessirten Portiers der Avenue de l'Empereur wußten nun also, daß Herr Tressan einen „pied à terre“ in ihrer Nähe besitze, in dem er eine vornehme Dame in unregelmäßigen, ziemlich nahe gelegenen Zwischenräumen zu empfangen pflegte. Ein Theil des geheimnißvollen Schleiers war gelüftet. Man war etwas beruhigter. Man sah der Zukunft vertrauend entgegen; man durfte hoffen, bald Alles zu erfahren, was man zu wissen berechtigt war.

Lecouvreur hatte keine Ahnung davon, daß man bereits so Vieles und Richtiges über ihn und seinen Herrn in Erfahrung gebracht hatte. Es war ihm nicht entgangen, daß

seine Nachbarn den Versuch gemacht hatten, ihn auszuforschen und ihm unfreundliche Mienen zeigten, seitdem er diesem Versuche widerstanden hatte. Niemand aus der Umgegend wünschte ihm jetzt noch „guten Morgen“ und „gute Nacht“. Daraus machte er sich wenig. Die Bewohner des entlegenen Stadttheils kamen ihm wie Provinzialen vor, deren Eigenthümlichkeiten ihm eine gewisse Zerstreuung gewährten. Er hielt es für unter seiner Würde, sich über sie zu ärgern.

Eines Morgens gegen elf Uhr, als Lecouvreur, mit den Arbeiten in der Villa fertig, sich darauf vorbereitete, die Avenue de l'Empereur zu verlassen, hörte er klingeln. Er öffnete die Thür und sah einen korpulenten Herrn in den Dreißiger-Jahren, mittlerer Größe, hereintreten. Lecouvreur nahm sofort genau sein Signalement: Blondes, feines, spärliches Haar; ein bleiches, feistes, finsteres Gesicht; kleine, dunkle, stechende Augen; ein langer, spitz gedrehter Schnurrbart. Anzug, vom glänzend gebürsteten Hut bis zu den blank gewichsten englischen Schuhen, von tadelloser Eleganz. — „Ein vornehmer Mann, der nicht mit sich spaßen läßt,“ sagte sich Lecouvreur. „Was hat der bei uns zu suchen?“

„Ist diese Villa zu vermiethen?“ fragte der Fremde.

„Nein, mein Herr,“ antwortete Lecouvreur schnell beruhigt.

„Wer bewohnt sie?“

„Sie ist nicht zu vermiethen.“

„Das sagten Sie mir bereits, und ich fragte Sie darauf, von wem sie bewohnt sei.“

„Ich habe darüber keine Auskunft zu geben,“ antwortete

der Diener mürrisch. „Ich bin hier Concierge, um Besuche und Briefe für meine abwesende Herrschaft zu empfangen."

„Ich kenne Ihren Herrn."

„Dann ist es unnöthig, Ihnen zu sagen, wer er ist."

„Ihr Herr wohnt in der Rue de Courcelles und heißt Herr Olivier Tressan."

Lecouvreur war betroffen und schwieg. Es konnte nichts nützen, die Wahrheit zu leugnen; aber er wollte vermeiden, seinen Herrn durch ein Wort zu compromittiren.

„Sie sehen wie ein vernünftiger junger Mensch aus," fuhr der Fremde gelassen fort. „Wollen Sie eine hübsche Summe Geldes verdienen?"

„Hm," meinte Lecouvreur und sah den Versucher mißtrauisch an.

Dieser zog ein kleines ledernes Portefeuille aus der Tasche, auf dem Lecouvreur's schnelles Auge eine silberne Baronenkrone entdeckte, und legte einen Fünfhundert-Frankenschein auf den Tisch.

„Das ist das Angeld," sagte er, den Diener scharf fixirend. „Sie sehen, ich bin im Ernste. — Wollen Sie eine hübsche Summe Geldes verdienen?"

Lecouvreur hatte im Dienste seines Herrn, dessen Existenz an Abenteuern aller Art reich war, viel erfahren und gelernt.

„Was verlangt der Herr von mir?" fragte er die Blicke zu Boden schlagend.

„Nicht viel," antwortete der Fremde. „Erstens, daß Sie mit Niemand von meiner Visite sprechen; zweitens, daß Sie mir sagen, wann Sie den nächsten Besuch ihres Herrn

erwarten; drittens, daß Sie mir einen Platz anweisen, wo ich die Dame, die an dem Tage ebenfalls kommen wird, sehen kann."

„Was der Herr von mir verlangt, würde mich um den besten Platz bringen, den ich je gehabt habe und je wieder bekommen kann."

„Sie sollen dafür reichlich entschädigt werden."

Lecouvreur schien zu überlegen.

„An dem Tage, wo Sie es mir möglich machen, Herrn Tressan und die Dame hier zusammen zu treffen, zahle ich Ihnen zweitausend Franken."

„Ich würde gern zweitausend Franken verdienen," sagte Lecouvreur wie mit sich selbst sprechend. „Ich bin ein Diener, der für Geld arbeitet . . . Zweitausend Franken ist eine große Summe. Ich würde sie gern verdienen."

„Das kann mit Leichtigkeit geschehen. Aber merken Sie sich Eins, Herr . . . Wie heißen Sie?"

„Franz Lecouvreur."

„Merken Sie sich Eins, Herr Franz Lecouvreur. Wenn Sie mich hintergehen sollten, so würde ich das sicherlich erfahren; und sollte ich es erfahren, so würde es Ihnen schlecht gehen. Ich lasse nicht mit mir spaßen!"

Das hatte sich Herr Franz Lecouvreur bereits gesagt.

„Verstehen Sie mich, Herr Franz?"

„Vollkommen!"

„Das freut mich. Also wann erwarten Sie Ihren Herrn?"

„Er läßt mir immer des Morgens sagen, wann er kommen wird. Ich bin bis jetzt ohne Nachricht von ihm. Er wird heute nicht kommen."

„So werde ich morgen um dieselbe Stunde wieder hier sein, um zu erfahren, ob Sie mir etwas Neues mitzutheilen haben. Auf Wiedersehen.“

Der Fremde entfernte sich. Lecouvreur sah ihm sinnend nach, steckte den Fünfhundert-Frankenschein in die Tasche, und machte sich langsam auf den Weg nach der Rue de Courcelles. Er war fest entschlossen, seinen Herrn nicht zu verrathen. Er war nicht für ein paar tausend Franken käuflich. Ja, wenn der Fremde von zwanzigtausend Franken gesprochen hätte, so wäre die Angelegenheit vielleicht zu überlegen gewesen. Wie die Sachen standen, wollte er sich als treuer, zuverlässiger Diener bewähren. Er rechnete dafür auf eine gute Belohnung von seinem Herrn. Aber er war beunruhigt, obgleich er unerwartet gute Aussichten hatte, in kurzer Zeit viel Geld zu verdienen. Der Fremde sah in der That nicht aus, als ob er mit sich spaßen lasse. Wer mochte er sein? — Er hatte einen militärischen Anstand. Er war vielleicht ein junger General, ein Freund des Kaisers, oder des allmächtigen Vice-Kaisers, oder des Polizeipräfecten. — Lecouvreur wünschte nicht, sich mit ihm zu verfeinden. „Er ist jedenfalls der Gemahl der Dame, die wir in der Avenue de l'Empereur empfangen,“ sagte er sich. Er kannte diese Dame nicht. Er hatte ihr Gesicht nie gesehen. Sie war immer, dicht verschleiert, schnell an ihm vorübergegangen und er hatte sich keine Mühe gegeben, ihre Züge zu unterscheiden. Herr Treffan hatte ihm gesagt: „Franz, Sie dürfen die Damen, die ich in der Avenue de l'Empereur empfange, nicht erkennen. Wenn Sie zufälligerweise Eine von ihnen erkennen

sollten, so müßte ich mich zu meinem Bedauern von Ihnen trennen."

Während Lecouvreur über Alles dies nachsinnend dahinging, begab sich der fremde Herr schnellen Schrittes nach dem Hôtel Vieuville. Er war mit seinem Tagewerk sehr zufrieden, und der zornige, finstere Ausdruck auf seinem Gesichte machte verschiedene Male einem bittern Lächeln Platz. Er glaubte, dem Ziele jetzt nahe zu sein, das er seit drei Wochen mit zäher Ausdauer, mit Aufwand aller seiner geistigen Kräfte verfolgte. Er war stolz auf das, was er gethan hatte, auf das, was er zu thun beabsichtigte. Er war geneigt, sich für einen sehr feinen Kopf zu halten. Er hatte Niemand um Rath gefragt. Er hatte allein, nach seinem eigenen Gutdünken gehandelt. — Lecouvreur war der zweite Concierge, den er im Verlauf weniger Tage für sich gewonnen zu haben glaubte. Der Portier in der Rue de Courcelles hatte sich bewährt. Er hatte, nachdem er einige Goldstücke empfangen, berichtet, daß Herr Tressan nie eine Dame in der Rue de Courcelles empfange, sondern zu dem Zwecke eine andere Wohnung in der Avenue de l'Empereur besitze. — Das war der Wahrheit gemäß. Vieuville durfte annehmen, daß der reichlich bezahlte Portier der Villa ebenfalls gute Dienste leisten werde. „Und dann? . . Und dann?" fragte er sich. Er knirschte mit den Zähnen und ballte die Fäuste. Er glaubte Tressan bereits in den Händen zu halten. Er ging nach dem Frühstück in die Schießallee von Gastine Renette und probirte dort, mit großem Erfolg, eine kleine Taschenpistole, die er noch aus seiner Junggesellenzeit her besaß,

und die jahrelang unbenutzt auf der Commode seines Schlafzimmers gelegen hatte. Vor dem Essen begab er sich darauf in den Fechtsaal, wo er von dem Lehrer als ein alter, geehrter Gast mit großer Freude begrüßt wurde.

„Sie haben sich lange nicht bei uns sehen lassen, Herr Baron,“ sagte der Fechtmeister. „Sie werden etwas aus der Uebung sein. Lassen Sie sehen: En garde . . . Nun es geht noch. Das Auge ist gut. Die Hand etwas schwerer geworden, als früher; aber sie wird bald wieder geschmeidig werden. Wie schade, Herr Baron, daß Sie so häufig und so lange pausiren. Bei Ihren Anlagen sollten Sie eine der besten Klingen von Paris sein . . . Das war sehr hübsch parirt und ripostirt . . . Bravo! Bravo! . . . Oh, Sie sind ein gefährlicher Gegner, Herr Baron . . . Jemand, der Ihr Spiel nicht so genau kennt, wie ich, würde diesen Stoß nicht parirt haben! Sie wollen sich auf diese Attaque besonders einüben? . . . Sehr wohl . . . Gut . . . vorzüglich . . . Ruhen Sie sich etwas aus . . . Sie sind außer Athem . . . Ich stehe sofort wieder zu Diensten; ich habe nur zwei Worte mit dem Grafen Illien zu wechseln.“

Der junge Russe war vor wenigen Minuten in den Fechtsaal getreten und begrüßte den Baron Vieuville mit einer etwas zurückhaltenden Höflichkeit. Die Beiden waren nur oberflächlich mit einander bekannt geworden und fühlten sich nicht besonders zu einander hingezogen. Illien, der die d'Eltang in Biarritz kennen gelernt und sich schnell mit der Baronin und Anna befreundet hatte, war, seitdem er sich in Paris aufhielt, beinahe fortwährend in Gesellschaft zweier junger Männer,

die dem Baron Vieuville nicht sympathisch waren, der Herren Tressan und Lemercier. Diese hatten ihn in ihre Clubs eingeführt, zeigten sich mit ihm im Theater und im Bois de Boulogne und schienen bereit, wie sie geeignet waren, ihn in alle Geheimnisse des Lebens von Paris einzuweihen. Der Graf Alexis Illien war ein Cavalier, der ihnen Ehre machte. Er hatte ein feines, edles Gesicht; er war groß, schlank und bewegte sich mit dem Anstand eines vornehmen Mannes. Man wußte bereits, daß er ein verwegener Reiter sei, sich im Fechtsaal auszeichne, und die ganze Nacht am grünen Tische sitzen könne, ohne Ermüdung oder üble Laune zu zeigen. Außerdem munkelte man, daß er einen steinreichen, alten Onkel besitze, dessen natürlicher und einziger Erbe er sei. Alles das waren Eigenschaften, die von Herrn Tressan, Lemercier und deren Freunden in vollstem Maße gewürdigt wurden. — Auch bei den Frauen hatte der junge Russe Glück. Sie bewunderten sein üppiges, blondes Haar, seine helle, nordische Gesichtsfarbe, seine „charmante" Schüchternheit. Er erröthete noch wie ein junges Mädchen, wenn ihm eine schöne Frau in die Augen blickte. Man sah voraus, daß dies nicht lange dauern, daß Tressan es ihm bald abgewöhnen würde. Er hatte sich in den letzten Wochen schon merklich verändert. Er sah nicht mehr so frisch, so lebenslustig aus, wie zu Anfang des Winters. Dies fiel sogar Vieuville auf, der sich sicherlich nicht rühmen durfte, ein scharfer Beobachter zu sein, und er erzählte es am Abend seiner Schwiegermutter, als er dieser auf dem Wege, seine Frau in eine Soiree zu führen, einen kurzen Besuch machte. — Anna seufzte leise,

als sie dies hörte. Die Besuche des Grafen Alexis waren seit einiger Zeit immer seltener und kürzer geworden und sie fühlte sich darüber sehr unglücklich.

V.

Illien war nur kurze Zeit im Fechtsaal geblieben, hatte, gegen seine Gewohnheit, allein gegessen und irrte nun, trotz des unfreundlichen Wetters, seit einer Stunde bereits in den verödeten Champs Elysées umher. Das Herz war ihm schwer. Er war mit sich und der Welt unzufrieden. Er fühlte sich sehr elend.

In Rußland hatte er vom Leben nicht viel mehr kennen gelernt, als was er in den Büchern, die man ihm zu lesen gestattet, gefunden hatte. Während seines Aufenthalts in Frankreich hatte er von der ihm plötzlich eingeräumten Freiheit anfänglich einen sehr bescheidenen Gebrauch gemacht. Es war seine Absicht gewesen, „mit Nutzen" zu reisen und er hatte zunächst alle Museen, Monumente, Bibliotheken, die er auf seinen Wegen antraf, mit großem Eifer besucht und mit freudigem Erstaunen bewundert. In Biarritz, wo er den heißen Theil des Sommers verlebt hatte, war er durch Vermittelung einer russischen Dame, der alten Fürstin O., mit der Familie d'Eltang in Verbindung getreten. Anna war ihm sehr liebenswürdig erschienen und er hatte nichts Eiligeres zu thun gehabt, als sich in das junge hübsche Mädchen zu verlieben. Er hatte sich jedoch klar gemacht, daß es seinem Onkel, der gleichzeitig sein Vormund und

gewissermaßen sein Adoptivvater war, mißfallen könne, wenn er ihm, bald nachdem er ihn verlassen hatte, die Anzeige mache, daß er sich mit einer Fremden verheirathen wolle. Er wußte, daß der alte Graf Woikoff die Franzosen nicht gerade wohlwollend beurtheilte. Alexis hatte ihm deßhalb nur geschrieben, er habe durch die Fürstin O. die Bekanntschaft einer vornehmen französischen Familie gemacht, die ihn sehr freundlich aufgenommen habe und in der er sich um so schneller heimisch zu fühlen hoffe, als er in Erfahrung gebracht habe, daß Sir Richard Harvey ein langjähriger intimer Freund dieser Familie sei. — Sein Plan war nun, den Onkel, der ihm versprochen hatte, zu Anfang des neuen Jahres nach Paris zu kommen, bei den d'Eltangs vorzustellen. Der gute alte Herr konnte dann nicht verfehlen, so meinte der Verliebte, Anna in sein Herz zu schließen. Dann wollte Alexis ihn um die Erlaubniß bitten, sich um die junge Französin bewerben zu dürfen. Dies war, nach seiner Bücher-erfahrung, der richtige Weg, den junge, vornehme Leute, die sich zu verheirathen beabsichtigen, einzuschlagen haben. Einstweilen wollte er sich des Herzens des jungen Mädchens so viel wie möglich versichern, ohne jedoch einen entscheidenden Schritt zu thun.

Illien hatte das Programm bis vor wenigen Wochen getreulich ausgeführt; aber dann hatte seine schnell wachsende Intimität mit Tressan und Lemercier dasselbe ganz plötzlich beseitigt. Alexis hatte sich zunächst, gewissermaßen aus Neugierde, „amüsirt". Wie viele junge Leute glaubte er, eine ernste Pflicht zu erfüllen, indem er das heitere Leben aus

eigener Anschauung kennen lernte. Er wähnte sich sehr weise, über alle Versuchungen — von denen noch keine an ihn herangetreten war — erhaben. Nach wenigen Tagen hatte er, wie dies vorauszusehen war, aufrichtiges Vergnügen am Vergnügen gefunden. Seine guten Vorsätze waren darüber vergessen worden, und seine junge Philosophie hatte an den ersten Klippen, auf die sie stieß, Schiffbruch erlitten. Alexis lebte seit einigen Wochen wie im Taumel und war förmlich berauscht. Die Umwandlung in seinem Wesen war jedoch zu schnell vor sich gegangen, um nicht, zu Anfang wenigstens, von heftigen Reactionen gefolgt zu sein.

Als der junge Russe an jenem Decemberabend die Champs Elysées auf- und ablief, und sich die naßkalte Winterluft in das heiße Gesicht wehen ließ, war sein Zustand wohl mit dem eines Mannes zu vergleichen, der am Morgen nach einem wüsten Trinkgelage mit heftigen Kopfschmerzen zur Besinnung kommt und die Cumpane und den Wein verwünscht, die ihn am vorhergehenden Abend trunken gemacht haben. Es kam Ilien vor, als habe er in vier Wochen bedeutend gealtert, als sei er nun ein lebenserfahrener, lebensmüder Mann. Er konnte mit einer Art von Rührung, die seinem Selbstgefühle schmeichelte, an den Alexis denken, der vor wenigen Monaten, unerfahren und rein, nach Frankreich gekommen war. Er hielt sich nun für einen blasirten Lebemann, für einen, der „den schäumenden Becher der Lust" bis auf die Hefe geleert hatte.

Nun war es der Freude genug! Der Ernst des Lebens trat an ihn heran. — Er war ein fertiger Mann. Er

wollte wie ein solcher handeln. Sein Onkel mußte in vierzehn Tagen in Paris sein. Er wollte diesem sagen können: „Ich habe mit der Jugend unwiderruflich abgeschlossen. Hier siehst Du einen frühreifen, vor den Jahren gealterten Mann vor Dir. Wir wollen jetzt gemeinschaftlich wirken und schaffen.“

Aber ehe dies geschehen, ehe er den Onkel durch seine Mannesreife überraschen konnte, mußten noch einige Formalitäten erfüllt, einige Jugendsünden getilgt werden. Illien hatte erst seit zwölf Stunden den Vorsatz gefaßt, mit der Vergangenheit zu brechen. Er konnte sie leider nicht sofort abschließen. Er hatte seit acht Tagen mit fortdauerndem Unglück gespielt, und nicht nur Alles verloren, was er an baarem Gelde besessen und womit er unter gewöhnlichen Verhältnissen noch reichlich mehrere Monate hätte leben können, sondern er schuldete einen Betrag, der ihm, der niemals Schulden gehabt, niemals Geldsorgen gekannt, sehr bedeutend erschien — nämlich zehntausend Franken. Er hatte diese Summe gestern im Club verloren und Tressan, der an jenem Abend unter den Gewinnenden gewesen, war sein Gläubiger. Illien wußte aus Romanen, die er gelesen hatte, sehr genau, daß Spielschulden innerhalb vierundzwanzig Stunden bezahlt werden müssen; Tressan hatte ihm ausdrücklich gesagt, er brauche das Geld nicht sofort, aber Illien fühlte, daß ihm zwar mit dieser Aeußerung doch nur ein paar Tage Frist gegeben wären. — Wie sollte er das Geld so schnell herbeischaffen? Dem guten Onkel schreiben, ihm einen großen Kummer bereiten? Dazu fehlte Alexis der

Muth. Uebrigens war nicht einmal Zeit dazu. Graf Woikoff befand sich auf seinen Gütern. Ein Brief brauchte sechs Tage, um ihn zu erreichen. Und doch mußte das Geld unbedingt gefunden werden. — Alexis kannte nicht einen einzigen Wucherer auch nur dem Namen nach. Er schämte sich, Tressan oder Bertha's Bruder, Lemercier, zu bitten, ihn bei einem dieser gefälligen Herren einzuführen. Was würden jene, seine Freunde, von ihm gedacht haben, wenn er ein solches Anliegen an sie gestellt hätte? Er hatte Tressan bedeutende Summen mit der größten Gleichgültigkeit verlieren und bezahlen, gewinnen und eincassiren sehen. Zehntausend Franken schienen eine Bagatelle für ihn. Alexis durfte nicht wagen, einzugestehen, daß er deswegen in Verlegenheit sei.

Wo konnte er Hülfe suchen? Schon verschiedene Male hatte er, als Antwort auf diese Frage, an einen freundlichen, älteren Herrn gedacht, der ihm, als er sich ihm zum ersten Male vorstellte, gesagt hatte: „Ihr Onkel ist ein Freund von mir. Sie sind mir von ihm empfohlen. Wenn ich Ihnen mit Rath und That beistehen kann, so dürfen Sie über mich verfügen.“ War es nicht am einfachsten von dieser Erlaubniß Gebrauch zu machen? Ja, er wollte Sir Richard Harvey aufsuchen. Es blieb ihm kein anderer Ausweg übrig.

Illien war am Platz der Concorde angelangt, als er diesen Entschluß gefaßt hatte. Er überschritt die Brücke, die dort die beiden Seine-Ufer verbindet, und begab sich nach der Rue de l'Université, wo Sir Richard in einem alten Hause seit einer Reihe von Jahren seine Residenz aufgeschlagen hatte.

Der Baronet war zu Hause. Der junge Russe stieg mit heftigem Herzklopfen die breite steinerne Treppe hinauf, blieb eine halbe Minute rathlos vor der Stubenthüre stehen, faßte dann endlich Muth und klingelte laut. — Die Thür wurde schnell geöffnet, und der alte stille Diener, der den Grafen Illien als einen Freund des Hauses kannte, führte den Eintretenden in das Arbeitszimmer seines Herrn.

Wie ruhig und heimisch es dort aussah! Ja, in einem solchen Zimmer konnte man ein Leben führen, wie Graf Illien es nun in Zukunft führen wollte. — Aber daran durfte er vorläufig nicht denken. Er mußte zunächst mit der traurigen Vergangenheit abschließen.

Sir Richard saß in einem behaglichen Hausanzug am Kamin und schien gelesen zu haben. Auf einem kleinen Tisch, der neben ihm stand, lagen Bücher und Zeitungen. Er erhob sich, ging dem späten Gaste mit einem wohlwollenden Lächeln entgegen und nöthigte ihn, ihm gegenüber Platz zu nehmen.

Illien war in großer Verlegenheit. Er wußte nicht, wie er seine Rede beginnen sollte. Sir Richard bemerkte dies sofort und hatte auch in seinem Geiste nicht lange Zweifel darüber, welcher Art das Anliegen sein werde, das sein Schützling an ihn zu stellen beabsichtigte. Wenn junge Leute einen ältern Freund zu einer ungewöhnlichen Stunde unerwartet besuchen, so kann man immer dreist zehn gegen eins wetten, daß sie in Geldverlegenheit sind. — Sir Richard wollte dem Grafen ein unangenehmes Geständniß erleichtern und sagte ihm deshalb nach wenigen Minuten: „Nicht wahr, Alexis, Sie gebrauchen Geld?“

Illien wurde roth bis an die Stirn, blickte zu Boden und nickte mit dem Kopfe.

„Wieviel gebrauchen Sie?“ fragte Sir Richard freundlich aufmunternd. Illien hatte nicht den Muth, eine directe Antwort zu geben. Er wollte erklären, auf welche Weise er in Verlegenheit gerathen sei; er wollte auch die Versicherung geben, daß er in Zukunft nie wieder etwas thun werde, um in eine ähnliche Lage zu gerathen. Aber seine Rede war nicht fließend. Er stotterte und stammelte, wiederholte ein halbes Dutzend Mal dieselben Phrasen und fühlte mit großem Unbehagen, daß die ruhigen Augen Sir Richard's unverwandt auf ihn gerichtet waren. Er hatte eigentlich noch gar nichts gesagt, als Sir Richard ihn bereits wieder unterbrach:

„Geben Sie sich keine Mühe, lieber Alexis,“ sagte der Baronet ernst, aber freundlich, „mir ein unnützes Geständniß zu machen. Ich glaube zu wissen, um was es sich handelt Sie haben gespielt und haben verloren. Wieviel gebrauchen Sie, um Ihre ganze Schuld zu decken?“

„Es ist eine große Summe. Ich hatte verschiedene Bons gezeichnet und habe mir erst am Ende der Soirée Rechenschaft von der Größe meines Verlustes abgelegt. Es ist eine Lehre für mich, die mir für das ganze Leben dienen soll . . .“

„Wieviel schulden Sie, lieber Alexis?“

Eine Pause. Ein Seufzer. Dann mit leiser Stimme: „Zehntausend Franken.“

„Das ist in der That eine große Summe für einen jungen Menschen, der noch nichts verdient.“

Sir Richard war aufgestanden, hatte eine Schublade in seinem Schreibtisch geöffnet, dort längere Zeit gesucht und kam nun mit einem Paquet Banknoten in der Hand an den Kamin zurück.

„Hier ist das Geld," sagte er. „Es thut mir leid, Ihnen bemerken zu müssen, daß es mir nicht Freude macht, Sie in der Lage zu sehen, einen solchen Dienst von mir anzunehmen. Aber Sie haben recht gethan, zu mir zu kommen."

Illien war in die Höhe gesprungen. „Sir Richard," sagte er mit bewegter Stimme, „ich danke Ihnen. Ich gebe Ihnen mein heiliges Ehrenwort . . ."

„Nein, geben Sie mir Ihr Ehrenwort nicht," unterbrach der Baron wieder. „Es genügt mir, zu sehen, daß Sie die Vergangenheit bereuen und die Absicht haben, ein neues, würdigeres Leben zu beginnen."

„Die Absicht habe ich in der That. Auf mein heiliges . ."

Er stockte, als er Sir Richard lächeln sah, und fuhr ruhiger fort:

„Ich wünschte Sir Richard, daß Sie mir Gelegenheit geben wollten, Ihnen zu beweisen. wie ernst ich es meine. — Sie haben das Recht, mir gegenüber mißtrauisch zu sein, aber ich hoffe, daß es mir gelingen wird, Ihre gute Meinung wieder zu gewinnen. — Ehe ich Sie sah, hatte ich bereits den festen Vorsatz gefaßt, meine bisherige Lebensweise zu ändern. Dank Ihrer Freundlichkeit bin ich in der Lage diesen Entschluß nun sofort auszuführen. — Ich gehe von hier in den Club. Dort bin ich sicher, im Laufe des Abends meinen Gläubiger zu treffen, und nachdem ich ihn bezahlt, sage ich

ihm und seinen Freunden Lebewohl. Ich werde in Zukunft meine Zeit nützlicher verwenden, als ich dies während der letzten Wochen gethan. Gestatten Sie mir, Sie manchmal zu besuchen. Mein Onkel wird in vierzehn Tagen oder drei Wochen hier ankommen. Ich möchte, daß der Eindruck, den ich heute auf Sie gemacht haben muß, dann bereits vollständig verwischt wäre.

Der Ton, in dem dies gesagt wurde, zeigte so aufrichtige Reue, der Sprecher blickte Sir Richard dabei so gerade und treuherzig an, daß dieser, der immer gern das Beste von den Menschen glaubte, Mitleiden mit seinem jungen Freunde fühlte und den Wunsch hegte, ihm beizustehen, die neuen, guten Vorsätze auszuführen. Er ermunterte Illien deshalb, ihn zu besuchen, und rieth ihm an, häufiger zu den d'Eltangs zu gehen, wo er sich mit liebenswürdigen jungen Frauen und Mädchen unterhalten könne; endlich sagte er ihm, daß er ihn gern bei den wenigen Bekannten, die er von Zeit zu Zeit sehe, einführen werde.

„Kommen Sie morgen zu der Baronin Vieuville," schloß er. „Ich werde Sie dort anmelden. Sie sind ihr vorgestellt und sie wird sich freuen, Sie zu sehen. Sie hat mir bereits verschiedene Male von Ihnen in wohlwollender Weise gesprochen. Sie ist eine schöne, herzensgute und kluge Frau. — Kennen Sie ihre Freundin, die Gräfin Daxat?"

„Ich habe die Ehre gehabt, ihr vorgestellt zu werden; ich habe eine Karte bei ihr abgegeben, aber ich habe sie noch nicht in ihrem Hause gesprochen."

„Ich werde sie morgen oder übermorgen sehen," fuhr

Sir Richard fort, „und um die Erlaubniß bitten, Sie eines Abends zu ihr zu führen. Sie werden an der guten Gesellschaft Geschmack finden, ich zweifle nicht daran, und den Club und den Spieltisch bald nur noch wenig vermissen.“

Illien drückte dem Baronet noch einmal tief gerührt die Hand, versprach, am nächsten Abend um halb neun Uhr zur Baronin Vieuville zu kommen und entfernte sich dann voll der besten Vorsätze. — Er ging direct nach dem Club, um seine Rechnung mit Tressan zu ordnen.

Der grüne Tisch war noch leer. Die Spieler versammelten sich dort selten vor Mitternacht, und es war erst elf Uhr. Illien begab sich deshalb in das Lesezimmer um zu warten. Die erste Person, die er dort erblickte, war Tressan. Er saß vor einem Schreibtisch mit einer Feder in der Hand und einem weißen Bogen Papier vor sich und schien dermaßen mit seinen Gedanken beschäftigt, daß er Illien's Eintreten gar nicht bemerkte. Dieser wünschte ihm guten Abend. Tressan blickte zerstreut auf und antwortete kurz: „Guten Abend“. Aber der junge Russe ließ sich dadurch nicht abweisen; er wollte das Geld, das er in der Tasche hatte, los werden.

„Hier ist meine Schuld von gestern Abend,“ sagte er, Tressan das soeben erhaltene Packet Banknoten überreichend; „vielen Dank.“

„Welche Schuld?“

„Nun, die zehntausend Franken!“

„Ach ja, richtig; die Sache hatte keine Eile. Danke.“ Tressan steckte das Geld in die Tasche und ergriff gleich

darauf wieder die Feder mit einer Bewegung, die so deutlich wie Worte sagte: „Ich habe zu thun und wünsche, nicht gestört zu sein."

Illien war etwas verwundert über dies Benehmen. Er hatte erwartet, daß Tressan ihm freundschaftliche Vorwürfe darüber machen werde, daß er ihn wie einen Fremden behandle. Er hatte im Geist eine Antwort fertig gemacht, die versichern sollte, daß er, Illien, keine Karte mehr anrühren werde und deshalb Eile habe, seine Spielschuld zu bezahlen. Es war nicht möglich von dieser Phrase augenblicklich Gebrauch zu machen. Tressan ignorirte die Gegenwart seines jungen Freundes, den er bis dahin mit so zu vorkommender Höflichkeit behandelt hatte, vollständig.

Illien setzte sich etwas piquirt an einen andern Tisch und nahm eine Zeitung. Nach einigen Minuten trat ein Diener in das Zimmer und überreichte Tressan ein kleines Billet. Er riß es auf, nahm in einer Viertel-Minute von dessen Inhalt Kenntniß, griff nach seinem Hute und eilte, ohne Alexis eines Blickes gewürdigt zu haben, aus dem Zimmer.

Alexis hatte sich von seinem Erstaunen über dies Benehmen kaum beruhigt, als Lemercier ihn begrüßte.

„Haben Sie Tressan gesehen?" fragte er.

„Er war soeben hier. Er schien den Kopf voll zu haben. Er sagte mir kaum guten Tag und ging fort, ohne mir Adieu zu sagen."

„Er hatte mir ein Rendezvous gegeben," sagte Lemercier. „Wir wollen zusammen essen und dann eine Visite machen. Er ist nicht gekommen und hat sich auch nicht entschuldigen

lassen. Ich werde ihn in ein paar Stunden hier sehen; ich werde im Spielzimmer auf ihn warten. — Wir finden uns dort wol auch wieder. Auf Wiedersehen!"

Illien begab sich bald darauf nach Hause und schrieb einen langen Brief an seinen Onkel. Dann ging er zu Bett, ebenso zufrieden mit sich und der Welt, wie er vor wenigen Stunden damit unzufrieden gewesen war.

Tressan hatte vor dem Club einen Wagen genommen und sich nach dem Boulevard Haußmann fahren lassen. Dort stieg er vor einem großen, neuen Hause aus, ging, ohne nach Jemand zu fragen, an der Portierloge vorüber und klingelte, als er im ersten Stockwerk angelangt war. Ein Diener in schwarzem Frack und weißer Cravatte öffnete ihm.

„Ist Frau Alzati zu Hause? Ist sie allein?"

„Frau Alzati erwartet Herrn Tressan."

Der Diener schritt voraus, öffnete eine Thür und Tressan trat in einen kleinen, matt erleuchteten Salon. Er hatte seinen Ueberrock nicht abgelegt und den Hut auf dem Kopf behalten. Diesen stellte er nun auf einen Stuhl und warf sich in einen niedrigen Sessel, der vor dem Kamine stand.

Der Salon war mit großer, fast schwerfälliger Pracht, mit Ausschließung alles Auffallenden und mit Vorliebe für dunkle, ruhige Farben ausgestattet. Schwere, seidene Vorhänge hingen an den Fenstern und Thüren. Ein kostbarer Teppich bedeckte den Fußboden. Die Wände waren mit alten, gut erhaltenen Gobelins überzogen. Die Uhr auf dem Kamin, die ciselirten Candelaber, der kleine Kronleuchter, jeder Stuhl, Sessel oder Tisch trugen den unverkennbaren Stempel, den

die ersten und berühmtesten pariser Werkstätten ihren Productionen aufdrücken. Eine schwere, heiße Luft herrschte in dem kleinen Zimmer.

Nach einer Minute öffnete sich eine Seitenthür; eine kleine, schneeweiße Hand schob den Vorhang, der dieselbe verdeckte, zurück und eine Frau trat langsam und geräuschlos herein. Es war eine wunderbare, überraschende Erscheinung. Sie näherte sich Tressan und blieb eine Weile, ohne zu sprechen, vor ihm stehen.

Die Frau war groß. Sie hatte ein weißes, weiches Gesicht, das von üppigem röthlich-blondem Haar eingerahmt war und aus dem die braunen, heißen, tiefen Augen erstaunlich schön hervorleuchteten. Sie trug ein Hausgewand aus bräunlich-rothem Sammt, das vom Hals, wo es durch eine kostbare Nadel zusammengehalten war, schwer und gerade, ohne eine Falte, auf die Zehen herabfiel und die hohe üppige Gestalt noch bedeutender erscheinen ließ. Aus den dunklen, weiten Aermeln glänzten die runden, weißen, nackten Arme wie Marmor hervor.

„Was verschafft mir die Ehre dieses formellen Besuches?“ fragte sie. Es war eine volle, weiche Stimme, die mit der ganzen Erscheinung und mit der Umgebung in vollem Einklang war. „Wozu war es nöthig, mir zu schreiben?“

„Blanche,“ sagte Tressan, ohne die an ihn gerichtete Frage zu beantworten, Sie können mir einen großen Dienst leisten.“

Ein Ausdruck der Freude flog schnell über das weiße Gesicht, das gleich darauf wieder ruhig und undurchdringlich wurde: „Was willst Du haben?“ fragte sie.

„Du kannst beruhigt sein,“ entgegnete Tressan bitter lächelnd, „soweit ist es noch nicht mit mir gekommen, wie Du zu denken scheinst: ich verlange kein Geld von Dir.“

Sie zuckte die Achsel. „Wer denkt daran?“ sagte sie kleinlaut.

„Du dachtest daran,“ antwortete er. „Kenne ich Dein Gesicht nicht; kann ich nicht darauf lesen? — Aber darum handelt es sich ja nicht.“

„Um was handelt es sich?“

„Wir kennen uns seit geraumer Zeit, liebe Blanche,“ fuhr Tressan fort. „Ich habe Dich manchmal geärgert und Du mich; aber im Grunde glaube ich, sind wir doch gute Freunde geblieben. Habe ich Recht? — willst Du mir einen Dienst leisten, der für mich von Wichtigkeit ist?“

„Wozu diese Vorrede? Komm' zur Sache!“

„Ich habe volles Vertrauen zu Dir. Ich gebe Dir mein Wort, daß ich mich fest und ruhig auf Dich verlasse. — Willst Du mir versprechen, verschwiegen zu sein; sei es, daß Du mir den verlangten Dienst leistest, sei es, daß Du denselben verweigerst.“

„Um Himmelswillen, Olivier, was bedeutet dies? Sprich!“

„Du versprichst mir, zu schweigen?“

„Ja, ja! So sprich!“

Sie war womöglich noch weißer geworden, und ihre Augen leuchteten noch wunderbarer. Sie sah Tressan ängstlich an.

„Du irrst Dich wieder,“ sagte dieser, überlegen lächelnd. „Nun bildest Du Dir gar ein, ich habe ein großes Verbrechen begangen und suche bei Dir Schutz. Nein, nein, Blanche;

die Sache ist gar nicht romantisch. Du wirst vielleicht darüber spotten, Dich vielleicht darüber ärgern, erschrecken wirst Du darüber nicht."

„Ich weiß jetzt Alles," antwortete sie nach einer kurzen Pause. „Es ist schlecht von Dir, daß Du in einer solchen Angelegenheit zu mir kommst. Du bist immer hart und grausam gegen mich gewesen. Was verlangst Du von mir?"

„Wenn Du ein Mann wärst, so würde ich Dir sagen: Es handelt sich darum, die Ehre einer Frau zu retten; da Du eine Frau bist und wir alte Freunde sind, so sage ich Dir: es steht viel für mich auf dem Spiele."

„Das weiß ich Alles: es ist unnütz davon zu sprechen; Sage mir, was ich für Dich thun soll."

Tressan saß eine Weile stumm. Blanche beobachtete ihn mit einem eigenthümlichen Gemisch von Zärtlichkeit, Mitleiden und Verachtung. Nach einer kurzen Pause nahm er wieder das Wort. „Zieh' Dir einen ganz einfachen, schwarzen Anzug an," sagte er, „schwarz vom Kopf bis zu Füßen; hänge Dir einen dichten Schleier vor, daß es selbst in der Nähe unmöglich ist, Dein Gesicht zu erkennen, und dann begleite mich."

„Ja," antwortete sie, „aber gieb mir zuvor einige Aufklärung. Du hast nicht die Absicht, mich zu intriguiren?"

„Ach nein," antwortete er mit demselben Lächeln wie vorher, „über solche Spielereien sind wir wohl hinaus, meine gute Blanche."

Er erklärte darauf in kurzen Worten, was er von Frau Alzati verlange.

Sie sollte am nächsten Tage um zwei Uhr in einen Wagen

steigen, den sie an der Ecke der nächsten Straße finden und der sie, ohne, daß sie eine Directive zu geben habe, nach einem Hause in einem entlegenen Stadttheil führen würde. Dort sollte sie schnell eintreten und sich in ein Zimmer begeben, in dem Tressan auf sie warten würde. Nach einer Stunde, vielleicht schon früher, je nach den Umständen, würde sie derselbe Wagen dann wieder abholen und nach ihrer Wohnung zurückführen. Damit kein Irrthum vorfallen könne, wünschte Tressan, daß nun sofort eine Art Generalprobe vorgenommen werde. Er bat deshalb Blanche, ihn zu begleiten, damit er ihr den Wagen, das Haus und das Zimmer zeigen könne. „Das ist Alles. Du siehst, ich verlange nicht viel von Dir," schloß er seine Rede.

Er war bemüht gewesen, während des Sprechens unbefangen zu erscheinen. Blanche, die starr in das Kaminfeuer blickte, hatte ihn nicht mit einer Silbe unterbrochen. Jetzt, da er schwieg, wandte sie sich langsam nach ihm um und, ohne ihn anzublicken, die Augen noch immer zu Boden gesenkt, sagte sie:

„Ich will Dir diesen Dienst leisten; aber es ist schlecht von Dir, daß Du Dich deswegen an mich gewandt hast. Es giebt hundert Frauen in Paris, die stolz gewesen wären, Dir gefällig zu sein und denen dies nicht wehe gethan hätte. Weshalb bist Du gerade zu mir gekommen?"

Er zuckte ärgerlich und ungeduldig die Achseln.

„Du hast mich immer schlecht und grausam behandelt," wiederholte sie.

Sie stand auf und wollte sich der Thür nähern. Er

ergriff ihre Hand. „Blanche," sagte er und er sprach nun mit einiger Wärme, „Du irrst Dich. Du thust mir Unrecht. Ich bin zu Dir gekommen, weil Du meine beste Freundin bist, die einzige, auf die ich mich verlassen kann. Mein Gesuch hat Dich verletzt! — Zürne mir deswegen nicht! — Ich habe schlecht an Dir gehandelt! Ja! — Es thut mir leid genug. Aber was ist nun daran zu ändern. Ich wünschte, ich wäre nie von Deiner Seite gewichen, Blanche ..."

Er wollte sie umarmen. Sie wies ihn sanft, aber entschieden zurück.

„Nein," sagte sie, „laß' mich!"

Er sah sie erstaunt an.

„Ich bin ein elendes Geschöpf," fuhr sie fort, und nun sah sie ihm mit thränenfeuchten Augen gerade in's Gesicht. „Doch hast Du mich nie klagen hören. Ist das wahr?"

Er nickte.

„Du sollst mich auch heute nicht klagen hören. — Du bist sehr klug, Olivier Tressan, sehr klug. Und doch kenne ich Dich in- und auswendig, und Du weißt absolut nichts von mir. — Aber das schadet nichts. Du kannst Dich auf mich verlassen. Das ist ja die Hauptsache. — In wenigen Minuten bin ich wieder hier."

Sie ging nun hinaus. Er zog die Augenbrauen in die Höhe und sagte vor sich hin:

„Bianca Alzati sentimental! Wie schade, daß ich nicht in der Laune bin, mich zu amüsiren!"

VI.

Am nächsten Tage begab sich Sir Richard Harvey gegen sieben Uhr zu Frau von Vieuville, die ihn zum Essen eingeladen hatte. Der Baron war noch nicht nach Hause zurückgekehrt.

„Ich weiß nicht, wo er heute bleibt," sagte sie. „Er ist um ein Uhr ausgegangen und ich habe ihn seitdem nicht wiedergesehen."

Die junge Frau sah bleich, abgespannt und beunruhigt aus.

„Was fehlt Ihnen?" fragte der Baronet theilnehmend.

Sie blickte ihn traurig an: „Ach," antwortete sie, „ich möchte, ich könnte es Ihnen sagen."

Sir Richard wurde verlegen und wollte dem Gespräch eine andere Wendung geben. Die Baronin bemerkte dies und sagte noch trauriger: „Wenn auch Sie mich verlassen, so habe ich Niemand mehr. Sie sind mein einziger Freund."

„Ich verlasse Sie nicht," antwortete Sir Richard, „aber ich möchte Ihnen, ehe Sie mit mir sprechen, zu bedenken geben, ob ich Ihnen helfen kann. Ich weiß nicht, was Sie mir anvertrauen wollen; und es ist vielleicht besser, daß ich es nicht erfahre. Ueberlegen Sie sich dies reiflich. Es hängt wahrscheinlich nur von Ihnen ab, Ihrer Unruhe ein Ende zu machen."

Sie schüttelte den Kopf.

„Ist dies nicht der Fall, gebrauchen Sie Rath, so ver-

fügen Sie über mich. Aber handeln Sie nicht übereilt; werden Sie sich zunächst klar darüber, ob irgend Jemand außer Ihnen in der Lage ist, Ihnen beizustehen."

Frau von Vieuville stand eine kleine Weile nachdenklich. Ehe sie wieder sprechen konnte, wurde heftig geklingelt und gleich darauf trat der Baron in das Zimmer. Er sah verstört aus und begrüßte seine Frau und Sir Richard hastig und zerstreut. Während der Mahlzeit betheiligte er sich nur wenig an dem Gespräche. Er aß beinahe gar nicht und versank verschiedene Male in tiefes Nachdenken. -- Frau von Vieuville warf ihrem Gaste beunruhigte Blicke zu, die dieser absichtlich nicht zu bemerken schien.

Bald nachdem die kleine Gesellschaft vom Tische aufgestanden war und sich wieder in den Salon begeben hatte, wurde Graf Alexis Illien angemeldet. Frau von Vieuville unterhielt sich freundlich mit ihm und gab sich große Mühe ihre Verstimmung zu verbergen. Der Baron dagegen genirte sich nicht und ging mit finsterer Stirn im Salon auf und ab. Harvey beobachtete ihn mit wachsender Besorgniß.

Es wurde wieder an der Eingangsthür geklingelt.

„Wer mag da noch kommen?" fragte Vieuville halblaut und unwirsch.

Illien warf einen fragenden und verlegenen Blick auf Sir Richard. Der Ton, in dem Vieuville gesprochen hatte, sagte deutlich, daß ihm jede Gesellschaft augenblicklich ungelegen sei. Harvey winkte beschwichtigend mit den Augen. Frau von Vieuville war bleich geworden.

Fräulein Bertha Lemercier trat in den Salon. Alle,

mit Ausnahme von Illien, der ein gewisses Unbehagen fühlte, ohne jedoch zu ahnen, weßhalb die Andern verstimmt waren, athmeten beruhigter auf. — Bertha gab ihrer Cousine den kalten Kuß auf beide Wangen, der in Frankreich unter Verwandten weiblichen Geschlechts üblich ist, begrüßte die Herren und ließ sich dann neben ihrer Cousine, Illien gegenüber, am Kamin nieder. Sie bemerkte sofort, daß ein Gewitter im Anzuge sei und wollte in Erfahrung bringen, woher es komme. — Sie sprach von ihrer Tante, der Baronin d'Eltang; Alles blieb ruhig. — Von Anna. Illien erröthete leicht. Das kümmerte Bertha nicht. — Von Frau von Darat. Vieuville setzte seine mürrische Promenade fort und Marie blieb unbewegt. — Von Tressan. — Halt! Jetzt hatte sie richtig getroffen. — Marie bückte sich und machte sich am Kamin zu schaffen, obgleich das Feuer hell und gut brannte. Vieuvielle blieb mitten im Salon stehen und fragte hastig:

„Was sagten Sie von Herrn Tressan?“

„Nichts von Bedeutung,“ antwortete Bertha, „ich fragte nur, ob Marie ihn kürzlich gesehen habe?“

„Er war vor einigen Tagen hier,“ antwortete diese ohne das Gesicht vom Feuer abzuwenden.

„Und ich hoffe, es werden noch mehrere Tage vergehen, ehe wir das Vergnügen haben, ihn wieder hier zu sehen,“ setzte Vieuville bestimmt hinzu.

Bertha schien überrascht. „Was bedeutet dies?“ fragte sie. „Ist die schöne Freundschaft schon wieder zu Ende? Man spricht von der Unbeständigkeit der Frauen! Was ist sie im Vergleich zu der der Männer? — Vor ein paar Wochen er-

schienen Sie und Tressan unzertrennlich, und nun sprechen Sie, als ob Sie gar nicht wenig genug von ihm sehen könnten."

„Jedermann hat seine Sympathien und Antipathien," antwortete Vieuville übler Laune. „Herr Tressan ist mir nicht sympathisch. Das ist Alles."

„Das höre ich zum ersten Male," fuhr Bertha fort. „Gestatten Sie mir, lieber Vetter, mich darüber zu wundern."

„Wundern Sie sich, liebe Cousine," antwortete Vieuville mit plumper Ironie; „das kann ich nicht verhindern, aber das ändert an der Thatsache nichts, daß Herr Tressan mir unsympathisch ist."

Bertha fuhr fort, die Erstaunte zu spielen. „Da sind Sie eine seltene Ausnahme," sagte sie. „Alle Welt ist einstimmig in ihrem Lobe von der Liebenswürdigkeit des Herrn Tressan. — Sie haben ja auch seine Bekanntschaft gemacht, Graf Illien; was ist ihre Meinung über Herrn Tressan?"

Alexis war verlegen. Er lebte noch in der Illusion, daß vornehme Männer, inclusive verheirathete, in Frauengesellschaft niemals üble Laune zeigen, und Vieuville's Benehmen, das ihm ungeschliffen erschien, hatte ihn unangenehm überrascht.

„Ich habe Herrn Tressan immer sehr zuvorkommend gefunden," sagte er, „und er steht im Club, wo er mich eingeführt hat, im besten Ansehen."

Sir Richard sah an Vieuville's Augen, daß dieser im Stande war, etwas Unhöfliches auf diese Aeußerungen zu erwidern. Er kannte den Baron genau. Er wußte, daß er ein

schwacher, beschränkter, leidenschaftlicher Mann sei, und daß die Gegenwart seiner Frau und Cousine ihn nicht verhindern werde, laut zu sprechen und unangenehme Sachen zu sagen, wenn ihm das Blut zu Kopfe steigen sollte. Er bemerkte auch, ohne den Grund zu wissen, daß Bertha diesen Auftritt absichtlich heraufbeschworen hatte und nichts thun werde, um denselben zu beendigen. Er ergriff deshalb, ehe Vieuville antworten konnte, das Wort, und versuchte das Gespräch auf einen allgemeinen Gegenstand zu lenken, indem er bemerkte, daß sich über Sympathien und Antipathien nicht streiten lasse. Er sprach absichtlich gelassen und schwerfällig, so daß Bertha ungeduldig wurde und in ihrem Herzen den „langweiligen Engländer", der sich in das Gespräch mischte, verwünschte. Vieuville, der mürrisch zuhörte, bequemte sich endlich, seine unterbrochene Promenade wieder fortzusetzen. Harvey sprach darauf von andern, gleichgültigen Dingen; dann, nachdem die Ruhe, äußerlich wenigstens, wieder hergestellt war, bereitete er sich zum Gehen vor. Frau von Vieuville drückte ihm die Hand, als er ihr gute Nacht sagte und sah ihn ängstlich an. Illien, der sich äußerst unbehaglich in der fremden Gesellschaft fühlte, verließ den Salon gleichzeitig mit Harvey. Auch Bertha Lemercier ging bald darauf. Sie sah, daß Vieuville noch aufgeregt war. Sie wollte ihm nicht Zeit geben, sich zu beruhigen und ihn nicht stören, für den Fall es seine Absicht sein sollte, seiner Frau eine Scene zu machen.

„Was mag vorgefallen sein?" fragte sie sich, als sie, von einer alten Kammerjungfer begleitet, ihrer Wohnung, die in der Nähe des Hôtel Vieuville gelegen war, zueilte. „Er

hat sich über Tressan geärgert. Das ist ganz klar. Aber was mag dieser gethan haben? Wenn René nicht ein so unverbesserlicher Einfaltspinsel wäre, so würde ich es leicht erfahren; aber mein charmanter Herr Bruder versteht nichts als sein und mein Geld auf die albernste Weise zum Fenster hinaus zu werfen. Und er ist noch obendrein stolz darauf und glaubt ein zweiter Tressan zu sein. Ein liebenswürdiger junger Mann, mein Herr Bruder!“

Als Harvey zu Hause angelangt war, überreichte ihm sein Diener einen Brief, den Herr Tressan mit dem Auftrage abgegeben hatte, ihn sorgfältig aufzubewahren, da derselbe Geld enthalte. Harvey öffnete das Couvert und fand darin zehntausend Franken, die ihm sein Schuldner „mit vielem Dank“ zurückerstattete. — Als er das Geld einschließen wollte, bemerkte er auf dem Bankbillet, das oben auf dem Paquet lag, den Stempel, den sein Banquier, ein Engländer, auf alle größeren Noten, die durch seine Hände gingen, zu drücken pflegte. — „Da bekomme ich das Geld, das ich Alexis geliehen habe, schneller zurück, als ich vermuthen konnte,“ sagte er vor sich hin. „Also Tressan hat es ihm abgenommen? — Ich fürchte, Herr Tressan, Sie werden kein gutes Ende nehmen.“

Im Salon des Hôtels Vieuville wurde um diese Zeit ebenfalls noch des Herrn Tressan gedacht. — Als Bertha gegangen war, erhob sich die Baronin und näherte sich der Thür.

„Wohin gehst Du?“ fragte Vieuville.

Sie wandte sich halb um und antwortete über die Schulter: „Ich bin müde. Ich will zu Bett gehen.“

„Ich wünsche, daß Du noch hier bleibst.“

Sie war bereits in der Nähe der Thür und blieb dort eine Secunde bewegungslos stehen. Dann wiederholte sie, dem Baron noch immer den Rücken zuwendend: „Ich sage Dir, daß ich müde bin.“

„Ich wünsche, daß Du bleibst.“

Sie that, als ob sie ihn nicht gehört hätte. „Gute Nacht,“ sagte sie. — Sie wollte den Salon verlassen, aber er war an ihrer Seite und ergriff ihre Hand in dem Augenblick, als sie die Thür öffnen wollte.

„Hörst Du mich nicht? Willst Du mich nicht hören? Ich sage Dir, Du sollst bleiben! Verstehst Du mich?“

„Laß mich los, Du thust mir wehe,“ sagte sie leise und ruhig.

Er ließ die Hand wieder frei und legte sich nun erst Rechenschaft ab, daß er sie heftig gedrückt habe.

Sie betrachtete die Hand aufmerksam. Er folgte ihrem Blick und sah, daß seine starken, sehnigen Finger deutliche, weiße, rothgeränderte Spuren auf der kleinen weichen Hand gelassen hatten. — Er mußte ihr wehe gethan haben. Aber keine Muskel zuckte in ihrem todtbleichen Gesichte. Endlich erhob sie die dunklen, glühenden Augen und den Baron gerade und fest anblickend sagte sie langsam, feierlich, mit zitternder Stimme:

„Seit einem Monat erkenne ich Dich nicht mehr. Du bist wie umgewandelt, und ich weiß nicht warum. Ich habe Deine üble Laune ruhig ertragen, ohne darüber zu klagen; aber Du darfst es nicht zu weit treiben. Meine Geduld ist

bald zu Ende . . . Eben hast Du mir wehe gethan. — Ich verlasse Dich jetzt. Ich gehe in mein Zimmer. Aber merke Dir Eins: Wenn Du Dich jemals wieder vergessen solltest, wie Du es eben gethan, so verlasse ich dies Haus und Du siehst mich nie wieder."

Sie wandte sich ab; und er wagte nicht, sie aufzuhalten. Sie sprach und schritt mit der Geberde einer beleidigten Königin. Als er sich von seinem Erstaunen erholt und seine Gedanken wieder gesammelt hatte, war sie verschwunden. Er schlug sich mit der geballten Faust vor die Stirn: „Was habe ich gethan? Narr, der ich bin!" murmelte er vor sich hin „Was habe ich gethan?" Dann versank er in tiefes Nachdenken. — Wie, wenn er sich getäuscht, wenn Marie nichts verbrochen hätte? Er hatte keine Beweise für ihre Schuld. Er fürchtete Schlimmes, er ahnte es; aber er wußte Nichts. Heute Nachmittag hatte er gehofft, Gewißheit zu erlangen; aber nun war er in größerem Zweifel als zuvor.

Er war in der Avenue de l'Empereur gewesen; er hatte sich dort in der Loge des Portiers, einem Verbrecher gleich, verborgen. Tressan war zur bestimmten Stunde erschienen und gleich darauf eine dicht verschleierte Dame. — Sie war um einen Kopf größer, als Marie; im Nacken hatte er, unter dem Hut und Schleier, röthlich-blondes Haar hervorquellen sehen. Die ganze Erscheinung erinnerte viel mehr an die Gräfin Daxat, als an die Baronin Vieuville.

„Ist das die Dame, die Herr Tressan hier gewöhnlich empfängt?" hatte er Franz Lecouvreur gefragt.

Dieser hatte darauf mit anscheinend vollkommener Auf-

richtigkeit geantwortet: „Das Gesicht kenne ich nicht, denn die Dame kommt stets dicht verschleiert; aber die Figur scheint mir dieselbe."

„Haben sie nicht eine kleinere Dame hierherkommen sehen?"

„Bedeutend kleiner?"

„Ja; um einen Kopf beinah."

„Nein, niemals. Ich könnte mich täuschen, wenn es sich um ein Geringes handelte; aber ich bin sicher, daß die Dame, welche ich hier immer gesehen habe, eine große Dame ist."

Vieuville sah den Diener fest und drohend an. Aber Lecouvreur war dem schwerfälligen Edelmann mehr als gewachsen und ertrug den Blick mit größter Ruhe.

„Ich wiederhole Ihnen, Herr Franz," sagte der Baron bedeutsam, „daß Sie es bereuen werden, wenn sie mich getäuscht haben."

„Ich habe Sie nicht getäuscht," antwortete Lecouvreur trotzig, „und ich weiß nicht, weshalb sie mir drohen. Ich kenne Sie nicht, ich möchte, ich hätte Sie nie gekannt. Wenn ich den besten Platz verliere, den ich je gehabt, so sind Sie Schuld daran. Es ist nicht recht von Ihnen, daß Sie mit mir jetzt Streit suchen, nachdem ich treulich erfüllt habe, was Sie von mir verlangten."

„Hier ist Ihr Geld," sagte Vieuville. Er war mißtrauisch; er ahnte, daß er betrogen sei; aber er wollte, selbst auf diese Gefahr hin, sein Versprechen nicht brechen.

„Ich danke Ihnen," sagte der Diener.

„Sie haben mich nicht hintergangen?" fragte Vieuville nochmals. „Sie haben nicht mit Herrn Tressan gesprochen?"

„Nein, ich habe ehrlich gethan, was Sie von mir verlangt hatten.“

Lecouvreur hatte, als er dies sagte, dem Baron treuherzig in die Augen gesehen, und dieser hatte sich darauf entfernt, nachdem er endlich begriffen, daß er vorläufig in der Avenue de l'Empereur nichts mehr erreichen könnte. Er war stundenlang in den einsamsten Alleen des Bois de Boulogne umhergelaufen, hatte die abenteuerlichsten, unsinnigsten Pläne geschmiedet, um seine Frau zu entlarven und sich an Tressan zu rächen; war dann in den Fechtsaal gegangen, wo er wieder regelmäßig erschien, und hatte sich mit dem Vorsatze nach Hause begeben, seine Frau, ohne Mißtrauen zu zeigen, auf das Schärfste zu überwachen. Nichts von dem was sie that, sollte ihm entgehen. Er wollte sie mit Netzen umspinnen, und sie sollte darin gefangen werden und untergehen. Er hatte diese listigen Vorsätze mit seinem gewöhnlichen Geschick ausgeführt. Dank der Scene, die stattgefunden hatte, konnte Marie nun nicht mehr zweifeln, daß er eifersüchtig sei; sie mußte sogar verstanden haben, wen er beargwohne. — Und die spitzzüngige Bertha wußte das nun wahrscheinlich auch; und Sir Harvey und Graf Illien ebenfalls.

„Ich werde zum Stadtgespräch werden,“ sagte er sich wüthend. — „Oh, Narr, dreifacher Narr, der ich gewesen bin! Wenn Marie schuldig ist, so habe ich sie gewarnt, und ist sie unschuldig, so habe ich sie tödtlich beleidigt.“

Sie hatte ihn gerade und fest angesehen, nicht wie Eine, die sich schuldig fühlt. Ihre Stimme hatte gezittert; aber nicht vor Furcht. Wenn sie unschuldig wäre? — Er war

nun sechs Jahre verheirathet. Sie war die schönste Frau von Paris; gefeiert, umringt wie Keine. Und nie, nie bis vor Kurzem, hatte sie ihm den geringsten Grund zu Klagen, zu Argwohn gegeben. Wie oft hatte sie nicht mit ihm über die jungen und alten Gecken gelacht, die um ihre Gunst buhlten! Vor einigen Wochen noch hatte sie ihm gesagt, daß sie Tressan die Thür weisen wollte, wenn er, Vieuville, dies wünsche. — Sie war vielleicht unschuldig. Er hatte sich übereilt; er war von Eifersucht geblendet, ungerecht, hart gewesen. Er hatte ihr wehe gethan! Und er wußte nicht einmal, ob er ihr den leisesten Vorwurf machen dürfte, ob sie nicht vielmehr das Recht habe, sich durch seinen unbegründeten Argwohn verletzt zu fühlen; ob er nicht der einzig Schuldige sei! — Wie sie bleich geworden war! Wie sie die kleine, gedrückte Hand betrachtet, und wie ihre Stimme gezittert hatte! Konnte sie ihm je verzeihen? Sie sollte wenigstens aus seinem Munde hören, daß er sie über Alles liebe, daß Niemand sie lieben könne wie er.

Er verließ den Salon und klopfte bescheiden an die Thür ihres Schlafzimmers.

„Wer ist da?“ rief sie ängstlich von innen.

„Ich bin es,“ sagte er leise. „Darf ich eintreten?“

Die Antwort ließ auf sich warten. Er glaubte sie weinen zu hören.

„Darf ich eintreten?“ wiederholte er in bittendem Tone. Er öffnete die Thür vorsichtig. Es war dunkel im Zimmer, und er trat auf den Fußspitzen hinein, wie ein Kind, das einen Fehler begangen hat und Verzeihung erflehen will.

VII.

Es war heiliger Abend. — Die Gräfin Daxat hatte wenige Tage vorher in einem Gespräche mit Harvey den Wunsch geäußert, der feierlichen Mitternachtsmesse in der Madelaine beizuwohnen, und der Baronet hatte sich erboten sie dorthin zu begleiten. Vieuville und seine Frau wollten mit ihnen gehen. Illien, der der Gräfin nun einen Besuch abgestattet hatte und auf das Freundlichste von ihr empfangen worden war, war aufgefordert worden, sich der kleinen Gesellschaft anzuschließen. Man wußte, daß sich ein berühmter Organist in der Madelaine hören lassen würde, und man war sicher, einen großen Theil der eleganten Pariser Gesellschaft in der Kirche anzutreffen. Die schönen Freundinen durften dort nicht fehlen.

Während der großen Messe, der die beiden Frauen aufmerksam folgten, bemerkte Illien, der sich neugierig in der Kirche umsah, eine auffallend schöne, junge Frau, die in seiner Nähe saß und in tiefste Andacht versunken schien. Sie trug ein einfaches, schwarzes Kleid; doch zog sie viele Blicke, von Männern sowohl wie von Frauen, auf sich. Sie schien davon nichts zu bemerken und hielt die Augen unverwandt auf ein Gebetbuch gerichtet. Sie war sehr bleich und hatte röthlichblondes Haar wie das der Gräfin.

Als der Gottesdienst vorüber war und die Gesellschaft, in der Illien sich befand, nun langsam dem Ausgang der Kirche zuging, bemerkte der junge Russe, daß die schöne Beterin

sitzen blieb, gleichsam als wolle sie abwarten, daß sich die Menge etwas verlaufen habe. Die Gräfin ging dicht an ihr vorüber. Illien folgte wenige Schritte dahinter. Er hatte sich vorgenommen, das bleiche Gesicht in der Nähe genauer zu betrachten; aber ein dichter, schwarzer Schleier war plötzlich davorgezogen worden, und der Kopf hatte sich noch tiefer als während der Messe gesenkt. —

Illien wandte sich an Vieuville und fragte flüsternd: „Kennen Sie die Dame hier, dicht vor uns, zu meiner Rechten? — Die Gräfin geht gerade an ihr vorüber.“ —

Vieuville's Augen folgten der gegebenen Weisung. „Nein,“ antwortete er lebhaft. „Wissen Sie, wer die Dame ist?“

Illien schüttelte den Kopf. Die Beiden blieben einen Augenblick vor der Verschleierten stehen; dann mußten sie, um keine Störung zu verursachen, weitergehen.

Vieuville hätte schwören mögen, daß die Frau, die Illien ihm soeben gezeigt, dieselbe sei, die er in der Avenue de l'Empereur gesehen hatte. Er war sicher, den ganz einfachen, aber doch sehr eleganten Hut und das röthlich-blonde Haar wiedererkannt zu haben. Er fragte Illien, wie die Dame aussehe, ob sie jung oder alt, hübsch oder häßlich sei.

„Sie ist sehr schön, auffallend bleich, sie sieht vornehm aus,“ antwortete Alexis. „Ich würde sie auf fünfundzwanzig Jahre schätzen. — Sie hat ein eigenthümliches Gesicht. Sie ist außerordentlich schön.“ — Er dachte einen Augenblick nach und dann setzte er hinzu: „Sie sieht der Gräfin ähnlich; ja sie hat etwas von der Gräfin in ihrem Gesicht, in ihrer ganzen Erscheinung. Aber sie ist noch schöner als diese.“

Dies stimmte ebenfalls. Auch Vieuville hatte in der Avenue de l'Empereur, als er die große Dame an der Portierloge vorbeigehen sah, unwillkürlich an die Gräfin Daxat gedacht. Er nahm sich vor, auf listige, vorsichtige Weise Erkundigungen nach einer Dame einzuziehen, die sehr schön sei, der guten Gesellschaft anzugehören schien und einige Aehnlichkeit mit der Gräfin Daxat habe. — Lemercier konnte ihm vielleicht Auskunft geben, denn er machte ein Geschäft daraus, alle Pariser Berühmtheiten zu kennen; aber er mußte mit großer Vorsicht ausgeforscht werden, denn er war ein Freund Tressan's, und Vieuville wollte selbst den Schein vermeiden, als ob er ferner das geringste Interesse an den Herzensangelegenheiten des jungen Mannes nähme. Das ging ihn glücklicherweise nun nichts mehr an. Er war wieder mit seiner geliebten Marie versöhnt. Sie hatte ihm großmüthig verziehen. Er hegte keinen Verdacht mehr. Er hatte sie sogar bitten müssen, Herrn Tressan nach wie vor zu empfangen. Sie hatte nur zögernd ihre Einwilligung dazu gegeben. War ihr der Friede des Hauses, seine, Vieuville's Ruhe und Zufriedenheit nicht unendlich viel mehr werth, als die Verbindung mit einem jungen Manne, von dem sie weiter nichts wußte, als daß er ein guter Tänzer und angenehmer Erzähler sei? — Vieuville hatte jedoch richtig bemerkt, daß die Leute sich darüber wundern könnten, wenn Herr Tressan plötzlich aus ihrer Gesellschaft verbannt erschiene. Er, der Baron, war ein erfahrener, ruhiger Mann. Marie hat dies anerkannt: „Wie Du willst," hatte sie gesagt. „Ich unterwerfe mich Deinem Urtheile. Mag Herr Tressan zu uns kommen, so lange Du

es wünschest. Von dem Augenblicke an, wo Dir dies einen Schatten von Unruhe bereitet, bleibt ihm die Thür unseres Hauses verschlossen." Marie war nicht nur die schönste, sie war auch die beste Frau von Paris.

Vor der Thür der Madelaine bot Harvey seinen Arm der Baronin von Vieuville an; die Gräfin nahm den des Barons. Das Wetter war so schön, daß Harvey's Vorschlag, man solle zu Fuß nach Hause gehen, einstimmig angenommen wurde. Bereits vorher war beschlossen worden, daß man nach der Mitternachtsmesse, die am 24. December gebräuchliche Spätmahlzeit, den sogenannten Reveillon, im Hôtel Vieuville einnehmen wolle.

In den Champs Elysées kreuzte sich eine kleine Gesellschaft mit Tressan und Lemercier. Man begrüßte sich und es wurden ein paar Worte gewechselt; dann setzte ein Jeder seinen Weg fort.

Illien, der einige Schritte hinter dem letzten Paar, dem Baron und der Gräfin, zurückgeblieben war, wurde von Tressan angehalten:

„Wo soupiren Sie?" fragte ihn dieser.

„Bei Frau von Vieuville."

„Wenn Sie nicht zu lange aufgehalten werden und unsere Gesellschaft Ihnen behagt, so will ich Ihnen sagen, wo Sie uns heute noch finden können. Wir haben einen kleinen spießbürgerlichen Reveillon veranstaltet. Kommen Sie. Es wird Sie vielleicht amüsiren."

Illien führte seit mehreren Tagen ein ganz exemplarisches Leben. Er war sehr stolz darauf; aber er verheimlichte sich

nicht, daß er sich dabei etwas langweilte. Die gute Gesellschaft, in die Sir Richard ihn eingeführt, war, darüber hatte Illien keinen Zweifel, nicht so amüsant wie die weniger gute, mit der Tressan ihn bekannt gemacht hatte. Dessenungeachtet wollte er seinen Vorsätzen getreu bleiben; er war fest entschlossen, keine Karte wieder anzurühren, aber er glaubte, daß es ihm gestattet sei, sich an einem großen Festtage, an dem alle Welt vergnügt war, eine kleine harmlose Zerstreuung zu gewähren. Am nächsten Tage wollte er das Klosterleben, das er nun führte, wieder beginnen.

„Ich werde gern kommen," antwortete er. „Wo kann ich Sie finden?"

Tressan nannte eine Adresse auf dem Boulevard Haußmann. „Fragen Sie nach Frau Alzati," sagte er. „Ich werde Sie anmelden und garantire Ihnen freundliche Aufnahme. Sie finden uns dort bis gegen drei Uhr; vielleicht sogar noch später. Also auf Wiedersehen!"

Damit gingen Tressan und Lemercier weiter. Illien beschleunigte den Schritt und hatte seine anderen Freunde bald wieder eingeholt. — Keiner von diesen schien seine kurze Abwesenheit bemerkt zu haben. — Die Baronin Vieuville war in eifriger Unterhaltung mit Harvey; die Gräfin Daxat hing ihren eigenen Gedanken nach, vollständig unbekümmert um ihren Begleiter, der sich die größte Mühe gab, sie angenehm zu unterhalten.

Harvey hatte natürlich bemerkt, daß Vieuville und seine Frau wieder versöhnt waren. Er hatte absichtlich vermieden, mit Marie darüber zu sprechen. Diese schien übrigens das

Bedürfniß, ihm ihr Vertrauen zu schenken, für den Augenblick wenigstens wieder verloren zu haben, denn sie hatte ihm, als sie ihn nach dem Auftritt im Hôtel Vieuville zum ersten Male wiedergesehen, nur gesagt: „Sie waren neulich sehr freundlich . . . und Sie hatten wie immer Recht. Sie sind mein bester Freund!“ — Als Tressan vor wenigen Minuten vorübergegangen war und sie begrüßt hatte, war sie vollständig unbefangen geblieben; auch hatte sie die Unterhaltung mit Harvey, ohne die geringste Zerstreuung zu zeigen, gleich darauf ruhig fortgesetzt. — Harvey wunderte sich, wie er dies schon häufig gethan hatte, über die Kunst, welche so viele Frauen, und nicht allein die klugen besitzen, das, was sie tief bewegt, zu beherrschen und zu verbergen. Die kleine, leichtsinnige, gutmüthige Frau, der er in geistiger Beziehung unendlich überlegen war und die sehr wol wußte, daß er sie durchschaute, spielte vor ihm so meisterhaft unbefangen Komödie, als ob er ein Kind gewesen wäre. Sie wünschte Herrn Tressan „guten Abend“ und fuhr dann fort mit ihrem Begleiter über gleichgültige Dinge zu sprechen.

Die kleine Nachtmahlzeit ging heiter und schnell vorüber. Vieuville war von rührender Aufmerksamkeit für seine Frau, und diese nahm seine Huldigungen wie eine Königin gnädig entgegen. Harvey war etwas einsilbig. Die junge Gräfin unterhielt sich freundlichst mit Illien. Sie ließ sich von dem jungen Mann erzählen, wie er in Rußland gelebt habe; sie schien großes Interesse an seinen Jagdabenteuern zu finden und war augenscheinlich bemüht, ihm zu gefallen. Merkwürdigerweise gelang ihr dies nicht

so vollständig wie gewöhnlich. Illien war zerstreut. Er dachte bereits mit geheimer Sehnsucht an die Gesellschaft, die auf dem Boulevard Haußmann versammelt war, und wünschte sich dorthin. Bald nachdem die Mahlzeit im Hôtel Vieuville vorüber war, bereitete er sich zum Gehen vor.

„Sie verlassen uns schon?" fragte die Gräfin mit einem leichten Vorwurf in der Stimme.

Illien, der, obgleich er ein Russe war, wenig Geschick besaß die Wahrheit zu verbergen, brachte verlegen eine ungenügende Entschuldigung hervor. Niemand außer der Gräfin hörte was er sagte; diese begnügte sich mit dem gegebenen Vorwand. Illien sagte darauf Allen „gute Nacht" und eilte, wenige Minuten später, schnellen Schritts dem Boulevard Haußmann zu. — Er führte erst seit wenigen Tagen das Leben eines „reifen Mannes"; aber es schien ihm, als ob er sich seit einer Ewigkeit nicht mehr amüsirt habe. Er sehnte sich nach „heiterer" Gesellschaft, nach einer Zerstreuung, und würdigte die gute Gesellschaft, die er verlassen hatte, keines Gedankens mehr. Aber sie sollte ihre Rechte nicht verlieren; er wollte morgen, übermorgen, wenn er sich langweilte, wenn der „Ernst des Lebens" wieder an ihn herantrat, an sie denken.

Tressan und Lemercier waren in außergewöhnlich ernster Stimmung gewesen als sie, eine Stunde vorher, Illien und seinen Freunden begegnet waren. Tressan hatte nach reiflicher Ueberlegung — er handelte überhaupt selten unüberlegt, obgleich er den Ruf eines leichtsinnigen Menschen hatte — den Entschluß gefaßt, eine vertrauliche Unterredung mit

Lemercier zu haben. Dieser war sein bester Freund, oder wenigsteus derjenige unter seinen Bekannten, den er am leichtesten bewegen zu können glaubte, ihm einen uneigennützigen Dienst zu leisten. Er hatte ihm, in einigen nachlässig hingeworfenen Phrasen zu verstehen gegeben, daß seine finanzielle Lage in den letzten Jahren eine schwierige geworden und daß er entschlossen sei, einen entscheidenden Schritt zu thun, um dieselbe zu verbessern.

„Ich habe mit beinah' ununterbrochenem Unglück gespielt," sagte er, „und ich habe, ohne daß das Ihnen vielleicht aufgefallen ist, eine ganz bedeutende Summe verloren."

„Es ist mir wol aufgefallen," bemerkte Lemercier.

„Ich habe auch an der Börse speculirt," fuhr Tressan fort, „und es ist mir dort noch schlechter gegangen als am grünen Tisch. Ich schulde meinen Wechselagenten augenblicklich ungefähr hunderttausend Franken. Der Mann ist sehr artig; ich habe nicht zu fürchten, daß er Scandal macht; aber es verursacht mir doch viel Sorge, ihn nicht sofort bezahlen zu können." —

„Womit wollten Sie ihn schließlich bezahlen?" fragte Lemercier.

„Im Ganzen ist meine Lage nicht verzweifelt," sagte Tressan beruhigend. „Ich habe nur das verzehrt, was mir meine Mutter hinterlassen hat. Mein Vater ist reich. Ich könnte allen meinen Sorgen ein schnelles Ende machen, wenn ich zu ihm zöge, wie er mich auffordert es zu thun; aber Sie werden einsehen, daß der Gedanke, in Rennes zu leben, wenig Anziehendes für mich hat und daß ich erst noch Ver=

schiedenes versuchen will, ehe ich nach der Provinz zurückkehre."

„Das sehe ich sehr wol ein. — Aber was können Sie versuchen? . . . Eine größere Anleihe, rückzahlbar nach dem Tode Ihres Vaters?"

„Nein," sagte Tressan bestimmt, aber ohne jede Entrüstung, „ich gehöre nicht zu denen, die Erbschaftsaussichten discontiren."

„Nun, was wollen sie dann thun?" fragte Lemercier.

„Ich will mich verheirathen."

„Das ist eine Idee! — Mit wem?"

„Mit einem reichen Mädchen."

„Und was würde Madame Blanche dazu sagen?"

„Blanche hat nichts dazu zu sagen. — Uebrigens ist sie eine vernünftige, gute Frau, die meinem Glücke nicht im Wege stehen würde."

Die Beiden gingen eine Weile schweigend neben einander her. Tressan fühlte, daß er etwas mehr sagen müsse, um Lemercier zu seinem treuen Verbündeten zu machen.

„Ich bin jetzt vierunddreißig Jahre alt," fuhr er fort. „Ich habe zahlreiche Bekannte; viele davon sind mir wohlgesinnt. Erst vor wenigen Tagen fragte mich der Herzog wieder, ob ich geneigt sei, um einen Anfang zu machen, den Posten als Geschäftsträger an einem kleinen deutschen Hofe anzunehmen. Ich schmeichle mir, nicht ungeschickter zu sein als die andern Herren unter meinen Landsleuten, die ich Diplomatie treiben sehe; und ich glaube, daß ich ziemlich schnell Carrière machen würde. Mein verehrter Herr Papa, der mich augenblicklich sehr kurz hält, weil er mich zu etwas

Vernünftigem anhalten und mein „ausschweifendes Leben“, wie er es nennt, nicht begünstigen will, würde mir sofort eine anständige Pension aussetzen, wenn ich regelmäßig zu arbeiten anfangen oder mich mit seiner Bewilligung verheirathen wollte. Ich beabsichtige, ihm in beiden Punkten Genugthuung zu geben. — Ich werde mich jetzt ernstlich um eine Anstellung bewerben und ich will mich verheirathen. — Sie, Lemercier, sollten dasselbe thun. Wenn man einmal ein Dreißiger ist, so wird es Zeit an die Zukunft zu denken.“

„Was könnte ich anfangen?“ sagte Lemercier kleinlaut. „Sie haben Freunde und Gönner; um mich würde sich Niemand bekümmern.“

„Dafür lassen Sie mich sorgen,“ antwortete Tressan mit ruhiger Sicherheit.

Nun wurde Lemercier's Interesse für Tressan's Zukunftspläne plötzlich ein aufrichtiges.

„Ja,“ sagte er, „ich weiß, daß ich auf Sie rechnen kann; und ich danke Ihnen dafür. Sie zweifeln aber hoffentlich auch nicht, daß ich glücklich sein würde, Ihnen einen Dienst zu leisten. In jedem Falle bitte ich Sie, über mich zu verfügen.“

Tressan nickte Lemercier wohlwollend zu und klopfte ihm zutraulich auf die Schulter. „Sie können auf mich rechnen, sagte er.

Die Beiden waren nun vor dem Hause von Frau Alzati angelangt und traten hinein.

Blanche war allein. Sie schien jedoch erst vor wenigen Minuten angekommen zu sein, denn sie hatte den Hut noch nicht einmal abgelegt. Sie trug ein einfaches schwarzes Kleid.

„Ich wette, Sie sind zur Mitternachtsmesse gegangen,“ sagte Tressan, nachdem er sie begrüßt hatte.

Sie nickte.

„Sind wir ganz allein?“ fuhr er fort, sich im Salon umsehend.

„Wen hätte ich einladen sollen?“ fragte sie.

„Irgend Jemand,“ meinte Tressan. „Man lacht zu Vieren und zu Fünfen besser als zu Dreien.“

„Ich habe keine Freunde,“ antwortete Blanche, „und Sie wissen es.“

Blanche sprach, als ob Tressan's Aeußerung sie verletzt habe, und dieser wurde plötzlich befangen und fragte sich, ob er nicht vielleicht zu ungenirt gewesen sei, indem er, ohne Autorisation der Wirthin, Illien eingeladen habe, ihn bis drei Uhr Morgens in ihrer Wohnung aufzusuchen.

„Ich habe mir erlaubt,“ sagte er ziemlich kleinlaut, „einem Freund hier Rendezvous zu geben. Sie nehmen mir dies hoffentlich nicht übel?“

„Ich nehme Ihnen seit langer Zeit bereits nichts mehr übel,“ antwortete sie.

Lemercier sah verwundert auf. Blanche hatte bis jetzt, in seiner Gegenwart wenigstens, Tressan gegenüber, niemals Verstimmung oder üble Laune gezeigt. Nun sprach sie in einem Tone, der deutlich zeigte, daß Tressan aufgehört hatte absoluter Herr in ihrem Hause zu sein. — „Sie weiß bereits, daß Tressan sie verlassen wird,“ dachte er. Er wagte es Blanche bedeutsam anzusehen, und seine Absicht war, durch seinen Blick Tressan zu tadeln und der schönen Frau zu zeigen, daß

sie in ihm, Lemercier, wenn sie es wünsche, einen Freund, einen Ersatz für Tressan finden könnte; aber Blanche schien den Blick nicht zu verstehen, und ihre Augen glitten gleichgültig von ihm ab.

Tressan war durch die Antwort seiner Freundin betroffen; aber es gelang ihm schnell, seine Verlegenheit zu bemeistern.

„Ich bin überzeugt,“ sagte er, „daß es Ihnen angenehm sein wird, den Grafen Illien kennen zu lernen. Er ist der naivste, unschuldigste junge Mann, der augenblicklich auf dem pariser Pflaster umherläuft; und die Frauen, die ihn kennen, sagen, er sei der liebenswürdigste und hübscheste Page, den man seit Jahren hier erblickt.“

Blanche sah Tressan groß, verwundert an; aber entgegnete nichts.

„Ich nehme mich des jungen Mannes an,“ fuhr Tressan fort, „weil er mir von guten Freunden auf das Wärmste empfohlen ist. Sir Richard Harvey interessirt sich lebhaft für ihn; die d'Eltangs kennen ihn; er ist einer der wenigen Bevorzugten, die von der schönen Gräfin Daxat empfangen werden, er .“

„Wie sieht er aus?“ fragte Blanche mit einiger Lebhaftigkeit.

„Er ist sehr groß, schlank, blond; ein feines Gesicht, hübsche blaue Augen, schönes, dichtes lockiges Haar . . . .“

Der Diener meldete in diesem Augenblick, daß das Mahl servirt sei; und die Drei begaben sich in den Speisesaal, der mit derselben schweren Pracht ausgestattet war, wie der kleine Salon, in dem die Unterhaltung bis jetzt stattgefunden hatte.

Gegen zwei Uhr wurde Illien angemeldet. Er hatte keinen Wagen gefunden, er war schnell gelaufen; die Bewegung in der kalten, trockenen Winterluft hatte ihm die Wangen geröthet. Er war ein Bild jugendlicher Kraft und Schönheit. Tressan erhob sich, ging ihm entgegen und stellte ihn Frau Alzati vor, die ihn freundlich und unbefangen bewillkommte.

Alexis glaubte zu träumen. Die schöne Frau, die ihm zulächelte, war die bleiche, andächtige Beterin, die er vor zwei Stunden in der Madelaine bewundert hatte. Er stammelte einige Worte der Entschuldigung, sich zu einer so ungewöhnlichen Stunde vorstellen zu lassen und nahm dann neben Frau Alzati, wo ein Stuhl für ihn freigelassen war, Platz. — Tressan und Lemercier bemerkten seine Verlegenheit, aber schoben sie auf Rechnung seiner bekannten Schüchternheit und bemühten sich, dem Gespräche den ungezwungenen Ton wiederzugeben, der bis dahin geherrscht hatte. Dies gelang ihnen jedoch nicht. Blanche schien zerstreut und warf von Zeit zu Zeit einen eigenthümlich forschenden Blick auf ihren neuen Gast. Dieser konnte seine Befangenheit nicht bemeistern, obgleich Tressan und Lemercier ihm durch ihre Haltung und ihr Gespräch ziemlich deutlich zeigten, daß er sich in einem Hause befände, wo es auch neu Eingeführten gestattet sei, sich heimisch zu fühlen. Gegen Ende der Mahlzeit gerieth die Unterhaltung ganz und gar in's Stocken, und sobald man von Tisch aufgestanden war, ergriff Lemercier seinen Hut, um zu gehen. Illien hielt es für seine Pflicht, ein Gleiches zu thun. Als er von Frau Alzati Abschied nahm, sagte ihm diese mit einem freundlichen Lächeln, das ihm

eigenthümlich bekannt erschien, daß sie häufig des Abends zu Hause sei und sich freuen werde, ihn bald wiederzusehen. — Illien stammelte erröthend einige unverständliche Worte des Dankes, drückte Tressan die Hand und verließ das Zimmer und das Haus gleichzeitig mit Lemercier.

Sobald er auf der Straße war, überhäufte er diesen mit Fragen: Wer war Frau Alzati; woher kam sie; wie war es zu erklären, daß er noch nie von ihr sprechen gehört, daß er sie nie gesehen hatte?

Lemercier, der sich in Tressan's Gesellschaft klein fühlte und bescheiden auftrat, war geschmeichelt, den jungen Fremden, der ihm berufen schien eine gewisse Rolle in der eleganten pariser Welt zu spielen, belehren zu können. Er steckte sich behaglich eine Cigarre an, blies einige dicke Rauchwolken vor sich her und sagte in der affectirt ruhigen Weise, die er als ein Nachahmer Tressan's seit einiger Zeit angenommen hatte:

„Das ist eine ziemlich lange Geschichte, mein Lieber; aber wenn Sie nicht müde sind und noch ein Stück Wegs mit mir gehen wollen, so will ich Ihnen gern erzählen, was ich weiß."

Illien war durchaus nicht müde und gern bereit, Lemercier bis nach Hause zu begleiten.

„Sehr wohl denn," fuhr dieser fort. „Ich krame mein ganzes Wissen vor Ihnen aus. — Frau Bianca tauchte vor circa drei Jahren, im Monat Februar oder März 62 hier auf. Sie erschien damals in Gesellschaft eines italienischen Gemahls, der sich Alzati nennen ließ und nach meiner Meinung ebensoviel Recht auf diesen, wie auf irgend einen andern

beliebigen Namen hatte. Daß Bianca mit ihm verheirathet war, bezweifle ich nicht und zwar einfach aus dem Grunde, daß sie ihn wahrscheinlich bald verlassen haben würde, wenn sie nicht durch feste Bande an ihn gebunden gewesen wäre. Er war nämlich ein recht unangenehmer Mensch. Er schien bedeutend älter als seine Frau zu sein, die damals zwei- oder dreiundzwanzig Jahr alt, vielleicht noch jünger sein mochte. Er sah aus wie ein Fünfziger. Er war in seiner Jugend wahrscheinlich sehr schön gewesen, schön in der Art der Wachsköpfe, die in den Schaufenstern von Haarschneidern ausgestellt werden. Er hatte ganz regelmäßige Züge, große dunkelblaue Augen, die schmachtend und ausdrucksvoll gewesen sein mochten und jetzt wässerig verschwommen waren; lockiges, fettes, pechschwarz gefärbtes Haar, einen Mund mit etwas aufgeworfenen Lippen, dessen Häßlichkeit der gefärbte, lange Vollbart nicht ganz verbergen konnte. Er schminkte sich, hatte ein falsches Gebiß und sah aus, als ob er jeder Niederträchtigkeit fähig gewesen wäre. Er war sehr reich — wenigstens gab er viel aus — und man munkelte, daß er die schöne Blanche als junges Mädchen von verarmten vornehmen Verwandten gekauft habe. Dies ist jedoch niemals ganz klar geworden, denn er sprach nicht von seiner Vergangenheit — er hatte wahrscheinlich guten Grund dazu — und Frau Blanche, wie Sie heute Abend bereits bemerkt haben werden, ist weder eine Plaudertasche noch eine Frau, die sich gegen ihren Willen ausfragen läßt.

„Es ist nun meine Ueberzeugung, daß Alzati mit seiner schönen, jungen Frau nach Paris gekommen war, um sie als

Aushängeschild und Lockvogel zu benutzen. Unsere gute Gesellschaft, die im Allgemeinen Fremden gegenüber sehr anspruchslos und wenig wählerisch ist, blieb ihm jedoch verschlossen. Er machte auch keinen Versuch, dort einzudringen; aber es gelang ihm, auf irgend eine Weise in einem anständigen Club zugelassen zu werden und dort am Spieltische eine große Anzahl von Bekanntschaften zu machen. — Einige junge Leute, die keine Rücksichten zu nehmen hatten, oder keine nahmen, wenn es sich darum handelte, eine schöne Frau kennen zu lernen, besuchten ihn in seinem Hause, weil dies das einzige Mittel war, die schöne Blanche in der Nähe zu sehen. — Die Frau ging nämlich nie aus. Man konnte weder im Theater, noch in Gesellschaft, noch im Bois de Boulogne mit ihr zusammentreffen. Sie lebte in ihrem prachtvollen Hôtel auf dem Boulevard Malesherbes wie in einem Kloster. Der Ruf ihrer außerordentlichen Schönheit war jedoch durch den Ersten von uns, der sie gesehen hatte, rasch in ganz Paris verbreitet worden, so daß der alte Alzati bald die Auswahl unter den reichsten und vornehmsten jungen Leuten der Stadt hatte, um seinen Salon zu bevölkern. — Man wurde glänzend empfangen und hatte das Recht, sich dort bald mit derselben Ungezwungenheit wie in einem öffentlichen Locale zu bewegen.

„Ich brauche Ihnen kaum zu sagen, daß im Hôtel Alzati gespielt wurde, und zwar sehr hoch, und ich würde Ihren Scharfsinn unterschätzen, wenn ich zu betonen für nöthig hielte, daß Alzati seinem Vornamen Felice alle Ehre machte. Er gewann im Laufe des ersten Winters bedeutende Summen und ruinirte in sechs Monaten ein halbes Dutzend oder mehr

junger Leute. Er genoß übrigens des vollsten Mißtrauens und wurde von uns Allen scharf überwacht; aber es war ganz unmöglich, ihn jemals bei der kleinsten Unregelmäßigkeit zu ertappen. Er spielte mit derselben Verwegenheit und mit demselben Glücke, sei es, daß er selbst die Karten hielt, sei es, daß er gegen die Bank pointirte. — Man hätte meinen sollen, daß er bald keine Gegner mehr finden würde; — aber nein. Sein Salon war immer voll, und diejenigen, die dort Eintritt hatten, wurden sogar von allen Anderen förmlich beneidet. Dies hatte verschiedene Gründe: Erstens war es unmöglich, dem Wunsche zu widerstehen, Frau Blanche wiederzusehen, nachdem man sie einmal kennen gelernt hatte; zweitens hoffte ein Jeder mit der Zähigkeit, die man bei Spielern allein findet, daß das Glück endlich aufhören werde, seinen Günstling Felice zu bevorzugen; drittens war es Mode, hoher „Chic", sein Vermögen im Hôtel Alzati zu verlieren. Der alte Gauner hatte es verstanden, den Herzog Desgremont, dessen Cousin Riancourt, den schönen Rohault, den Grafen Duquesne, den wilden Aschton, Tressan und ähnliche in seine Hölle zu locken und dort zu fesseln; und es fehlte nicht an jungen Leuten, die von dem edlen Wunsche beseelt waren, sich in dieser Gesellschaft mit Anstand und Eclat zu ruiniren. — Ich selbst wurde erst gegen Ende des Winters, im Februar 63, durch Tressan dort eingeführt. Glücklicherweise für mich starb Alzati bald darauf, so daß ich Einer der Wenigen bin, die nicht klagen dürfen, die Gastfreundschaft, die in seinem Hause geboten wurde, übermäßig theuer bezahlt zu haben.

„Frau Blanche kam nie in das Zimmer, in dem jede

Nacht bis drei oder vier Uhr Morgens gespielt wurde. Sie saß bis gegen Mitternacht in einem andern Salon und hatte dort gewöhnlich zwei oder drei junge Leute um sich, die ihr den Hof machten. Alzati bekümmerte sich, dem Anscheine nach, wenig um sie; er schien ihrer ganz sicher zu sein. Ich bemerkte verschiedene Male, daß, wenn er sie rief, sie schnell und furchtsam zu ihm aufblickte, wie ein gut dressirter Hund, der, während er von einem Fremden gestreichelt wird, plötzlich den Pfiff seines Herrn hört. — Wie der Mensch zu dieser Gewalt über die schöne junge Frau kam, weiß hier in Paris Niemand.

„Eines Abends, während des Spieles, wurde Felice Alzati vom Schlage gerührt und vierundzwanzig Stunden darauf starb er, ohne wieder zur Besinnung gekommen zu sein. Dies ereignete sich im Monat April 1863. Bald darauf verschwand Frau Blanche und gleichzeitig mit ihr der von uns Allen mit Recht beneidete Olivier Tressan.

„Unser gemeinschaftlicher Freund hat nun einmal Glück bei den Frauen. Was sie Alle, jung oder alt, klug oder einfältig, für ihn einnimmt, vermag ich nicht zu erklären. Die Thatsache ist, daß er, soviel ich weiß, noch an kein Frauenherz vergeblich angepocht hat. — Er hatte Frau Blanche während eines ganzen Jahres den Hof gemacht. Viele sagen, sie habe ihn noch zu Lebzeiten ihres Mannes erhört. Der Beweis für diese Behauptung dürfte schwer zu erbringen sein. Darüber dagegen kann kein Zweifel existiren, daß sie, sobald sie frei war, Tressan's Geliebte wurde."

Lemercier hielt hier inne. Illien, der mit gespannter

Aufmerksamkeit zugehört hatte, wollte jedoch noch mehr erfahren.

„Nun?“ fragte er, „und was hat sich seitdem zugetragen?“

„Ich besinne mich soeben, ob ich ein Recht habe, es Ihnen zu erzählen,“ antwortete Lemercier, „denn was nun noch zu sagen übrig bleibt, gereicht unserem liebenswürdigen Freunde Olivier vielleicht nicht gerade zum Ruhme. Aber da verschiedene andere Leute in der Lage sind, Ihre Wißbegierde zu befriedigen und Sie sich möglicherweise mit Ihrer Frage an einen Rivalen oder Gegner Tressan's wenden könnten, so ist es wohl in seinem Interesse am besten, Sie erfahren durch mich, welche Rolle er seit dem Tode des Gatten der Frau Blanche gespielt hat.

„Er hatte ihr versprochen, sie zu heirathen. Ich weiß dies aus Aeußerungen, die sie bald nach dem Tode ihres Mannes und kurz vor ihrer Abreise von Paris mir selbst gegenüber machte. — Als sie sechs Monate später, im November 1863, hierher zurückkehrte, war von diesen Projecten nicht mehr die Rede. Tressan machte, seinen Freunden und Bekannten gegenüber, kein Hehl daraus, daß sie seine Geliebte sei; er prahlte mit ihr, er war stolz auf sie — und sie ließ sich dies gefallen. Sie war nämlich vollständig in ihn vernarrt. Ihre Schwermuth allein protestirte gegen die Behandlung, die er ihr zu Theil werden ließ, und die, gelinde gesprochen, rücksichtslos war; — aber Tressan ist nicht der Mann, um sich durch traurige Blicke in seinen Vergnügungen stören zu lassen. — Meine Meinung ist, daß er der schönen Frau während der sechs Monate, die er mit ihr allein verbracht,

etwas müde geworden war. Sein Stolz oder seine Eitelkeit ließ den Gedanken, sie zu heirathen, nicht mehr aufkommen. Man hatte ihr zwar bis zum Tode ihres Mannes niemals etwas nachsagen können, aber sie war am Ende doch nicht eine Frau, die Tressan in den Salons, wo er zu Hause ist, einzuführen gewagt haben würde. Niemand wußte, woher sie kam; sie zeigte sich öffentlich so selten, daß Einige meinten, sie verberge sich; das Vermögen, das sie von Alzati geerbt, hatte keinen ganz lautern Ursprung; auch wußte Niemand genau, wie groß es sei. Kurz, während sie Alles vereinigte, was sie als Geliebte begehrungswerth machen konnte, fehlten ihr doch einige der vorzüglichsten Requisiten, die ein empfindlicher und stolzer Mann wie Tressan bei seiner rechtmäßigen Gattin finden will.

„Im Laufe des Winters bereits erkaltete das Verhältniß zwischen den Beiden. Blanche schien ihrem ungetreuen Olivier noch immer mit Leib und Seele ergeben; aber dieser zeigte sich seltener und seltener bei ihr und behandelte sie, häufig sogar in Gegenwart Anderer, mit einer Rücksichtslosigkeit, die, so glaube ich, die Frau auf das Empfindlichste verletzen mußte. Aber sie ließ Alles über sich ergehen. Frauen sind unter allen Umständen schwer zu verstehen, wenn sie einmal lieben, werden sie vollständig unberechenbar. —

„Während des Sommers verließ Blanche Paris. Es ist meine feste Ueberzeugung, daß sie dies auf Befehl Tressan's that. Als sie vor einigen Monaten zurückkehrte, schien Olivier ganz mit ihr gebrochen zu haben. — Ich glaube, er hatte irgend ein neues Verhältniß angeknüpft. Seit ein

paar Tagen erst erscheint er wieder häufiger bei ihr, aber ich würde mich sehr wundern, wenn dies seinen Grund in einem Wiedererwachen seiner Liebe für sie hätte. Uebrigens habe ich heute bemerkt, daß Blanche selbst nun endlich zur Vernunft zu kommen scheint. Ihre Augen folgten Tressan nicht mehr mit derselben ängstlichen Liebe wie früher; sie blickt nicht mehr wie eine Magd zu ihrem Herrn zu ihm auf; sie wagt es, ihm zu zeigen, daß er sich unerlaubte Freiheiten in ihrem Hause nimmt, und ich sehe voraus, daß, wenn Tressan nicht etwas thut, um sie von neuem an sich zu fesseln, sie sich über kurz oder lang ganz von ihm losreißen wird. — Dann wird er bereuen, was er verscherzt hat, denn er findet eine zweite Frau Blanche nie wieder. Ich bin sein Freund, aber kann doch nur sagen, daß er verdient hat, sie zu verlieren."

Die Beiden waren schon vor einigen Minuten vor Lemercier's Wohnung angelangt, und die lange Erzählung war vor dessen Hausthür vollendet worden. — Illien hätte noch stundenlang zuhören können; aber Lemercier hatte bereits geklingelt und wünschte nun seinem Begleiter eine gute Nacht. — Dieser ging in so tiefes Nachdenken versunken von dannen, daß er den Weg nach seiner Wohnung verfehlte und endlich in einem ihm ganz unbekannten Stadtviertel, wohin er sich verirrt hatte, eine Droschke nahm und sich von dort nach Hause fahren ließ.

VIII.

Bertha Lemercier hatte mit großem Verdruß bemerkt, daß Vieuville und seine Frau, nachdem sie so nahe daran gewesen waren, sich zu entzweien, wieder die besten Freunde geworden

waren. Der Baron hatte „seiner geliebten Marie“ prachtvolle Geschenke zum Neujahrstage gemacht, und der Name Tressan, den Bertha noch verschiedene Male in seiner Gegenwart ausgesprochen, hatte ihn vollständig gleichgültig gelassen. Er hatte sogar geäußert, daß Herr Tressan ein sehr liebenswürdiger Mann sei, und daß er bedaure, ihn jetzt nur noch so selten zu sehen. „Aber ich nehme es ihm nicht übel,“ hatte er hinzugefügt, „ich weiß, daß er von allen Seiten in Anspruch genommen ist.“

„O über die unglaubliche, die grenzenlose Kurzsichtigkeit dieses Mannes,“ sagte sich Bertha. Eines tröstete sie. Ihre schöne Cousine sah nicht mehr so glücklich und zufrieden aus wie zu Anfang des Winters. Es war möglich, daß das Verhältniß zwischen ihr und Tressan bereits wieder gebrochen war, und daß Marie Kummer hatte. — Kummer, Unruhe, Sorgen — Bertha wünschte ihrer Cousine alles mögliche Schlechte. Verdiente sie es nicht? Weshalb war sie, die verheirathete Frau, ihre Rivalin! — Sie dachte daran, auf welche Weise sie sich über Tressan Auskunft verschaffen könnte, und entschloß sich, ihren Bruder René einmal ordentlich auszuforschen. Er war täglich stundenlang mit Tressan zusammen. Wenn er nicht ganz mit Blindheit geschlagen war, so mußte er Bestimmtes über die Lebensweise seines Freundes berichten können. Sie zweifelte nicht, daß es ihr ein Leichtes sein werde, Alles was er in dieser Beziehung wisse, aus ihm herauszulocken.

Bertha hatte ihren Bruder nie an große Zärtlichkeit gewöhnt, aber sie war ihm doch mit treuer und großer Liebe ergeben. René seinerseits verehrte seine „kleine Bertha“ in

hohem Grade. Sie war sein bester, ja sein einziger wahrer Freund und hatte es ihm häufig bewiesen. So oft René in Geldverlegenheit war — und dies ereignete sich regelmäßig zwei, dreimal im Jahre — war sie stets die mürrische und gleichzeitig willige Vermittlerin zwischen ihm und ihrer Mutter, die, wenn ein neues Geldanliegen an sie gestellt wurde, zwar zunächst immer hoch und theuer schwor, daß René keinen Heller außer seiner Pension von ihr empfangen würde, aber schließlich doch immer gewährte, was Bertha für ihren Bruder von ihr verlangte. — Die drei Lemerciers: Mutter, Tochter und Sohn — der Vater war vor langen Jahren gestorben — lebten durchaus nicht in harmonischem Einverständniß beisammen; sie verweigerten sich im Gegentheil gern gegenseitig kleine Gefälligkeiten; aber im Grunde hielten sie fest zusammen gegen die ganze andere Welt, der sie mißtrauten.

Das Gespräch zwischen Bertha und René über Olivier Tressan glich zunächst mehr einem Verhör als einer gewöhnlichen Unterhaltung. Bertha, die bei dieser Gelegenheit die Rolle des Untersuchungsrichters spielte, richtete ein halbes Dutzend Fragen an ihren Bruder, welche dieser, wie ein unwilliger Zeuge, mürrisch und mißtrauisch beantwortete. Sein Gewissen war nicht ganz rein. Er hatte sich in Gesellschaft Tressan's Verschiedenes zu Schulden kommen lassen, was in den Augen einer Schwester keine gelinde Beurtheilung finden mochte, und er war deshalb dieser gegenüber auf seiner Hut. Bertha mußte seine Antworten gewissermaßen aus ihm herauslocken. — Geduld war nicht eine ihrer Eigenschaften. Eine aufrichtige, mädchenhafte Scheu hielt sie zurück, sich ihrem

Bruder anzuvertrauen; desto mehr verdroß es sie, bei diesem so wenig Entgegenkommen zu finden. Nachdem die Unterhaltung zwischen Beiden ungefähr eine Viertelstunde gedauert und noch zu keinem erheblichen Resultat geführt hatte, verlor Bertha die Ruhe, mit der sie bis dahin die Antworten ihres Bruders aufgenommen hatte.

„Nun, Meister René,“ sagte sie, sich erhebend, „es scheint mir, daß wir heute den Geheimnißvollen spielen wollen. Ich werde mich bei Gelegenheit dessen zu erinnern wissen.“ Sie nickte ihm böse lächelnd zu und that, als ob sie das Zimmer verlassen wollte.

René war durchaus nicht geneigt, sich mit seiner Schwester zu zanken. „Wie kannst Du nur so sprechen!“ sagte er. „Ich begreife Dich wirklich nicht. Habe ich auf irgend eine Frage Antwort verweigert? — Sage mir, was Du wissen willst und Du sollst Alles erfahren, was ich im Stande bin, Dir zu sagen.“

Bertha hatte nicht die Absicht gehabt, unverrichteter Sache fortzugehen und setzte sich wieder.

„Du sollst mir sagen, was Du von Herrn Tressan weißt,“ antwortete sie.

„Aber, weshalb, meine kleine Bertha, interessirst Du Dich für Olivier?“ fragte René.

„Weshalb?“ Sie dachte eine Secunde nach, just so lange, wie sie gebraucht hatte, um das Wort „weshalb“ langsam auszusprechen. Dann hatte sie eine Antwort gefunden und sagte:

„Kannst Du verschwiegen sein, wenn ich Dir etwas anvertraue?“

„Das solltest Du nicht fragen. Das weißt Du.“

„Nun ja, Du bist mein guter Bruder. Du verräthst mich nicht. Was ich Dir sage, darf aber Niemand erfahren; selbst die Mutter nicht.“

„Von mir wird es Niemand erfahren.“

„Nun so höre: Ich interessire mich für Herrn Tressan, weil ich erfahre, daß er sich möglicherweise mit Jemand, den ich kenne, verheirathen wird.“

„So? . . .“ antwortete René gedehnt, überrascht und beruhigt. „Das ist ganz etwas Anderes. Weshalb hast Du mir das nicht gleich gesagt? — Mit wem will sich Olivier verheirathen?“

„Das darf ich Dir nicht sagen.“

René, der an alle jungen Mädchen seiner Bekanntschaft eher als an Bertha dachte, sobald von einer zukünftigen Frau für Tressan die Rede war, der außerdem wußte, daß seine Schwester ihm nichts sagen würde, wenn sie einmal den Entschluß gefaßt hatte, ihm etwas zu verschweigen, wurde nun wieder schwatzhaft, wie er es von Natur war, und kramte sein ganzes Wissen in wohlgesetzter Rede vor seiner lauschenden Schwester aus. — Er besaß ein gar nicht unbedeutendes Erzählertalent, und war, wenn auch ein oberflächlicher, so doch ein aufmerksamer Beobachter, der Vieles sah, behielt und combinirte, und bei den meisten seiner Bekannten den Ruf eines gescheidten Menschen hatte. Bertha, die ihn am meisten liebte, beurtheilte ihn am strengsten: aber sie war sogar ungerecht, wenn sie ihn für beschränkt hielt. Er war, im Gegentheil, recht verschmitzt und weit-

sichtig, besonders, wenn es sich um seinen eigenen Vortheil handelte. — Bertha erfuhr von ihm, daß Tressan ein Verhältniß mit Bianca Alzati unterhalten habe, daß er sich nun aber zu verheirathen wünsche und eine reiche Frau suche.

Bertha wurde abwechselnd roth und blaß, als von der schönen Italienerin die Rede war; sie wartete ängstlich und ungeduldig, den Namen ihrer Cousine Marie aussprechen zu hören; aber dieser kam nicht über René's Lippen. Er schloß seine Erzählung mit einem getreuen Bericht des langen Gesprächs, das er mit Tressan am heiligen Abend gehabt hatte, und versicherte, daß er nun Alles gesagt, was er von seinem Freunde wisse.

„Du verschweigst mir nichts?“ fragte Bertha, ihn scharf ansehend.

„Nichts,“ antwortete er, den Blick ruhig erwiedernd.

„Dann bist Du mit Blindheit geschlagen, mein armer René,“ sagte sie halb mitleidig, halb verdrießlich. Sie sann einen Augenblick nach und fuhr in gleichgültigem Tone fort: „Geht Herr Tressan nicht sehr häufig zu Marie?“

René blickte überrascht, fast erschrocken auf. Er sah seine Schwester lange und nachdenklich an und sagte endlich: „Du hast vielleicht Recht.“

Sie nickte ihm bedeutsam zu.

„Seit einiger Zeit,“ fuhr René fort, gleichsam zu sich selbst sprechend, „hat Olivier seine Besuche bei den Vieuvilles beinahe gänzlich eingestellt.“

„Du mußt herausfinden, welchen Grund dies hat.“

„Ja, ich will mich bemühen.“

„Und Du mußt mir Alles sagen, was Du in Erfahrung bringst.“

„Ich werde Dir nichts verschweigen.“

„Du bist mein guter Bruder; Du kannst Dich immer auf mich verlassen; und ich verlasse mich auf Dich. — Daß aber Niemand, selbst die Mutter nicht, von dieser Unterredung erfahre!“

René versprach vollständige Verschwiegenheit, und nachdem er von seiner Schwester Instructionen empfangen hatte wie er sich Tressan, Vieuville und dessen Frau gegenüber verhalten solle, um der Wahrheit auf die Spur zu kommen, begab er sich zu Vieuville, den er am leichtesten ausforschen zu können glaubte.

Er wurde von diesem freundlich empfangen und fand keine Schwierigkeit, das Gespräch auf Tressan zu lenken, da Vieuville selbst die Gelegenheit dazu bot. Kaum hatte der Baron nämlich seinen Gast begrüßt, als er ihn fragte, ob er eine Dame kenne, die er, Vieuville, am heiligen Abend in der Madelaine gesehen habe. Nach der Beschreibung, die er von ihr machte, antwortete Lemercier ohne Zögern: „Das könnte sehr wohl Frau Bianca Alzati sein,“ und nach einer kleinen Pause setzte er hinzu: „Ja, das wird sie und keine andere gewesen sein, denn nun erinnere ich mich, daß sie Illien, der an jenem Abend mit uns bei ihr soupirte, erzählt hat, sie habe ihn in der Kirche gesehen.“

Vieuville, der in anderen Kreisen als Lemercier und Tressan lebte und selten in einen Club kam, kannte die Geschichte der schönen Italienerin nur oberflächlich. Er

hatte ihren Namen wohl gehört, aber sich nicht für sie interessirt. Nun schien er ebenso begierig wie Illien und Bertha, Alles zu erfahren, was René über sie zu erzählen wußte. — Vieuville war diesem als Zuhörer ebenso willkommen, wie jeder andere, und erfuhr bald Alles, was Lemercier über die Signora Alzati eine Stunde früher seiner Schwester und einige Tage vorher dem Grafen Illien mitgetheilt hatte. Seine Berichterstattung beschäftigte René dermaßen, daß er gar nicht bemerkte, wie Vieuville während des Zuhörens immer nachdenklicher wurde.

„Wo wohnt die Signora Alzati?“ fragte der Baron.

Lemercier gab ihre Adresse.

„Und dort empfängt sie Herrn Tressan?“

„Versteht sich. Sie hat keinen Grund sich zu geniren und ihn irgendwo anders zu empfangen.“

Das leuchtete auch Vieuville ein. Er wurde wieder unruhig, argwöhnisch. Wenn Frau Alzati und die verschleierte Dame, die er in der Avenue de l'Empereur gesehen hatte, eine und dieselbe Person wären? Daß Frau Alzati in diesem Falle den Platz einer andern eingenommen haben würde, schien ihm mehr als wahrscheinlich. — Aber wer war diese Andere? Wenn es doch Marie wäre? Wenn sie ihn dennoch täuschte?

„Was fehlt Ihnen, Vieuville? Sie sind ganz blaß geworden?“ fragte Lemercier.

Ein Diplomat war an dem Baron nicht verdorben. Er ballte die Faust und antwortete mit den Zähnen knirschend: „Eine Gewißheit fehlt mir, Herr Lemercier, eine Gewißheit!“

An dem überraschten Gesichte, mit dem sein Gast ihn ansah, merkte er, daß er wieder einmal eine Ungeschicklichkeit begangen hatte. Er wollte dies gut machen und verwickelte sich in den unwahrscheinlichsten Explicationen. Lemercier verstand von all' dem nur soviel, daß die Mittheilung, die er Vieuville gemacht, diesen in hohem Grade beunruhigt hatte. Er nahm sich vor, seiner „kleinen Bertha" getreulich darüber zu berichten; aber er wollte dieser noch mehr sagen können, und sich der Instructionen erinnernd, die sie ihm gegeben hatte, sagte er in einem so harmlosen Tone, wie er annehmen konnte:

„A propos, da wir von Tressan sprechen: Wie kommt es, daß ich ihn seit einiger Zeit niemals mehr bei Ihnen treffe? Ist etwas zwischen Ihnen und ihm vorgefallen?"

„Was wollen Sie damit sagen?" fuhr Vieuville zornig auf.

Lemercier wich betroffen zurück. „Auf mein Wort, Vieuville, ich verstehe Sie nicht," stammelte er. „Ich richte eine harmlose Frage an Sie, und Sie antworten mir darauf, als ob ich Sie beleidigt hätte. Da liegt ein Mißverständniß vor."

Vieuville hatte eine zweite Ungeschicklichkeit begangen und fühlte dies. Lemercier wußte augenscheinlich nichts. In seiner Verlegenheit fand der Baron kein besseres Mittel, das Geschehene wieder gut zu machen, als Lemercier halbes Vertrauen zu schenken. Er sagte ihm, daß Tressan früher vielleicht etwas zu oft in sein Haus gekommen sei, daß dies zu allerlei Gerede Veranlassung gegeben habe, und daß es ihn deshalb verdrieße, davon sprechen zu hören. Lemercier sah

ihn, während er sprach, verwundert an und erwiederte kein Wort. Vieuville nahm ihm darauf die Hand und fügte hinzu: „Sie sind ein naher Verwandter meiner Frau, und Sie kennen mich seit langen Jahren. Ich hoffe, wir sind gute Freunde. Nehmen Sie mir die Lebhaftigkeit, mit der ich gesprochen habe, nicht übel. Ich bin seit einiger Zeit etwas nervös . . . Und, Lemercier, erwähnen Sie des Gespräches nicht, das wir gehabt haben. — Sie versprechen es mir?“

„Gern.“

„Ich danke Ihnen . . . Ich bin ein unglücklicher Mensch!“

Dritte und letzte Ungeschicklichkeit, denn nun ging Lemercier seiner Wege, um Bertha seine Unterhaltung mitzutheilen. Diese hörte ihm mit strahlenden Augen zu: „Das hast Du gut angefangen,“ sagte sie.

René wunderte sich wohl etwas darüber, daß seine Schwester ein so großes Interesse an Tressan und Marie zu nehmen schien; aber er gab sich nicht die Mühe, lange darüber nachzudenken und sagte sich, daß ihm Bertha über kurz oder lang wohl den Schlüssel zu dem Geheimniß geben werde. Einstweilen wollte er seine Beobachtungen in der ihm von seiner Schwester angedeuteten Richtung fortsetzen. Er selbst war neugierig zu erfahren, ob Marie wirklich schuldig sei; und sodann lag ihm auch daran, Bertha, die ihm so oft gefällig war, einen Dienst zu leisten.

„Mit wem mag Tressan sich verheirathen wollen?“ fragte er sich. „Vielleicht mit Anna,“ meinte er. In diesem Falle hatte Bertha vollkommen recht, wenn sie in

Erfahrung bringen wollte, in welchem Verhältniß er zu Marie gestanden hatte und noch stand.

Vieuville ging, nachdem Lemercier ihn verlassen, unruhig in seinem Zimmer auf und ab. Er gehörte zu den Leuten, die einige Beobachtungsgabe, viel Einbildungskraft und sehr wenig Urtheil besitzen. Er war erfinderisch in schlechten oder unausführbaren Plänen. — Er dachte daran, sich seiner Schwiegermutter oder seinem Schwiegervater anzuvertrauen, und sich bei diesen Rath zu holen; dann verfiel er auf den Gedanken, Sir Richard Harvey oder die Gräfin Daxat in sein Geheimniß zu ziehen. Gleich darauf fragte er sich, was er von diesen verlangen konnte? Er durfte und wollte Marie noch nicht anklagen. Er mußte zunächst Beweise ihrer Schuld haben . . . Wenn er zu der Italienerin ging? Lemercier hatte ihm gesagt, daß sie Tressan liebe. Dann mußte sie eifersüchtig auf ihn sein, dann war sie seine, Vieuville's, natürliche Verbündete! Aber unter welchem Vorwande sollte er sich bei ihr einführen? . . . Und wenn sein Argwohn doch noch unbegründet wäre? Wie lächerlich würde er sich machen! — Er war rathlos! — Eines wußte er aber mit Bestimmtheit: er haßte den Mann, der ihm seine Ruhe geraubt hatte.

Bertha ließ sich am Abend desselben Tages von ihrer Mutter zu den d'Eltangs begleiten. Es war ein Donnerstag; die Baronin empfing an jenem Abend, es sollte getanzt werden, und Bertha durfte hoffen, im Salon ihrer Tante mit Vieuville und seiner Frau und vielleicht auch mit Tressan zusammenzutreffen. Sie wollte Beobachtungen anstellen, und wenn sich

eine Gelegenheit bot, mit Tressan sprechen. — Sie hatte ihn seit mehreren Tagen nicht gesehen; sie sehnte sich nach ihm. — O! wenn er zur Vernunft kommen, wenn er einsehen wollte, wie ihre Liebe so unendlich werthvoller sei als die ihrer einfältigen Cousine Marie oder gar die jener zweifelhaften Person, der abenteuernden Italienerin! Wie gern würde sie ihm vergeben haben, daß er sie seit einem Jahre unglücklich machte! Denn sie liebte ihn innig, zärtlich, eifersüchtig. Ihr Herzschlag stockte, wenn er ihr unbefangen die Hand reichte, und sie erblaßte, wenn sein Blick sie gleichgültig und kalt streifte. Sie verbarg ihre Liebe vor der ganzen Welt: vor ihrer Mutter und ihren Brüdern wie vor Fremden; sie schämte sich derselben; ihr stolzes, jungfräuliches Herz empörte sich dagegen; aber sich selbst gestand sie ein, daß das Verlangen, Tressan lieben zu dürfen, von ihm wieder geliebt zu werden, sie verzehre.

Die Vieuvilles waren unter den ersten Gästen, die sich bei den d'Eltangs einfanden; bald darauf erschienen Sir Richard Harvey und Illien, etwas später wurde die Gräfin Daxat angemeldet, und endlich zeigten sich auch Tressan und René Lemercier. Diese Beiden hatten zusammen gespeist, und René hatte während des Essens dieselbe Frage an seinen Freund gerichtet, die im Laufe des Nachmittags so großen Eindruck auf Vieuville gemacht hatte.

„Weshalb sieht man Sie nicht mehr bei meiner Cousine?“ hatte er Tressan gefragt.

Dieser hatte ihn mit seinen scharfen dunklen Augen forschend angesehen und hatte dann einige banale Erklärungen gegeben.

„Tressan ist nicht so einfältig wie Vieuville," berichtete René seiner Schwester. „Der verräth sich nicht."

Bertha's Blicke verfolgten ihn: er ging grüßend von einem Bekannten zum andern; unterhielt sich einige Minuten mit der Gräfin Daxat und der Baronin Vieuville, mit Sir Richard und Illien und ließ sich endlich neben Anna d'Eltang nieder. Bertha's scharfe Augen wanderten unermüdlich von einem Punkte des Salons zum andern, um immer wieder und wieder zu Tressan zurückzukehren.

Ein bitteres Lächeln verzog ihre schmalen Lippen: Welch' närrische Welt! Da saß Tressan und bemühte sich, Anna zu unterhalten, die ihm nicht zuhörte und nur Augen für Illien hatte. Dieser war von der schönen Gräfin gefangen gehalten und sah gelangweilt aus; und dann kamen die beiden Vieuvilles: er schaute finster, sie traurig darein. „Eine heitere Gesellschaft!" sagte sich Bertha, „und das nennen die Leute sich amüsiren." Sie zuckte die Achseln und näherte sich der Gräfin Daxat. Sie war neugierig zu hören, was die schöne Frau dem jungen Russen erzählte. — Es verlohnte nicht der Mühe. Die Gräfin sprach von ganz gleichgültigen Dingen. Doch schien sie verdrießlich, daß eine dritte Person sich in die Unterhaltung mischen wollte und wurde plötzlich schweigsam. „Störte ich da vielleicht?" fragte sich Bertha. „Sollte sich die schöne Martha in den jungen hübschen Grafen verliebt haben?"

Illien benutzte die Gelegenheit, die ihm durch Bertha's Kommen geboten war, um sich von der Gräfin zu entfernen; aber er setzte sich nicht zu Anna, sondern näherte sich nachlässig

der Ausgangsthür und war plötzlich, obgleich es noch früh am Abend war, aus dem Salon verschwunden. Anna hätte weinen mögen, als sie dies bemerkte, und Martha biß sich auf die schönen rothen Lippen und empfing Harvey, der sich ihr nun näherte, so unfreundlich, daß dieser sie überrascht und bestürzt ansah und betroffen fragte, was ihr fehle. Sie sammelte sich darauf schnell und sagte mit einem erzwungenen Lächeln, sie leide an Kopfschmerzen; es sei sehr heiß im Salon, sie werde sich bald entfernen. Darauf nahm sie Harvey's Arm, auf den sie sich vertraulich stützte, und ließ sich von ihm zum Buffet führen. Dort machte sie ihrer üblen Laune Luft, indem sie Fräulein Bertha Lemercier für eine der unangenehmsten Personen erklärte, die ihr im Leben begegnet seien. „Ich sann seit fünf Minuten darüber nach," sagte sie, „wie ich mich von ihr frei machen könnte. Die üble Laune, in der Sie mich fanden, war nichts als tödtliche Langeweile. Jetzt fühle ich mich wieder wohl."

Sie sah den Baronet freundlich an.

„Ich danke Ihnen," sagte dieser mit sonderbarem Nachdruck.

„Wofür?" fragte Sie verwundert.

„Dafür, daß Sie bemerkten, daß Sie mir soeben wehe gethan haben," antwortete er, und daß Sie nun versuchen, dies wieder gut zu machen.

Sie sah ihn mit einem ganz eigenthümlichen Lächeln an, in dem etwas von Spott lag, und ließ sich von ihm in den großen Salon zurückführen, wo nun getanzt wurde.

Tressan saß noch immer neben Anna. Bertha wurde darüber ungeduldig, und sandte ihren Bruder ab, um das

junge Mädchen zum nächsten Walzer aufzufordern. Als dieser Tanz bald darauf gespielt wurde und Anna sich erhob, stand Tressan ebenfalls auf; aber er näherte sich nicht Bertha, wie diese einen Augenblick gehofft hatte, sondern ging nachlässig auf den Baron Vieuville zu, der in einer Ecke stand und von dort aus die Baronin überwachte, die soeben die Einladung eines jungen Mannes angenommen hatte und mit diesem tanzte.

Tressan bemerkte sofort, daß Vieuville wieder übler Laune sei, und war darüber etwas beunruhigt; aber er sprach mit anscheinender Unbefangenheit, bis Vieuville ihn plötzlich mit der Frage überraschte, wie sich die schöne Signora Alzati befände.

„Ich wußte nicht, daß Sie sie kennen," antwortete Tressan. „Sie hat mir nie von Ihnen gesprochen."

„Ich kenne sie in der That nicht," antwortete Vieuville, „aber ich weiß, wie sie aussieht und wer sie ist. Ich sah sie vor einigen Wochen in der Kirche und habe mich nach ihr erkundigt, da sie mir durch ihre große Schönheit auffiel."

Ein vielverzweigter Gedanke stieg unklar in Tressan's Gehirn auf. Er gab sich keine Mühe, ihn auszudenken. Er gehörte zu den Leuten, die sich auf ihre Geistesgegenwart verlassen, um irgend eine neue Situation zu ihrem Nutzen auszubeuten, und die deshalb immer gern bereit sind, solche Situationen zu schaffen.

„Wenn Sie Frau Alzati vorgestellt zu sein wünschen," sagte er, „so soll es mir Vergnügen machen, Sie bei ihr einzuführen."

Vieuville, der im Gegensatz zu Tressan durch alles Neue und Unerwartete in Verlegenheit gesetzt wurde, zauderte eine Secunde; dann erinnerte er sich, daß er am Nachmittag einen Augenblick daran gedacht hatte, die Signora Alzati aufzusuchen; daß ihre Bekanntschaft ihm möglicherweise von Nutzen sein könnte, und er nahm Tressan's Anerbieten an. Dieser erbot sich darauf, dem Baron innerhalb weniger Tage mitzutheilen, wann die Vorstellung stattfinden könne, und brach dann das Gespräch ab, da der Walzer jetzt beendet war und Frau von Vieuville, von ihrem Tänzer begleitet, sich ihnen näherte.

Marie und Tressan wechselten zunächst einige gleichgültige Worte mit einander, aber als der Baron sich eine Secunde abwandte, um den höflichen Gruß zu erwiedern, mit dem der Tänzer der Baronin sich ihm empfahl, raunte Marie ihrem Nachbar Tressan zu:

„Morgen um vier Uhr bei Martha.“

Tressan gab durch ein Senken der Wimper zu erkennen, daß er verstanden habe und entfernte sich bald darauf, um die Tochter des Hauses zum nächsten Tanz aufzufordern.

Es lag ihm sehr daran, das junge Mädchen für sich zu gewinnen. Sie war aus guter Familie, jung, hübsch und vor allen Dingen, sie war reich. Tressan wußte ganz genau, daß sie eine Million Franken Mitgift bekommen und nach dem Tode der Eltern das Doppelte erben würde. Er hatte in einer früheren Unterredung mit René geäußert, daß er nicht zu den Leuten gehöre, die den Tod eines Verwandten discontiren; aber er hatte sich geschmeichelt, als er das sagte.

Er war in großer Geldverlegenheit, seine Gläubiger trieben ihn mehr und mehr in die Enge, er schuldete weit größere Beträge, als er seinem Freund Lemercier angedeutet hatte, und er hätte sich keinen Augenblick besonnen, auf eine zukünftige Erbschaft hin Geld zu entnehmen, wenn er nur einen gefälligen Wucherer gefunden, der ihm darauf hin Geld hätte borgen wollen. Als Bräutigam von Anna d'Eltang hätte er Geld gefunden. Er mußte Geld haben, und er wußte nicht mehr, an wen er sich wenden sollte, um etwas zu bekommen. Anna war freilich die Schwester von Marie. Das kümmerte ihn nicht; sein Gewissen gestattete ihm Alles, was ihm unbequem war, als Vorurtheil zu betrachten. Es war ein Vorurtheil in seinen Augen, daß es einem Manne nicht gestattet sein sollte, gleichzeitig der Geliebte der einen und der Gatte der anderen Schwester zu sein.

Warum nicht? — Er gab sich große Mühe, Anna zu fesseln; aber diese schien blind und taub für seine liebenswürdigen Eigenschaften. Dies entmuthigte ihn jedoch nicht. Er hatte sich bis dahin nur wenig um das junge Mädchen bekümmert und gar nicht gehofft, ihr Herz sofort zu gewinnen; aber er war zuversichtlich, daß ihm dies mit der Zeit gelingen werde. Er hatte in seinem Leben viele Siege über Frauenherzen davongetragen; es wäre merkwürdig gewesen, wenn ein junges Mädchen ihm widerstehen wollte. Er verließ sie nach dem Tanze und näherte sich nun endlich Bertha Lemercier. Dort wurde er mit strahlenden Augen und klopfendem Herzen empfangen, dort fanden seine Reden aufmerksames Gehör. Es war Tressan ganz Recht, sich auch Bertha's Gunst zu sichern.

Sie war Anna's Cousine und kam vielleicht in die Lage, ihm eines Tages von Nutzen zu sein. Daß das junge Mädchen in ihn verliebt sein könnte, daran dachte er nicht.

Männer und Frauen sind scharfsichtig, dort Liebe zu entdecken, wo sie lieben oder lieben wollen; aber für gleichgültige Personen sind die meisten Männeraugen schwachsichtig. Wenn Anna d'Eltang Herrn Tressan so bewillkommt hätte, wie Bertha es that, so würde Tressan sich gesagt haben: „Sie ist mein" — Bertha's funkelnde Augen verriethen ihm nichts. — Er verließ sie, nachdem er einige Minuten mit ihr gesprochen und mit ihr getanzt hatte, kehrte noch einmal zu Anna zurück, versuchte eine Unterhaltung mit dem Baron d'Eltang anzuknüpfen, was ihm jedoch nur schlecht gelang, da ihn der alte Herr mit eisiger Kälte empfing, setzte sich sodann zur Baronin d'Eltang, die als Wirthin jedoch zu beschäftigt war, um ihm längere Zeit ungetheilte Aufmerksamkeit schenken zu können, und entfernte sich endlich, nicht ganz mit dem Abend zufrieden, von dem er mehr gehofft, als er erreicht hatte.

Die andern Gäste verschwanden ebenfalls bald darauf. — Die Baronin d'Eltang wußte sehr wohl, weshalb ihre arme Anna so traurig aussah und richtete deswegen keine Frage an sie; aber der alte Baron hatte etwas auf dem Herzen, das ihn noch verdrießlicher als gewöhnlich machte.

„Ich weiß nicht, ob Du bemerkt hast," sagte er der Baronin, „daß der elegante Herr Tressan, der sogenannte ‚unwiderstehliche' Olivier, sich während des ganzen Abends beinahe ausschließlich mit Anna beschäftigt hat. Ich habe über den jungen Mann mancherlei Geschichten gehört, die

mich nicht zu seinen Gunsten einnehmen. Er ist ein Spieler und hat verschiedene andere liebenswürdige Eigenschaften, die ihn in meinen Augen sehr wenig qualificiren, mein Schwiegersohn zu werden."

„Gute Nacht, lieber Gaston!" — antwortete die Baronin. Aber zum ersten Male seit langen Jahren dachte sie über das, was der Baron ihr gesagt hatte, nach und nahm sich vor, genauere Erkundigungen über Herrn Olivier Tressan einzuziehen. Er war ein liebenswürdiger und ein gefährlicher Mann. Er sollte sich ihrer Tochter nicht zu sehr nähern. Sie beschloß, sich in dieser Angelegenheit an René Lemercier zu wenden. Er galt für Tressan's Freund; aber die Baronin hatte keine sehr hohe Achtung vor dem in der Gesellschaft so oft gemißbrauchten Titel: „Freund". Familienbande sind in Frankreich von außerordentlicher Zähigkeit. Wenn es sich um einen nahen Verwandten handelt, so gilt der Freund dort nicht viel. Die Baronin war zuversichtlich, daß freundschaftliche Rücksichten auf Tressan ihren Neffen, René Lemercier, nicht verhindern würden, seiner Tante die volle Wahrheit über jenen zu sagen.

XI

Am Tage nach der letzten Soirée bei den d'Eltangs war vor dem Essen Empfang bei der Gräfin Daxat. Harvey begab sich zu ihr. Er hatte bemerkt, daß Frau von Vieuville seit einiger Zeit wieder unruhig und traurig geworden war, und er wollte ihr Gelegenheit bieten, sich an einem dritten Orte, wo sie von ihrem Manne nicht beobachtet war, mit ihm auszusprechen.

Mehrere Personen befanden sich bereits im Salon der Gräfin, als Harvey angemeldet wurde, darunter die Baronin von Vieuville, Illien und Tressan. Der junge Russe war, wie gewöhnlich, von der Gräfin in Anspruch genommen; Tressan unterhielt sich mit Frau von Vieuville. Diese begrüßte ihren alten Freund Harvey mit gewohnter Herzlichkeit und lud ihn ein, neben ihr Platz zu nehmen. Der Baronet glaubte jedoch zu bemerken, daß er ein intimes Gespräch zwischen Marie und Tressan unterbrochen habe. Er stand deshalb nach einigen Minuten bereits wieder auf und trat an einen Tisch, auf dem verschiedene Bücher und Albums lagen, in denen er, um irgend etwas anzufangen, zu blättern anfing. Die Gräfin schien ihn heute gar nicht zu bemerken; auch Marie hatte sich, sobald er aufgestanden war, wieder zu ihrem Nachbar Tressan gewandt.

Harvey warf einen beobachtenden Blick auf die beiden Gruppen. Er bemerkte, daß die Gräfin sich Mühe gab, eine große und peinliche innere Erregung zu verbergen, und daß Marie blaß geworden war und mit trostloser Traurigkeit vor sich hinblickte. Auch der elegante Olivier Tressan sah durchaus nicht zufrieden und glücklich aus. Er hatte sich in wenigen Wochen merklich verändert: seine großen, dunklen Augen glänzten wie die eines Fieberkranken, seine Wangen waren eingefallen, und der Ausdruck seines Gesichtes, sowie seine ganze Haltung zeugten von Ermattung.

Tressan war in der That in einer verzweifelten Lage. Er hatte in der vergangenen Nacht, nachdem er die d'Eltangs verlassen, wieder unglücklich gespielt und schuldete nun eine

bedeutende Summe, die ohne Säumen bezahlt werden mußte. Er war während des ganzen Tages umhergelaufen, um sich Geld zu borgen, hatte aber nur einen verhältnißmäßig kleinen Betrag gefunden — nämlich bei Illien, der ihm mit Stolz und Vergnügen Alles gegeben hatte, was er an baarem Gelde besaß — und wußte nun kaum noch, was er anfangen sollte, um sich zu helfen. Er konnte sich noch an zwei Personen wenden: an René und an Harvey. Ersterer durfte jedoch kaum in Betracht kommen. Tressan wußte, daß sein Freund von einer Pension, die seine Mutter ihm auszahlte, lebte, und nicht selten selbst in Geldverlegenheit war; dann berechnete er auch, daß es unklug sei, den Vetter von Anna d'Eltang zum Mitwisser seiner Verlegenheit zu machen. Er traute René nicht mehr, als dieser es verdiente.

Harvey! — Tressan fürchtete sich vor ihm. Er konnte sich nicht Rechenschaft davon ablegen, woher dieses Gefühl entstanden war, aber es war kein Zweifel darüber, daß es in ihm existirte. Wenn Harvey ihn beim Sprechen ruhig und gerade ansah, so fühlte Tressan unwillkürlich den Unterschied zwischen einem Ehrenmann im wahren Sinne des Wortes und dem Manne, dem es mit Mühe und Sorgen gelingt, den äußeren Schein eines solchen aufrecht zu erhalten. — Tressan fühlte sich nicht mehr ganz rein. Die Noth hatte ihn bereits zu einigen schwer zu rechtfertigenden Schritten getrieben. Er beabsichtigte, dies Alles wieder gut zu machen; kein Mensch sollte einen Heller an ihm verlieren; er wollte Geld verdienen, wenn er es nicht beim Spiel wieder gewinnen konnte; alle seine Gläubiger sollten schließlich bezahlt werden — einstweilen

jedoch durfte er in der Wahl seiner Mittel, sich Geld zu verschaffen, nicht allzu ängstlich sein. — Er war es durchaus nicht mehr. Er nahm Geld, wo er es finden konnte. — Harvey hatte nie ein Wort über seine Verhältnisse mit ihm gewechselt; doch schien es Tressan, als ob der Engländer ihn durchschaue. — Nein! Er hatte nicht den Muth, sich an diesen zu wenden, wenigstens heute nicht. — Aber das Geld mußte geschafft werden, und zwar sofort. Seine Ehre, oder vielmehr das Wenige, was er noch dafür hielt, stand auf dem Spiele.

Niemand wußte es. Tressan hatte gestern, als er vom Spieltische aufstand, mit derselben äußern Ruhe wie bei vielen anderen Gelegenheiten gesagt: „Wir reguliren morgen.“ — Und die glücklichen Spieler, die seine Gläubiger geworden waren, hatten darauf mit dem gebräuchlichen, gleichgültigen Kopfnicken geantwortet; — der Kutscher, der vor dem Club auf ihn wartete, Franz Lecouvreur, der ihm die Thür seiner Wohnung öffnete und ihm beim Ausziehen behülflich war, hatten ihn schweigsam und herablassend gefunden, wie er es ihnen gegenüber immer war — aber Tressan wußte, daß er jetzt den letzten Act eines Dramas aufführte, und daß es von der ihm selbst noch unbekannten, naheliegenden Schlußscene abhänge, ob dasselbe als ein Trauer- oder ein Schauspiel zu bezeichnen sein werde. Er hatte seit Monaten seinen Ruin klar und deutlich kommen sehen, aber bis zum letzten Tage gehofft, denselben hintertreiben oder wenigstens verschieben zu können. Es bedurfte dazu nicht viel: nur etwas Glück — Zeit gewonnen, war Alles gewonnen; denn mit der Zeit

konnte er eine Frau und Geld finden. Aber der gestrige unglückliche Abend hatte ihn hülflos gemacht. Hätte er gewonnen, was er verloren hatte, so wäre es ihm möglich gewesen noch Wochen, ja vielleicht Monate lang an seiner Rehabilitation zu arbeiten. Es war unnütz, daran zu denken. Er hatte verloren — und wenn er nicht Rath schaffte, wenn es ihm nicht gelang, innerhalb der wenigen Stunden, die bis zum Abend noch vor ihm lagen, Geld aufzutreiben, so war Alles verloren. Er hatte fünftausend Franken in seinem Portefeuille, die Illien ihm mit freudestrahlendem Gesichte, mit Bitten um Entschuldigung, daß es nicht mehr sei, geliehen — und sonst nichts, nichts! — Und er schuldete, außer den bedeutenden alten Schulden, die er in diesem Augenblick gar keines Gedankens würdigte, vierzigtausend Franken, die sofort bezahlt werden mußten. Er war bereits oft in großer Noth gewesen; aber er hatte dann immer zwei bis drei Leute gekannt, auf die er rechnen konnte, um ihm aus der Verlegenheit zu helfen. Aber Alles hat sein Ende: das Wohlwollen von Bekannten, das Vertrauen von Wucherern, die Geduld von Gläubigern. Tressan hatte Alles bis zum Aeußersten ausgenutzt; er war am Ende. Er hätte vielleicht noch vierundzwanzig oder achtundvierzig Stunden gewinnen können, indem er sich krank meldete. — Wozu hätte das genutzt? Er wußte, daß er morgen gerade dieselben Ressourcen haben würde, wie heute, d. h. gar keine, wenigstens keine, an die er denken konnte und wollte. — Eine Ausflucht blieb ihm. Nicht der Tod. Daran dachte er nicht. Etwas Unwürdigeres. Dies letzte Hülfsmittel hatte sich bereits bei anderen Gelegenheiten seinem

Geiste dargestellt. Er hatte es mit dem Rest von Anstandsgefühl, das ihm blieb, zurückgewiesen. Aber nun war er in Verzweiflung. Wenn die Gelegenheit günstig war, so wollte er zu diesem letzten Mittel greifen.

„Was fehlt Ihnen?" fragte Marie. „Sie sehen bleich und angegriffen aus."

Die Beiden konnten ungestört mit einander sprechen; Niemand in dem großen Salon schien sie zu beachten; Jedermann sah, daß sie sich etwas zu sagen hatten, und machte es sich stillschweigend zur Pflicht, ihnen dies zu ermöglichen.

„Es ist unnütz, davon zu sprechen," antwortete Tressan; „Sie können mir doch nicht helfen."

„Das ist kein Grund, weshalb Sie mir Ihre Sorgen verschweigen sollten. — Was fehlt Ihnen?"

Tressan zauderte einen Augenblick — aber nur einen Augenblick — dann griff er nach jenem letzten Hülfsmittel. Er schämte sich nicht vor sich selbst, indem er dies that. Seine einzige Sorge war, daß es ihm gelingen möge, die Sache so darzustellen, daß er Marie gegenüber den Schein der Ehrenhaftigkeit retten und sie bewegen möge, ihm zu helfen.

„Ich bin in augenblicklicher Geldverlegenheit," sagte er mürrisch. „Nun wissen Sie, was mich quält, und nun thun Sie mir den Gefallen, nicht weiter davon zu sprechen."

„Olivier!" sagte sie flehend.

„Was?" fragte er mit vollkommen gespielter Verwunderung.

„Sind Sie mir nicht schuldig, mich wie Ihren besten Freund zu betrachten?"

„Ich verstehe Sie nicht.“

„Habe ich nicht Alles: meine Ehre, mein Leben, für Sie auf das Spiel gesetzt? Wissen Sie nicht, daß ich jedes Opfers für Sie fähig bin, und kann ich dagegen nicht verlangen, daß Sie Vertrauen zu mir haben, daß Sie mich nicht für unwürdig halten, Ihnen einen leichten Dienst zu leisten, einen Dienst, den Sie von fremden Leuten“ — sie sah sich im Salon um, sie wußte nicht, wie wahr sie sprach — „von Illien, von Harvey ruhig annehmen würden?“

„Ich verstehe Sie nicht, oder vielmehr ich will und darf Sie nicht verstehen,“ antwortete Tressan mit vieler Würde . . „Wenn Sie ein Wort mehr sagen, so stehe ich auf und entferne mich.“

Die arme, thörichte, gläubige Marie nahm ihn beim Worte. Sie biß sich die Lippen blutig, um ihre Bewegung zu verbergen, um nicht in Thränen auszubrechen; aber sie schwieg. Dabei fand Herr Olivier Tressan nicht seine Rechnung.

„Es thut mir leid, wenn ich Ihnen wehe gethan habe,“ sagte er. „Verzeihung Marie! Aber an meiner Stelle . . .“

Sie unterbrach ihn. „Folgen Sie mir in den kleinen Salon“ — sagte sie. „Ich kann hier nicht sprechen. Ich fürchte mich vor den Leuten.“

Sie erhob sich, und mit jener bewunderungswürdigen Herrschaft über ihre innere Bewegung, die den Frauen hoch civilisirter Gesellschaften angeboren zu sein scheint, sagte sie, sich an die Gräfin wendend:

„Wo ist das große Album mit den Copien aus dem Louvre, das Sie mir gestern zeigten?“

„Im kleinen Salon . . . auf dem Tisch,“ antwortete die Gräfin nachlässig.

Marie, von Tressan gefolgt, verließ den großen Salon. Die Gräfin, und ein jeder ihrer Gäste, mit Ausnahme von Illien allein, wußten, daß Frau von Vieuville und Herr Olivier Tressan nur einen Vorwand gesucht hatten, um noch ungestörter sprechen zu können. Die junge Frau und ihr Begleiter verheimlichten sich durchaus nicht, daß die Andern dies verstanden; aber sie kümmerten sich nicht darum. Sie hatten oft andern dieselben Concessionen gemacht, die sie jetzt für sich beanspruchten. Sie hielten den Schein aufrecht, sie respectirten die gesellschaftlichen Formen. Niemand glaubte sich berechtigt, mehr von ihnen zu verlangen. Die Unterhaltung im Salon nahm ihren Fortgang, als sei nichts vorgefallen; Niemand vergaß sich, auch nur durch ein Lächeln oder einen Blick anzudeuten, daß er verstanden habe, was vorgehe; Niemand außer Harvey kümmerte sich wirklich darum.

Marie und Tressan näherten sich im Nebenzimmer einem Tische und schlugen dort das Album auf, nach dem die Baronin gefragt hatte. Sie hatten sich so gestellt, daß sie die offene Thür, die nach dem großen Salon führte, vor sich hatten, ohne jedoch von einem der Gäste der Gräfin beobachtet werden zu können.

„So sieh mich doch an,“ — sagte Marie mit leiser, bebender Stimme. „So antworte mir doch!“

Sie ergriff Tressan's beide Hände und flehte ihn an,

sich ihr anzuvertrauen; sie war rührend, leidenschaftlich beredt in ihren Bitten.

Tressan stand mit zu Boden geschlagenen Augen, stumm, regungslos da. Er war bleich, schmerzlich erregt; nicht aus Scham über seine niederträchtige Heuchelei, nein, er war so ein perfecter Schauspieler, daß er sich instinctmäßig mit seiner Rolle vollständig identificirt hatte. Er war jetzt in Wirklichkeit der stolze, ehrenhafte Mann, der einen harten Kampf kämpft, um der Liebe das zu verschweigen, was ihm die Ehre geheim zu halten gebietet. — Er schlug die Augen auf und sein Blick begegnete dem des geliebten, schönen Weibes. Er wurde schwach. Die Liebe siegte.

„Du thust Unrecht, Marie, mich so zu quälen“ — sagte er mit tiefer, leiser Stimme, „Du weißt nicht, wie Du mich marterst; aber ich will lieber alles verlieren als Dein Vertrauen zu meiner Liebe.“

Und ohne ihr Zeit zu geben, ihm die schmerzliche Beichte, die er nun machen wollte, zu erlassen, erzählte er ihr eine complicirte Geschichte, von der er fünf Minuten vorher keine Ahnung gehabt hatte, die er während des Sprechens mit einer Fülle von Details, die ihn selbst überraschten, erfand und aus der hervorging, daß er, um einen alten Freund vom Untergange zu retten, Verpflichtungen eingegangen war, die nun erfüllt werden mußten und es nothwendig machten, daß er innerhalb weniger Stunden über fünfzigtausend Franken verfügen könne. — Er nannte fünfzehntausend Franken mehr, als er gebrauchte. „Warum nicht?“ — sagte er sich, als er diesen Aufschlag machte. Er stellte sich diese Frage

häufig und beantwortete sie jedesmal in dem von ihm gewünschten Sinne. Ueber wie viel „Vorurtheile“ hatten ihn seine Antworten nicht bereits hinweggesetzt! Es war nicht schmählicher, sich fünfzigtausend als fünfunddreißigtausend Franken von Marie zu borgen, und es war praktischer fünfzig- als fünfunddreißigtausend Franken zu bekommen.

Tressan hatte alle Einwendungen vorausgesehen, die Marie ihm möglicherweise machen konnte. Er wußte, daß vornehme Frauen, selbst wenn sie klug sind und einen gewissen nüchternen Geschäftssinn besitzen, aus Mangel an Erfahrung kindliche Naivetät zu zeigen im Stande sind, sobald es sich um Geldangelegenheiten handelt. Die alte Geschichte von der Königin, die sich darüber wundert, daß das Volk nicht Biscuit esse, wenn es kein Brod habe, trifft für viele Frauen zu.

„Ich bin seit heute früh überall umhergelaufen,“ schloß er seine Erzählung, „um die Summe, die mich unter gewöhnlichen Verhältnissen nicht genirt haben würde, die ich mit Leichtigkeit in einigen Monaten wieder zurückzahlen könnte, aufzutreiben. Aber ich darf nicht Jedermann dasselbe Vertrauen schenken wie Ihnen. Ich konnte fremden Leuten eben nur sagen, daß ich fünfzigtausend Franken gebrauche. Niemand von meinen Bekannten konnte oder wollte mir diesen Betrag vorschießen. Und nun bin ich wirklich rathlos und weiß nicht, was ich anfangen soll.“

Er beobachtete Marie verstohlen. Sie glaubte Alles, was er ihr gesagt hatte; darüber konnte er keinen Zweifel haben. Aber sie war in peinlicher Verlegenheit, und das

beunruhigte ihn. Der Gedanke kam ihm sofort, daß Marie ihm möglicherweise nicht helfen könnte; aber er bereute deshalb nicht, ihr sein Vertrauen geschenkt zu haben. Er hatte in seinem ganzen Leben niemals etwas ganz umsonst gegeben, und er wußte, daß, was auch kommen möge, Marie nun seine moralische Schuldnerin sei und daß sie es irgendwie ermöglichen werde, ihn, ihren Gläubiger zu befriedigen.

Marie blickte rathlos zu Boden und wiederholte langsam, nachdenklich, mit einem Ausdruck schmerzlicher, fast kindlicher Verlegenheit, die einen Fremden gerührt haben würde, die aber Tressan nur verdrießlich machte: „Fünfzigtausend Franken!"

Die Summe erschreckte sie nicht. Sie hatte nicht selten über größere Beträge verfügt, wenn es sich am Ende des Jahres darum handelte, Rechnungen vom Juwelier, von der Schneiderin und Putzmacherin zu bezahlen; — aber sie hatte nie in ihrem Leben fünfzigtausend Franken baaren Geldes zu ihrer freien Verfügung gehabt. Sie besaß in diesem Augenblick nicht den zwanzigsten Theil dieser Summe. Sie hatte nicht daran gedacht, als sie Tressan gebeten, sich ihr anzuvertrauen. Sie hatte damals nur gefühlt, daß sie ihm helfen wollte; — nun fragte sie sich, wie sie ihm helfen könnte. — Aber sie war eine erfinderische kleine Frau; sie verzweifelte nicht so leicht. Es mußte Mittel und Wege geben, fünfzigtausend Franken aufzutreiben. Sie besaß eine Mitgift von einer Million, kostbare Schmucksachen, reiche Verwandte. Sie war im Stande das Geld herbeizuschaffen. Die große Schwierigkeit war nur, dies innerhalb der gegebenen kurzen Frist zu thun.

„Sie gebrauchen das Geld gleich?“ fragte sie.

Er nickte mit dem Kopfe.

„Sie können nicht bis morgen oder übermorgen warten?“

„Nein.“

Sie versank wieder in tiefes Sinnen, man sah an der Contraction der Augenbraunen, an dem starren scharfen Blick der Augen, wie es in dem Gehirn, hinter der weißen, reinen, schönen Stirn arbeitete.

„Heute, weiß ich keinen Rath“ — sagte sie endlich, das Wort „heute“ betonend, „aber sicherlich morgen. Oh! Olivier, versuche es, die Sache auf vierundzwanzig Stunden zu verschieben. Thue es aus Liebe zu mir, Deiner armen Marie, die Dich über Alles liebt, deren höchstes Glück es wäre, Dir einen Dienst zu leisten!“

Tressan wußte mit Bestimmtheit, daß er nun, was er auch sagen möge, auf Marie's Beistand rechnen könne.

„Mein guter Engel,“ sagte er sanft, „sorge nicht; ich werde Rath schaffen.“ Er zauderte und setzte leise, schmerzlich hinzu: „Solltest Du mich morgen hier nicht finden, solltest Du mich nicht wiedersehen, so bewahre mir ein gutes Andenken. Adieu Marie!“

Er sah sie zärtlich an; er hatte Thränen in den Augen.

„Olivier,“ flüsterte sie zitternd, „Olivier, gieb mir Dein Ehrenwort, daß ich Dich morgen um vier Uhr hier treffe. Gieb mir Dein Ehrenwort darauf — oder bei Gott dem Allmächtigen, Du ladest eine furchtbare Verantwortlichkeit auf Dich!“

Sie war todtenbleich geworden; sie, die arme junge

Frau war im bittersten Ernste. Tressan sah sie erschrocken an. „Ich will thun, was nur in meinen Kräften steht, um Dich morgen um vier Uhr hier zu sehen,“ — entgegnete er. „Jedenfalls gebe ich Dir zu Deiner Beruhigung mein Ehrenwort, daß ich Paris nicht verlassen werde, ohne Dich wiedergesehen zu haben.“

Sie sah Tressan fest an. Dieser ertrug den Blick vollkommen ruhig. Er hatte nicht die geringste Absicht, sein Wort zu brechen; er hätte Marie auch wiedergesehen, ohne daß es eines feierlichen Versprechens seinerseits bedurft hätte. Er war nun ihr Gläubiger, und es lag durchaus nicht in seinen Plänen, ihr die Schuld zu erlassen.

In diesem Augenblick hörte das Paar, wie im großen Salon die Thür geöffnet wurde. Ein Diener meldete mit lauter Stimme Fräulein Lemercier an. Marie und Tressan sahen sich bedeutungsvoll an. Marie trat schnell in den Salon, nicht schnell genug jedoch, um ihr Eintreten Bertha verbergen zu können, deren scharfer Blick in einer Secunde sämmtliche Anwesenden gemustert und erkannt hatte. — Während Bertha die Gräfin begrüßte, kam Tressan nun ebenfalls in das große Zimmer zurück. Bertha sah sich nach ihm um, als ob sie seinen geräuschlosen Schritt deutlich gehört hätte, und nickte ihm guten Tag zu. Sie wußte, ohne einen Zweifel zu hegen, daß die Beiden sich im kleinen Salon allein unterhalten hatten. Sie musterte sie und erkannte, daß eine ernste Unterredung stattgefunden haben müßte.

Illien, der sich beim Eintreten Bertha’s erhoben hatte, schickte sich nun zum Gehen an.

„Ich sehe Sie also heute Abend in der Oper,“ sagte ihm die Gräfin. Illien verbeugte sich stumm und näherte sich der Thür. Er hätte zu jedem Vorschlag, den Martha ihm gemacht, „ja“ gesagt; denn er hatte mit Unruhe bemerkt, daß es sechs Uhr war. Die Signora Alzati hatte ihm gestattet, sie an diesem Tage zwischen sechs und sieben zu besuchen. Dies war ihm weit wichtiger, als alle Rendezvous, die die schöne Gräfin Daxat ihm geben konnte.

Harvey, der während Marie's Abwesenheit beunruhigt gewesen war, fühlte sich erleichtert, als diese sich ihm jetzt näherte, um sich in alter freundschaftlicher Weise mit ihm zu unterhalten.

„Ich habe Ihnen etwas mitzutheilen“ — sagte sie halblaut, so daß sie nur von ihm verstanden werden konnte. „Kommen Sie heute Abend zu uns. Ich bin bis gegen zehn Uhr zu Hause, und Sie finden mich allein.“

Harvey sagte zu, und da Marie nun von ihrer Freundin, der Gräfin, Abschied nahm, so erbot er sich, sie an den Wagen zu geleiten.

Tressan war bereits vorher, wenige Minuten nach Illien gegangen. Dieser, der keinen eignen Wagen besaß, war in der Nähe des Hôtels der Gräfin in eine Droschke gestiegen, um sich nach Frau Alzati's Wohnung fahren zu lassen. In dem Augenblick, als er dort ausstieg, sah er Tressan, der in seinem eignen Coupé ihm zuvorgekommen war, in das Haus treten. Er wartete mehrere Minuten. Dann trat er in das Haus und klingelte zaghaft an der Thür, hinter der Diejenige lebte, die all' seine Gedanken gefangen genommen hatte. —

„Die gnädige Frau ist nicht zu Hause,“ sagte der Mann, der ihm öffnete.

„Frau Alzati hatte mir gesagt, ich würde sie um sechs Uhr zu Hause treffen,“ stammelte Illien.

„Die gnädige Frau ist nicht zu Hause,“ wiederholte der Mann, der ein undurchdringlich kaltes, ausdrucksloses Dienergesicht besaß.

Was sollte der arme Illien thun? Er versuchte unbefangen zu erscheinen, zog seine Karte aus der Tasche, kniffte sie ein, gab sie dem Diener und entfernte sich elend, als ob ihm das größte Unglück zugestoßen sei. — Er wußte natürlich, daß Tressan in diesem Augenblick bei der Signora war; aber er kam sich dieser gegenüber so klein vor, daß er nicht einmal den Muth hatte, auf seinen glücklichen Rivalen eifersüchtig zu sein. Er fühlte sich nur in tiefster Seele betrübt. — Während der letzten Wochen war Alles so schön gewesen. Tressan hatte sich nur äußerst selten bei Frau Alzati gezeigt; diese war von Tag zu Tag freundlicher, zutraulicher geworden. — Nun schien es Illien, als sei er weiter von ihrem Herzen entfernt als an dem Tage, an dem er zum ersten Male mit ihr gesprochen hatte. — Sie war zu Hause, sie empfing ihn nicht, weil Tressan bei ihr war. — Machte dieser seine alten, vermeintlichen Rechte wieder auf sie geltend, war sie wieder in seinen Banden? Illien, der am Morgen noch glücklich gewesen war, Tressan einen Dienst leisten zu können, fühlte, daß er diesen nunmehr haßte. — Er begab sich zu Fuß nach seiner Wohnung, aß allein und vergaß ganz und gar, daß er der Gräfin Daxat

versprochen hatte, sie in der Oper zu treffen. Als er gegen zehn Uhr zufällig daran dachte, sagte er sich mit vollkommenem Gleichmuth: „Es ist zu spät, um noch in das Theater zu gehen. Ich habe keine Lust, mich der Frau wegen noch anzuziehen und mich ihretwegen eine Stunde lang zu langweilen.“ — Sie wartete unterdessen auf ihn im Theater. Jedesmal, wenn sich die Thüre ihrer Loge öffnete, fühlte sie ihr Herz schlagen; aber der, für den es schlug, nahte sich ihr nicht. Andere: Fremde, Gleichgültige — alle waren ihr fremd und gleichgültig, nur der schöne, blonde, schüchterne Alexis nicht — verneigten sich vor ihr und versuchten, ihre Aufmerksamkeit einige Minuten zu fesseln. — Martha hörte ihnen zerstreut zu und antwortete einsilbig. Sie wurde von Scene zu Scene stiller. Ein unverkennbarer Ausdruck des Unmuths, ja des Zornes beinahe, lagerte sich über ihr Gesicht. — Alles huldigte ihr und sie achtete es nicht. Ein Einziger entzog sich ihrer Macht, und gerade für diesen hätte sie alles Andere willig hingegeben. — Sie fuhr von der Oper direct nach Hause und erkundigte sich dort bei dem Portier, bei dem Diener ja sogar bei ihrer Kammerfrau, ob ein Brief für sie angekommen sei, oder ob Jemand eine Bestellung für sie hinterlassen habe. — Niemand hatte sich während ihrer Anwesenheit im Hôtel blicken lassen.

X.

Tressan also war, nachdem er Frau von Vieuville bei der Gräfin gelassen hatte, zu Frau Bianca Alzati gefahren. Er hatte den Entschluß gefaßt, das zu thun, sobald er

eingesehen, daß er auf sofortige Hülfe von Marie nicht rechnen könnte. Eine Veränderung war mit ihm vorgegangen. — Derselbe, den gestern noch ein gewisses Schamgefühl oder doch das Verlangen, sich selbst gegenüber, bei einigem Wohlwollen, noch als ein Mann von Grundsätzen zu gelten, von dem Aeußersten zurückgehalten hatte, war nun ein Mann, der nicht mehr anstand, eine Geldunterstützung von seiner Geliebten anzunehmen. Nichts durfte ihn deshalb abhalten, sich an Bianca zu wenden. Er wollte es thun. — „Warum nicht?“ — meinte er. „Wenn man sich einmal Geld borgen muß, so ist es schließlich gleichgültig, von wem man es nimmt: ob von einer Frau oder von einem Mann, von einem Freund oder von einer Freundin. Die Hauptsache ist, daß man nicht Geld als Darlehen fordern soll, wenn man nicht die feste Absicht und die sichern Mittel hat, es zurückzugeben. Ich habe die feste Absicht, Bianca und Marie Alles getreulich wiederzuerstatten, womit sie mir heute aus der Noth helfen. Also . . !“

Tressan fand Bianca allein. Als diese das Klingeln an der Thür gehört, hatte sie geglaubt, Alexis Illien komme zum verabredeten Besuch. Sie war überrascht, Tressan eintreten zu sehen, der sie seit mehreren Wochen beinahe vollständig vernachlässigt hatte. Sie erkannte sofort an dem Ausdruck seines Gesichtes, daß sein Kommen einen besondern Zweck habe und ihre ersten Worte waren deshalb:

„Ich erwarte den Grafen Illien. Wenn Sie mich allein zu sprechen wünschen, so will ich sagen lassen, ich sei nicht zu Hause.“

Tressan antwortete darauf mit einer Gleichgültigkeit, von der er wünschte, Bianca möge ihr anmerken, daß sie erzwungen sei:

„Ich habe eigentlich nichts Besonderes zu erzählen; aber ich gestehe ganz offen, daß ich nicht gerade in der Stimmung bin, mich in Gesellschaft des jungen Mannes zu amüsiren. — Ich werde ein anderes Mal wiederkommen."

Bianca zuckte die Achseln, klingelte und gab dem Bedienten, der sofort erschien, den Bescheid, sie sei für Niemand zu Hause.

Die Gefühle der jungen Frau für Tressan hatten sich in den letzten Wochen vollständig verändert. Sie hatte Monate lang eine rücksichtslose, lieblose Behandlung von Tressan ertragen. Sie war ihm aufrichtig, mit leidenschaftlicher Liebe ergeben gewesen; sie hätte ihm Alles verziehen, wenn er ihr den Glauben an seine Liebe für sie gelassen; aber er hatte nichts gethan um diesen aufrecht zu erhalten, Vieles, um ihn zu erschüttern, zu zerstören. Nach und nach war ihre Liebe erkaltet und hatte einer müden Resignation, die bereits an Gleichgültigkeit grenzte, Platz gemacht. — Mehrere Male war ihr der Gedanke gekommen, seine Herrschaft, unter der sie sich freiwillig beugte, von sich abzuschütteln. Er hatte kein Recht über sie, als dasjenige, welches ihre Liebe ihm einräumte. Und er war ihrer Liebe unwürdig, unwürdig in jeder Beziehung. Sie kannte Herrn Olivier Tressan sehr genau, „in- und auswendig," wie sie ihm gesagt, als sie sich bereit erklärt hatte, die Komödie in der Avenue de l'Empereur für ihn aufzuführen. Sie wußte,

daß er ein Spieler sei, in Schulden stecke, daß er ihr untreu geworden, zur Zeit schon, als er ihr noch hoch und theuer schwor, er werde sich mit ihr verheirathen, sobald es ihm gelungen sei, die Einwilligung seines Vaters zu diesem Schritte zu erlangen. Sie hatte ihn mehr als einmal beim Lügen ertappt, und sie haßte die Unwahrheit. — Illien, der sich ihr ehrerbietig und unterwürfig nahte und in dessen ehrlichem Herzen sie wie in einem offenen Buche las, war ihrer Zuneigung in jeder Beziehung würdiger als der vergnügungssatte, frühalternde, bleiche Mann, der sie mit süßen, falschen Worten bethört hatte. Sie hatte sich ihm ergeben, weil sie ihn für edel, stolz, gut, für Alles was er nicht war, gehalten hatte. — Er war ein vollkommener Schauspieler, der selbst einen großen Charakter mit wunderbarer Treue und Wahrscheinlichkeit darzustellen verstand. Weiter war er nichts. Sie wußte es. Aber Frauen können auch da noch lieben, wo sie zu achten aufgehört haben. Bianca liebte Tressan noch, als sie ihn bereits ziemlich richtig beurtheilte, bis zu dem Tage, da er von ihr verlangt hatte, sein Liebesverhältniß mit einer andern zu bemänteln. Diesen Beweis rücksichtsloser Lieblosigkeit, Verachtung für sie, blöder Unkenntniß dessen, was in ihrem Herzen vorging, hatte sie nicht vergessen, konnte sie nicht verzeihen. Er hatte sich ihr dadurch entfremdet, und sie hatte ohne Trauer bemerkt, wie er sich mehr und mehr von ihr entfernte. Liebe wächst allmählich — sobald sie abzunehmen beginnt, hört sie auf zu sein. Das, was dann an ihre Stelle tritt, ist etwas Anderes: Freundschaft, Gewohnheit vielleicht. Große, schöne Frauenherzen

bewahren manchmal für Denjenigen, den sie geliebt haben, eine innige, sorgende, gewissermaßen mütterliche Zärtlichkeit; aber Liebe, Alles verzeihende, Alles gewährende Liebe schenken sie demselben Manne nur einmal. — Bianca's Liebe für Tressan war im Abnehmer, existirte deshalb nicht mehr. Davon hatte jedoch Olivier keine Ahnung. Er glaubte noch immer absoluter Herr der schönen Frau zu sein, die ihm mit Leib und Seele ergeben gewesen war. Er irrte sich ganz und gar. Ja, indem Bianca jetzt Illien abwies, handelte sie vielmehr aus Rücksicht auf diesen als auf Tressan. Sie wollte den jungen Russen durch die Vertraulichkeit, mit der Tressan sie zu behandeln pflegte, nicht beleidigen. Aber sie nahm sich nun vor, dieser Vertraulichkeit noch heute ein Ende zu machen. Es war ihr ganz recht, mit Tressan allein sprechen zu können. Sie wollte ihm bedeuten, daß es an der Zeit sei, ein Verhältniß, das seit Monaten nur dem äußeren Schein nach existirte, zu lösen; sie wollte ihm förmlich seinen Abschied geben, nachdem er sie thatsächlich verlassen hatte.

Tressan hatte Bianca gegenüber Platz genommen und Beide saßen eine Weile stumm da. Sie hörten, wie Illien klingelte und vernahmen die Worte, mit denen der Diener den jungen Russen verabschiedete. Als sich die Thür wieder hinter diesem geschlossen hatte, hob Bianca den Kopf in die Höhe und richtete eine banale Frage an Tressan über sein Befinden.

„Es geht mir schlecht," antwortete dieser mit derselben affectirten Gleichgültigkeit, mit der er die erste Frage der Frau Alzati beantwortet hatte.

„Sie sehen in der That angegriffen aus. Was fehlt Ihnen?“

Tressan blickte starr, in tiefes Nachdenken verloren vor sich hin und ließ sich die Frage wiederholen. — Dann sagte er mit einem halb unterdrückten nervösen Gähnen, die Arme vor sich hinstreckend und seine hagern, feinen Finger betrachtend:

„Ich werde wohl Paris verlassen müssen. Ich komme eigentlich nur, um von Ihnen Abschied zu nehmen.“

Die Worte hatten nicht den Effect, den Tressan erwartet hatte. Bianca hörte sie mit vollkommener Ruhe an. „Was bezweckt er?“ fragte sie sich.

Tressan blickte in die Höhe und sah das stille, bleiche Gesicht, das von seinen Worten früher so oft und so tief bewegt worden war. Aber noch fühlte er sich nicht beunruhigt, und mit vollem Selbstvertrauen fuhr er fort, die Komödie zum zweiten Male durchzuspielen, die bei der soeben beendeten ersten Aufführung vor Frau von Vieuville so großen Erfolg gehabt hatte.

Bianca hörte mit zu Boden geschlagenen Blicken, mit peinlicher Verlegenheit, in tiefster Seele beschämt zu. Diesen erbärmlichen Menschen hatte sie lieben können! Sie wußte, daß jedes Wort, das er sprach, gelogen war. René Lemercier war vor einer Stunde bei ihr gewesen, und hatte, ohne dabei eine klar definirte boshafte Absicht zu haben, im Laufe des Gespräches erzählt, daß Tressan gestern Abend bedeutend verloren habe, daß er seit Monaten unglücklich spiele und daß er, Lemercier, bedaure, nicht genug Einfluß auf ihn zu haben um ihn zu verhindern, sich vollständig zu ruiniren. Lemercier

hätte vielleicht einer andern Person, als der Signora Alzati gegenüber, nicht so freimüthig gesprochen; aber er wußte, daß diese zu Lebzeiten des verstorbenen Felice Alzati viele Tage aus dem Leben eines Spielers kennen gelernt hatte, und daß man sich mit ihr über Lanzknecht, Ecarté und Macao wie mit einem Clubgenossen unterhalten konnte.

Gerade die geschicktesten Lügner erscheinen, wenn sie einmal durchschaut sind, am verächtlichsten. Man verzeiht zur Noth eine täppische plumpe Lüge; man erkennt daran den unbeholfenen, unerfahrenen Dilettanten und ist geneigt, ihm unter gewissen Bedingungen wieder zu vertrauen; aber der virtuosenhafte Lügner, den man, ohne daß er eine Ahnung davon hat, beobachten kann, wie er mit sicherer Meisterhand ein fein und künstlich gesponnenes Lügengewebe ausspannt, erregt ein Gefühl des Ekels und Abscheus. Jede Feinheit, die er erfindet, wird zur Grobheit, zur persönlichen Beleidigung gewissermassen.

Bianca war tief bewegt; sie erröthete und erblaßte abwechselnd. Tressan, der sie von der Seite beobachtete, während er mit leiser Stimme seine kläglichen Erfindungen hersagte, zweifelte nicht, daß er den gewünschten Eindruck auf seine Zuhörerin gemacht hatte.

„Wenn ich Ihnen in irgend einer Weise nützlich sein kann, so verfügen Sie über mich“ — sagte Bianca. Sie blickte nicht auf, sie gab sich die größte Mühe, nicht zu verrathen, daß sie Tressan durchschaut habe. Sie wollte ihm und sich selbst diese grenzenlose Beschämung ersparen. In der Tiefe ihres Herzens, aber noch so verborgen, daß sie es

nur dunkel ahnte, war ein Gefühl der Befriedigung darüber, daß sie sich von Tressan so zu sagen freikaufen konnte.

Tressan wurde unruhig. Bianca hätte aufspringen, ihm weinend um den Hals fallen, ihn anflehen sollen — wie die gute Marie dies gethan hatte — Alles zu nehmen, was sie besitze, sie dadurch glücklich und stolz zu machen. — Nichts von dem war geschehen. Sie saß marmorweiß, wie versteinert da; sie hatte nicht einmal das alte vertrauliche „Du", das an die Zeit ihres Glücks, ihrer Liebe erinnerte, wiedergefunden, als sie ihm mit einer kalten Phrase ihre Dienste angeboten hatte. — Widersprechende Gedanken erstanden in wilder Hast in Tressan's erfinderischem Hirn. — Sollte er die Komödie weiter spielen, indem er sich nun erhob und davon ging? Dann hatte er mit Bianca gebrochen, ohne daß sie ihn für das geschenkte Vertrauen bezahlt hatte. — Sollte er das Geld fordern? — Warum nicht? — Von der Art und Weise, wie sie es ihm anbot, konnte er immer noch abhängig machen, ob er es annehmen oder zurückweisen werde.

„Nein, ich danke Dir; ich denke nicht, daß Du mir nützlich sein kannst," sagte er aufstehend, als wollte er sich entfernen. Er unterdrückte dabei wieder ein nervöses Gähnen und athmete tief und laut auf. Bianca rührte sich nicht. Tressan blickte auf sie hinab; es war ein boshafter Blick. Er schwor sich in diesem Augenblick, daß sie eines Tages für das, was sie jetzt thue, schwer zahlen, bitter büßen sollte. — „Lebe wohl Bianca," sagte er nach einer kurzen Pause. „Möge es Dir gut gehen."

„Weshalb sollte ich Ihnen nicht nützen können?" fragte sie,

seine frühere Bemerkung beantwortend und die Komödie des Abschiednehmens unberücksichtigt lassend.

Er hatte diese Frage erwartet, wenn schon in einer andern Form. Aber in den wenigen Augenblicken war er bereits wieder um eine Stufe tiefer gesunken. Er wollte nun das Geld um jeden Preis haben; er mußte es haben, wenn nicht zu den ersten, leichten Bedingungen, die er sich gestellt hatte, so zu andern. Entweder — oder. Entweder Bianca durchschaute ihn, dann war er so wie so mit ihr fertig; dann war es am Besten, daß er sich ihrer wie eines Fremden bediente, dem er sobald als möglich den ihm gemachten Vorschuß zurückerstatten wollte; — oder Bianca war nur ungeschickt, war von der Idee, daß er sie verlassen könne, zu schmerzlich bewegt, fürchtete einen groben Verweis, wenn sie es wagte, ihm Geld anzubieten. Hatte nicht Marie auch geschwiegen, als er ihr geboten hatte, ihr Anerbieten nicht zu wiederholen. Er mußte Bianca wie diese behandeln; ihr zeigen, daß Liebe, große Liebe ohne Scheu und ohne Scham geben und empfangen darf. — In jedem Falle sollte sie das Geld anbieten, und er wollte es annehmen. Er brauchte es, er mußte es haben. Marie that zwar ihr Bestes, um es ihm zu verschaffen; sie war eine gute kleine Frau; aber es war nicht ganz sicher, daß es ihr gelingen werde, die Summe, um die es sich handelte, aufzutreiben.

„Du kannst mir nicht nützlich sein,“ antwortete er auf die Frage, die Bianca zuletzt an ihn gerichtet hatte, „weil es sich für mich darum handelt, Geld aufzutreiben, und weil eine Frau einem Mann in solchen Dingen nicht helfen kann.“

„Ich bin reich," sagte sie leise. Und plötzlich kam ihr der Gedanke, daß es an ihr sei, dieser peinlichen Scene ein Ende zu machen. Ihr Herz konnte die ganze Erbärmlichkeit eines Tressan nicht erkennen; sie bildete sich noch ein, daß er in diesem Augenblick leide. Mitleiden, das der Frau immer nahe steht, füllte ihr Herz; Mitleiden, wie man es dem Elenden, ob Geliebter, Freund oder Fremder, schenkt. Sie wollte Tressan von der Pein, die er ausstehen mußte, erlösen; sie wollte, um dies zu erreichen, ebenfalls heucheln und spielen. Und wenn der Auftritt vorüber war, dann sollte das Stück zu Ende sein; dann sollte der Vorhang fallen, um nie wieder über der Bühne aufgezogen zu werden, auf der sie an Tressan's Seite erschienen war.

„Ich bin reich," wiederholte sie. „Ich bitte Dich recht inniglich, verfüge über Alles, was ich besitze. Ich werde Dir dafür dankbar sein."

Sie ließ sich schaudernd gefallen, daß er sie stumm, leise weinend in seine Arme schloß.

Sie war eine entschlossene, gewandte Frau. Sie konnte, wenn es sein mußte, eben so gut Komödie spielen wie Tressan; sie war nicht weniger erfinderisch als dieser, und sie verfolgte einen Zweck, vor dem sie nicht zu erröthen hatte.

„Nun wollen wir wie ein paar vernünftige Menschen reden," sagte sie, sich von seiner Umarmung freimachend. „Wenn ich Sie richtig verstanden habe, so gebrauchen Sie sechszigtausend Franken" — Tressan hatte noch einmal zehntausend Franken aufgeschlagen — „Die Summe steht Ihnen mit dem größten Vergnügen zur Verfügung, und es genirt

mich nicht im Mindesten, sie Ihnen zu leihen. Sie können sie mir zurückgeben, wenn Ihr Freund seinen Verpflichtungen Ihnen gegenüber nachgekommen sein wird."

Tressan wollte hier ein Wort einschalten.

„Unterbrechen Sie mich nicht" — fuhr Frau Alzati freundlich fort. „Wir wollen die Sache so schnell wie möglich beenden, da sie Ihnen unangenehm zu sein scheint. Ich will sehen, was ich an baarem Gelde im Hause habe."

Sie stand auf, ging in ein anderes Zimmer und blieb einige Minuten abwesend, die Tressan nicht gerade mit heiteren Gedanken ausfüllte.

„Hier," sagte sie, ihm ein Couvert reichend, die Sache ist in Ordnung — ich danke Ihnen noch einmal, mir zu gestatten, Ihnen einen Dienst zu leisten — und nun wollen wir von etwas Anderem reden."

Tressan's Herz klopfte vor Freude; aber es wurde ihm doch schwer, das dicke Couvert mit dem Gelde in die Seitentasche seines Rockes zu stecken. Die Tasche war zu klein, und er hörte wie die Nähte knackten, als er das Paquet gewaltsam hineinzwängte. Er erröthete darüber. Bianca blickte zu Boden und that, als ob sie nichts höre und sehe. Er war sich nie so unbeholfen vorgekommen. Die Sache war nun zu seiner Befriedigung beendet; er hatte sein Ziel erreicht; aber der Weg, auf dem er zu demselben gelangt, war ein äußerst beschwerlicher gewesen, hatte ihn verwundet und ermüdet. Er war kein ehrlicher, anständiger Mann mehr; aber er war kein verstockter Bösewicht. Er war noch nie in seinem Leben beleidigt worden. Im Club, in der

Gesellschaft, überall, wo er sich zeigte, empfing und behandelte man ihn wie einen Ehrenmann. Er fand dies ganz in der Ordnung und er hätte den leisesten Zweifel, nicht nur an seiner Ehrenhaftigkeit, sondern schon an seinem Zartgefühl, wie eine herbe, unverdiente Beleidigung empfunden und zurückgewiesen. Aber er fühlte sich Bianca gegenüber entwaffnet, vollständig ohnmächtig. Er täuschte sich nun nicht mehr über den Zustand ihres Herzens; er wußte, daß sie ihm ihre Liebe entzogen hatte, daß ruhige Berechnung, nicht blinde Leidenschaft sie in ihrer Handlungsweise ihm gegenüber leitete. Die Ursache dieser unvorhergesehenen Umwälzung in ihrer Gemüthsverfassung entging seinem Blick. Das Unedle lag ihm am nächsten, und deshalb dachte er zunächst, Bianca wolle sich von ihm entfernen, weil sie auf irgend eine Weise Kenntniß davon erlangt habe, daß er ruinirt sei; aber er konnte diesen Gedanken nicht lange festhalten. Er kannte Bianca zu gut; er wußte, daß sie jedes Opfers für den, den sie liebte, fähig sei; daß er sie vor wenigen Monaten noch wirklich beglückt haben würde, wenn er ihr damals gestattet hätte, ihm einen Dienst zu leisten. — Dann dachte er daran, daß er sie durch seine Lieblosigkeit von sich entfernt habe; und endlich kam ihm der unheimliche Gedanke, daß sie ihn durchschaue, daß sie ihn als einen Lügner erkannt habe. Sie war klug, scharfsichtig. Der Umgang mit Alzati und dessen Genossen hatte sie darüber aufgeklärt, daß in dieser Welt sehr viel gelogen und betrogen wird. Wenn sie auch ihn für einen Lügner und Betrüger hielte? Der Verdacht peinigte ihn, aber er konnte sich keine Gewißheit

verschaffen. Er nahm sich vor, Bianca das Geld so bald wie möglich, vielleicht morgen schon, zurückzugeben. Und dann, wenn er sich jeder Verbindlichkeit ihr gegenüber enthoben fühlte, — dann wollte er sich eine Gewißheit verschaffen und sie sollte schwer büßen, wenn es ihr nicht gelang, ihn wieder zu versöhnen! Er hatte Waffen gegen sie in seinen Händen. Sie vertraute seiner Großmuth. Ja, er war großmüthig; aber man durfte ihn nicht zum Aeußersten treiben. Die Rache, die er zu üben ein Recht hatte, sollte auf der Höhe der ihm zugefügten Beleidigung stehen.

Bianca hatte ihm gesagt, indem sie ihm das Geld gegeben, das nun endlich in der Seitentasche seines Rocks geborgen war: „Nun wollen wir von etwas Anderem reden.“ Er wußte nicht, wovon er sprechen sollte; sein Gehirn war wie verdorrt, es versagte ihm den Dienst.

„Ich fühle mich wie zerschlagen,“ sagte er endlich. — „Du hast mir einen großen Dienst geleistet; aber ich war nicht darauf vorbereitet. Die Lage, in der ich mich Dir gegenüber nun befinde, ist so eigenthümlich, so neu, so daß ich mich erst daran gewöhnen muß. Verzeihe mir meine Unbeholfenheit. Ich werde morgen die Sache, von der wir gesprochen haben, in Ordnung bringen, und ich hoffe bereits innerhalb weniger Tage in der Lage zu sein, Dir dies“ — er legte die Hand auf den Fleck, wo das Geld war — „zurückzuerstatten. Aber ich bleibe immer Dein Schuldner.“

Er ergriff ihre Hand und küßte sie. Er hatte nicht den Muth, sie noch einmal zu umarmen. Er sah die

Möglichkeit voraus, daß sie ihn abwehren würde und er fürchtete dadurch in neue Verlegenheit zu kommen. Er fühlte sich unbeschreiblich klein und gedemüthigt. Er ergriff seinen Hut und schickte sich zum Gehen an. In dem Augenblicke fiel ihm ein, daß er Vieuville versprochen hatte, ihn bei Frau Alzati einzuführen. Er hatte das Versprechen sehr ruhig gegeben. Gestern noch hatte er geglaubt, das Recht zu haben, über Bianca's Salon wie über seinen eigenen zu verfügen. Als er jetzt nach Worten suchte, um sein Anliegen vorzubringen, da wurde ihm ganz deutlich, daß zwischen der Bianca, an die er gestern Abend gedacht, und derjenigen, welche ihm in diesem Augenblick gegenüberstand, eine Welt liege. Er wagte nicht von Vieuville zu sprechen, näherte sich stumm der Thür, und mit einem kläglichen Blick wandte er sich ab und war verschwunden.

„Gott sei Dank," sagte Blanche, als er gegangen war. Sie athmete tief auf, als sei sie von einer schweren Last befreit und schlug mit der Hand ein Kreuz nach der Thür, die sich hinter ihm geschlossen hatte.

Tressan ging bedächtig die Treppe hinunter, griff unwillkürlich nach der Tasche, als wolle er sich vergewissern, ob das schwer erworbene Geld auch wirklich darin sei, trat langsam auf die Straße, schickte den Wagen fort, der dort auf ihn wartete und machte sich zu Fuß auf den Weg nach seiner Wohnung. Er kam dort an, ohne irgend etwas von dem, was um ihn her vorging, bemerkt zu haben. In seinem ganzen Leben hatten ihn böse, dunkle Gedanken nicht so belagert und gefangen gehalten wie während dieses Ganges.

Er machte sich nun klar, daß er wieder eine Stufe niedriger gesunken, daß er nicht der Einzige auf der Welt sei, der das wisse, und daß sein Stolz tief gedemüthigt sei; er verwünschte die Frau, die ihm geholfen, nachdem sie ihn durchschaut hatte. — „Wenn ich mich todtschösse?" fragte er sich, als er in seiner Wohnung angelangt war. Er nahm eine Pistole in die Hand und spielte damit. Er überzeugte sich, daß sie nicht geladen sei. Dann stellte er sich vor den Spiegel und hielt den Lauf an seine Schläfe. — „Dazu bleibt immer noch Zeit," sagte er halblaut und legte die Waffe ruhig wieder nieder. —

Die Stunde, zu der er zu essen pflegte, war vorüber; aber er fühlte nicht den geringsten Appetit. — Er warf sich in einen bequemen Sessel vor dem Kamin und nahm eine Abendzeitung in die Hand, die der aufmerksame Lecouvreur für ihn bereit gelegt hatte. — Er las den Leitartikel durch, ohne eine Silbe zu verstehen, ließ das Blatt auf den Teppich fallen, ohne es zu bemerken und blickte mit trockenen, starren Augen in das rothglimmende Feuer. — Als Lecouvreur eine Stunde später in der ihm eigenthümlichen geräuschlosen Weise in den Salon trat, um zu sehen, was seinen Herrn veranlasse, zu einer so ungewohnten Stunde zu Hause zu bleiben, fand er diesen fest eingeschlafen. Er beobachtete ihn einige Secunden, zuckte die Achseln mit einem eigenthümlichen Ausdruck von Ueberlegenheit und entfernte sich behutsam, wie er gekommen war.

Tressan erwachte erst gegen elf Uhr. — Er schüttelte sich fröstelnd. Der Kopf war ihm schwer, und er empfand

ein dumpfes Unbehagen. Dann gingen die Ereignisse des Tages an seinem Geiste vorüber, und er fühlte sich elender und unruhiger als je in seinem Leben. — Er zog das Couvert, das Blanche ihm gegeben hatte, aus der Tasche und öffnete es. Es enthielt zwanzigtausend Franken in Bankbillets und einen Cheque für vierzigtausend Franken. Er hatte also nicht einmal genug baares Geld, um seine Spielschulden im Club am selben Abend noch zu bezahlen. Aber das kümmerte ihn wenig. Er wußte, daß er mit Leichtigkeit ein Dutzend Vorwände finden werde, um die Regulirung eines Theiles seines gestrigen Verlustes auf vierundzwanzig Stunden hinauszuschieben. Vielleicht begünstigte ihn das Glück; vielleicht brauchte er die vierzigtausend Gulden nicht anzugreifen! Es würde ihm, so glaubte er, eine große Genugthuung gewesen sein, den Cheque morgen unbenützt an Bianca zurückgeben zu können. — Die Verbindlichkeit, die er dieser gegenüber eingegangen war, drückte ihn. Er hätte viel darum gegeben, sich derselben entledigen zu können. Es waren unerquickliche Gedanken, die ihn umlagerten, währenddem er rastlos in seinem Zimmer auf- und abging — Plötzlich fiel ihm ein, daß er seit dem Morgen nichts gegessen habe. Dieses war vielleicht die Ursache seines Unbehagens. Er klingelte dem Diener, um diesem zu sagen, daß er ausginge, und daß der Wagen heute nicht mehr angespannt zu werden brauche; dann machte er sich zu Fuß auf den Weg nach dem Club. Unterwegs trat er in eine Restauration, um etwas zu genießen; aber was er aß, mundete ihm nicht. Er setzte seinen Weg fort. Er wollte etwas freie Luft schöpfen und näherte sich

den Champs Elysées. Dort war es zu dieser späten Stunde unheimlich öde und still. Einige seltene Fußgänger eilten auf dem Trottoir an ihm vorüber. Hie und da, in den dunklen Seitenalleen, standen hohe, in schwarze Mäntel gehüllte stumme Gestalten. Tressan wußte, daß dies Polizisten seien. Die Champs Elysées waren damals zur Nachtzeit eine übelberüchtigte Promenade. Nicht weit vom Platz der Concorde wurde er von einer alleingehenden Person angeredet. Er wies sie mit barschen Worten von sich. Sie ließ sich aber nicht abwehren und fuhr fort, ihn zu belästigen. Ihre heisere Stimme kam Tressan bekannt vor. Als sie unter einer Laterne vorübergingen, sah er ihr in das geschminkte verlebte Gesicht. Sie erkannte ihn. „Tressan" sagte sie flehend, „um alter Zeiten willen!" — Er reichte ihr ein Goldstück und eilte weiter. Er erinnerte sich, vor einem Jahr mit dieser Frau soupirt zu haben. Sie war damals die Geliebte eines jungen reichen Mannes, den sie ruinirte. Beide, er und sie, warfen das Geld aus dem Fenster. Der junge Mann war plötzlich aus Paris verschwunden. Tressan glaubte gehört zu haben, er sei nach Amerika ausgewandert. Er hatte dem Schicksal eines verunglückten Genossen lustiger Gelage niemals einen Gedanken geweiht. Seine Geliebte war mit ihm verschwunden. Kein Mensch in Tressan's Umgebung hatte sich um sie gekümmert, oder je wieder an sie gedacht. Nun tauchte die, die er an reichbesetzter Tafel, in glänzend erleuchtetem Saale, in Gold und Seide prangend, zum letzten Male gesehen, plötzlich wieder vor ihm auf. Sie war wie in einem leuchtenden Meere der Lust untergegangen, und er sah sie nun, eine Jammergestalt,

auf der Oberfläche eines ekelhaften Pfuhls wieder zum Vorschein kommen. — Es schüttelte ihn wie im Fieber. — Wie viele, Männer und Weiber, hatte er nicht schon fallen sehen! — Ihm schwindelte. — Noch stand er auf stolzer Höhe, aber er sah unmittelbar vor sich einen tiefen, dunklen Abgrund. — Wenn er stürzte? Niemand würde ihn halten! Der Angstschweiß trat ihm auf die Stirn. —

„Hollah Tressan! Sie laufen ja, als ob der böse Feind sie verfolgte!"

Er erwachte wie aus einem wüsten Traume, stand still und wandte sich um. Er war auf dem Boulevard an Lemercier vorbeigeeilt, ohne ihn zu sehen.

„Ich laufe," sagte er, „weil mich friert!"

Er war an der Thür des Clubs angelangt und trat nun mit seinem Freunde in das hellerleuchtete, ruhige, vornehme Haus. Er athmete wieder freier, als er die breite, mit dicken Teppichen belegte Treppe hinaufstieg. Eine warme, behagliche Atmosphäre umgab ihn. Ein Diener in einfach eleganter Livree nahm ihm den Ueberrock ab und überreichte ihm mit unterwürfiger Miene einige Briefe und Karten, die für ihn abgegeben worden waren. — Es war Unsinn an den Abgrund zu denken! Noch war er nicht gefallen; noch stand er auf der Höhe. Er blickte keck um sich. Er wollte sich auf dem Gipfel, wo er von so Vielen beneidet wurde, halten. Er hatte die Taschen voll Gold! Er hatte Niemand und Nichts zu fürchten.

„Ich gehe in das Spielzimmer," sagte er zu Lemercier. „Ich habe eine kleine Rechnung von gestern Abend zu

reguliren und will meine Revanche nehmen. Ich fühle mich heute im Glück."

„Ich sehe Sie in einer Viertelstunde wieder," entgegnete Lemercier. „Ich will nur einen Brief schreiben, und dann geselle ich mich zu Ihnen. Halten Sie einen Stuhl für mich in Ihrer Nachbarschaft frei."

Tressan ging weiter, und Lemercier sah ihm nach und beneidete ihn um den freien, vornehmen Anstand, mit dem er einige Bekannte rechts und links zutraulich, mit einer gewissen Herablassung, begrüßte. „Er ist der eleganteste Mann von ganz Paris," sagte sich Lemercier und seufzte dabei. René ließ seine Kleider und Stiefeln bei Tressan's Schneider und Schuster machen; er kaufte seine Handschuhe, Cravatten, Tuchnadeln, Stöcke in denselben Läden, wo dieser sich versorgte; aber er, Lemercier, gehörte nicht zu den elegantesten Männern von Paris und war sich dessen schmerzlich bewußt.

Tressan's Gefühl hatte ihn nicht getäuscht. Er war im Glück und gewann an jenem Abend eine nicht unbeträchtliche Summe, genug, um den Cheque von Bianca vorläufig nicht zu gebrauchen, und einige Tausend Franken baaren Geldes übrig zu haben, nachdem er seine Schulden vom letzten Abend bezahlt hatte.

Als er gegen drei Uhr Morgens nach Hause fuhr, war ihm das Herz wieder federleicht. Aber er nahm sich vor, den Cheque dennoch einzulösen, und das Geld einige Tage zu behalten. Er wollte sich nicht der Gefahr aussetzen, noch einmal in derselben Lage zu sein, in der er vor

wenigen Stunden gewesen war. — Er wollte mit großer Vorsicht spielen; keine Bank mehr nehmen, sich damit begnügen, jeden Abend ein paar Tausend Franken zu gewinnen; unter keiner Bedingung in einer Sitzung mehr verlieren, als er an baarem Gelde in der Tasche hatte. Wenn sich sein Kapital etwa vergrößert hatte, so wollte er zuerst Bianca bezahlen; dann einige schreiende Schulden, die ihn besonders quälten, später auch Illien und alle anderen. Mittlerweile wollte er seine Bewerbung um Anna d'Eltang fortsetzen, und war er erst einmal der Bräutigam des reichen jungen Mädchens, dann war Alles gut. — Er hatte viele Männer und Frauen fallen sehen, das waren Narren, Schwächlinge, Feiglinge gewesen. Olivier Tressan war ein kluger, starker Mann. Er wollte sich auf der Höhe halten, er wollte noch höher klimmen. Ihm drohte der Abgrund nicht, in dem er Andere hatte untergehen sehen. — Er überraschte den Droschkenkutscher, der ihn nach seiner Wohnung gefahren hatte, durch ein reiches Trinkgeld, lag noch lange Zeit, herrliche Luftschlösser bauend, in seinem Bette wach, und versank endlich in den sorglosen Schlaf des Gerechten. —

XI.

Harvey hatte geglaubt als Marie ihn gebeten hatte, sie zu besuchen, daß sie sich mit ihm über ihr Verhältniß zu Tressan aussprechen wolle. Er hatte bisher ängstlich vermieden, diesen Gegenstand zu berühren; aber aus Aeußerungen von Bertha und René Lemercier und sogar aus Bemerkungen anderer, fernstehender Personen glaubte er

nun zu entnehmen, daß das Geheimniß, das er selbst nicht erforschen wollte, Stadtgespräch zu werden drohe. Er fürchtete für Marie. Er kannte Vieuville als einen jähzornigen Menschen. Er wollte thun, was in seinen Kräften stand, um die arme Verirrte vor dem Unglück, das sie nun so nahe bedrohte, zu retten. Er hatte auf dem Wege nach dem Hôtel Vieuville über nichts Anderes nachgedacht und war deshalb einigermaßen überrascht, als Marie auf seine Anfrage, was sie ihm zu sagen wünsche, mit zu Boden geschlagenen Augen antwortete:

„Ich hatte Ihnen nichts Besonderes zu sagen. Sie kamen mir heut Nachmittag traurig vor. Ich wollte mich nach der Ursache Ihrer Verstimmung erkundigen."

Harvey glaubte gewöhnlich Alles, was man ihm sagte; aber diesmal hatte er doch starken Zweifel, daß seine junge Freundin aufrichtig war.

„Ich bin Ihr Freund," sagte er einfach. „Sie können sich mir anvertrauen."

Sie sah ihn an; aber nach wenigen Secunden bereits wandte sie die Augen wieder von ihm ab.

Als sie Harvey vor einigen Stunden gebeten hatte, zu ihr zu kommen, war ihre Absicht gewesen, bei ihm Hülfe oder wenigstens Rath zu suchen. Sie wußte, daß sie unbedingt auf seine Freundschaft rechnen konnte. Sie fühlte sich stärker, wenn er in ihrer Nähe war. Aber als sie nun in sein stilles, ernstes Antlitz blickte, versagte ihr der Muth, Beistand bei ihm zu suchen. Sie schätzte ihn zu hoch, um sich vor ihm erniedrigen zu wollen und sie fühlte zum ersten

Male, daß sie sich dessen, was sie zu thun versprochen, was sie unbedingt thun wollte, zu schämen hatte. Sie seufzte und sagte leise:

„Darf ich Sie bitten mich zu meiner Mutter zu begleiten? Edmund wird erst in einer Stunde nach Hause zurückkehren, und ich fürchte meine Mutter zu verfehlen, wenn ich mich nicht bald auf den Weg mache. Sie wollte heute Abend ausgehen.“

Harvey erhob sich stumm, und die Beiden begaben sich zu Fuß nach dem nahegelegenen Hôtel d'Eltang. Dort angelangt nahm Harvey von Marie Abschied.

Der Baron d'Eltang war in seinem Club; Anna in ihrem Zimmer mit ihrem Anzug beschäftigt. Die Baronin saß allein im Salon. Sie hatte ihre Toilette bereits beendet und sah in ihrem großen Staate sehr vornehm aus. Sie war zwar, selbst zur Zeit ihrer Blüthe, nie so schön gewesen wie ihre Tochter Marie, aber sie hatte damals allgemein für hübsch und liebenswürdig gegolten und war von vielen Männern gefeiert worden. Sie gab auch jetzt noch, obgleich sie nicht etwa die junge Frau zu spielen versuchte, viel auf ihren Anzug und kleidete sich immer mit großer Sorgfalt. Ihre Schmucksachen waren in den Salons, die sie besuchte, bekannt und gewissermaßen berühmt. An jenem Abend trug sie ein prachtvolles Collier und zwei kostbare Armbänder.

Die Baronin blickte erstaunt auf, als sie Marie eintreten sah, umarmte sie zärtlich — ihre älteste Tochter war ihr erklärter Liebling — und fragte, was sie zu ihr führe.

„Weißt Du nicht, daß wir heute Abend ausgehen?“

setzte sie hinzu. „Anna wird gleich herunterkommen, um mich abzuholen. Du wirst mich zu entschuldigen haben, wenn ich Dich bald verlasse.“

„Mutter,“ sagte Marie mit bewegter Stimme, „ich muß Dich allein sprechen.“

„Um Gotteswillen, was ist vorgefallen?“ fragte die Baronin bestürzt.

„Ich will es Dir sagen,“ antwortete Marie, „aber komm in Dein Zimmer, wo wir ungestört sind.“

Die Baronin, die ganz bleich geworden war, trippelte schnell voraus. Marie folgte ihr und die Beiden schlossen sich im Schlafzimmer der Baronin ein.

Als sie nach einer Viertelstunde wieder in den Salon traten, hatten sie rothgeweinte Augen. — Bald darauf gesellte Anna sich zu ihnen.

„Ihr habt geweint,“ sagte diese, ihre Mutter und Schwester aufmerksam ansehend, „was ist vorgefallen?“

„Marie hat einen kleinen Verdruß gehabt,“ antwortete die Baronin. „Es ist unnütz davon zu sprechen.“

Anna forschte nicht weiter. Nach einer kurzen Pause wandte sie sich jedoch wieder an ihre Mutter:

„Liebe Mama,“ sagte sie. „Weshalb hast Du das Collier abgenommen, das Du vorhin trugst? Es paßte sehr hübsch zu Deiner Toilette.“

Marie wandte ihr erglühendes Gesicht dem Kamin zu, so daß Anna es nicht mehr sehen konnte. — Die Baronin griff schnell mit der Hand nach ihrem Halse.

„Mir gefiel es nicht, und ich habe es abgenommen, um

ein anderes anzulegen," antwortete sie. „Im Gespräch mit Marie habe ich nicht mehr daran gedacht."

Sie erhob sich und ging in ihr Schlafzimmer. Als sie einige Minuten später in den Salon zurückkehrte, trug sie ein anderes Halsband.

„Das Perlencollier ist hübscher" sagte Anna.

„Mir gefällt dies besser," antwortete die Baronin trocken, worauf Anna als wohlerzogene Tochter sofort schwieg. —

Bald darauf trat der alte d'Eltang in den Salon. Die Damen hatten nur auf ihn gewartet und hüllten sich nun in ihre Mäntel und Shawls.

„Es ist Platz im Wagen" sagte die Baronin sich an Marie wendend. „Wir wollen Dich bis nach Hause begleiten."

Der alte d'Eltang erhob dagegen mürrischen Widerspruch; aber Niemand hörte, was er sagte, und einige Minuten später rollte die große Kalesche dem Hôtel Vieuville zu. Dort stieg Marie aus. Ihre Eltern und Schwester fuhren weiter.

„Ich beneide Marie," sagte der Baron. „Sie kann sich zu einer vernünftigen Stunde zu Bett legen."

Die beneidenswerthe Marie erfuhr unten im Hause, daß der Baron seit einer halben Stunde auf sie warte. Sie ließ ihm sagen, sie sei bei ihrer Mutter gewesen und werde gleich in den Salon kommen. Dann schlich sie wie eine Diebin in ihr Schlafzimmer und verbarg in einer Kommode ein großes, rothes Etui, das sie unter ihrem Mantel versteckt gehalten hatte. —

* * *

Am nächsten Morgen, zu früher Stunde, trat Franz Lecouvreur leise in das Zimmer seines Herrn. Dieser fuhr aus tiefem Schlaf empor.

„Was giebt es?“ fragte er unwirsch.

„Gnädiger Herr,“ antwortete der Diener, „eine Dame ist da, die sich nicht abweisen lassen will. Sie sagt, sie müsse Sie sofort sprechen. Sie wartet im Vorzimmer und hat mir dies Couvert für Sie gegeben.“

Er überreichte Tressan einen Brief ohne Adresse, den dieser hastig aufriß. Er enthielt auf einem kleinen Bogen Papier nichts weiter als den Buchstaben „M“.

„Führen Sie die Dame in den Salon und lassen Sie sonst Niemand hineintreten. Ich bin für Niemand, wer es auch sein möge, zu Hause. Sie verstehen mich? — Für Niemand!“

Franz Lecouvreur, der mit richtigem Instincte geahnt hatte, daß der Besuch, trotz der ungewöhnlichen Stunde, nicht abgewiesen werden würde, und der nicht der Mann war, sich über ein kleines Abenteuer mehr oder weniger den Kopf zu zerbrechen, that wie ihm geheißen. Tressan sprang aus dem Bette, zog in größter Hast einen eleganten Morgenanzug an, der wie gewöhnlich für ihn bereit gelegt war und trat dann in das Zimmer, in dem ihm eine dichtverschleierte Dame langsam entgegenging.

„Marie, welche Unvorsichtigkeit!“ waren seine ersten Worte. „Wie haben Sie es wagen können!“

„Seien Sie unbesorgt,“ antwortete die Verschleierte. „Niemand ahnt, wo ich bin. Ich gehe häufig des Morgens zur Messe. Der Baron steht nie vor zehn Uhr auf.“

„Ich bin nicht ruhig, so lange Sie in diesem Hause sind. Wie sind Sie gekommen?"

„In einer Droschke."

„Welche Unvorsichtigkeit!"

„Ich habe sie unterwegs genommen. So seien Sie doch ruhig! Ich bin kein Kind."

„Aber was führt Sie hierher?"

Sie setzte sich, ehe sie antwortete, aber sie hob den dichten Schleier nicht auf.

„Ich bringe, was Sie gebrauchen," sagte sie leise.

„Ich gebrauche es nicht mehr," antwortete er zögernd. „Vielen Dank meine gute, liebe Marie. Ich gebrauche es nicht mehr."

„Olivier, Du ahnst nicht, was ich seit gestern gelitten habe; mache mich nicht noch unglücklicher!"

Sie sprach leise, ihre Stimme zitterte; aber es war etwas in dem sanften Klang derselben, das Herrn Tressan sagte, daß er mit einem Charakter zu thun habe, dessen Entschlossenheit und Willen ihn, Herrn Tressan, in seinen eigenen Augen recht klein erscheinen ließ.

„Es ist mir unmöglich gewesen," fuhr sie fort, „das Betreffende" — sie nannte keine Summe, ihr Zartgefühl empörte sich dagegen, Tressan gegenüber Zahlen auszusprechen — „aufzutreiben. Hier ist ein Halsband. Es wird Ihnen leicht werden, darauf Alles zu borgen, was nöthig ist. Ich kann den Schmuck, ohne daß es irgend Jemand bemerkt, leicht entbehren, bis er Ihnen nicht mehr nützt. —

Hier nimm' ihn! Thu' es mir zu Liebe, Olivier, mach' mich nicht unglücklich!"

Er saß stumm da. Er schämte sich nun wirklich — und er hatte Furcht, Furcht vor der kleinen, zarten Frau, die sich ihm genähert und flehend seine Hände ergriffen hatte. Er hätte das Halsband am liebsten zurückgegeben. Er gebrauchte es in diesem Augenblicke nicht. Er war durchaus nicht habgierig. Der Besitz von Geld oder einem Aequivalente davon war ihm nur erwünscht, so lange er in Verlegenheit war. Er war genügsam, was Geld anbelangte, so lange er Credit hatte, und so lange Geldmangel seinen Ruf nicht zu gefährden drohte. Aber was sollte er thun? Wenn er das, was Marie ihm darbrachte, zurückwies, so verletzte er diese. Die Liebe verlangte ein neues Opfer von ihm. Er wollte es bringen. Er nahm sich vor, das Halsband vierzehn Tage lang ruhig aufzuheben und es dann zurückzugeben.

„Meine gute Marie," sagte er tief gerührt. „Ich will Dir beweisen, daß Du Deine Liebe keinem Unwürdigen geschenkt hast. Gieb mir, was Du mitgebracht hast, aber versprich mir, es zurückzunehmen, sobald ich Dir sagen kann, daß ich es nicht mehr gebrauche. Ich hoffe, daß dies in wenigen Tagen der Fall sein wird."

Nun erst hob sie den Schleier in die Höhe, und zeigte ihr junges, schönes, abgehärmtes Antlitz.

„Mein guter, edler Olivier," sagte sie schluchzend.

Das Adjectiv „edler" verletzte den feinfühlenden Herrn Tressan wie ein Stich. Er zuckte darunter zusammen. Aber der Schmerz ging schnell vorüber.

„Nun," sagte er, „thu' mir den Gefallen und geh! Noch einmal Dank, meine geliebte Marie."

Er trat an das Fenster und schaute auf die Straße. Sie war beinahe leer. Die wenigen Vorübergehenden erschienen vollständig unverdächtig. Aber Tressan beruhigte sich dabei nicht. Er ging in das Vorzimmer, rief den zuverlässigen Franz und befahl diesem, sich auf der Straße genau umzusehen, ob nicht etwa der Herr in der Nähe sei, der ihn in der Avenue de l'Empereur zu bestechen versucht hatte.

„Verstanden, Herr," antwortete Franz und lief die Teppe hinunter.

Tressan beobachtete ihn vom Fenster aus. Lecouvreur schlenderte das Trottoir auf und ab und warf anscheinend gleichgültige Blicke in die benachbarten Häuser. Dann stellte er sich gegenüber dem Fenster, an dem Tressan wartete, auf und machte diesem ein kaum bemerkbares Zeichen.

„Alles ist in Ordnung," sagte Tressan zu Marie. „Nun verliere keine Secunde mehr. Laß Dich nach dem Arc de Triomphe fahren oder nach der kleinen Kirche in der Avenue Friedland; keinenfalls nach Deiner Wohnung."

Er führte sie bis an die Treppe. Dann eilte er an das Fenster. Franz hatte die Thür der Droschke geöffnet. Er schlug sie schnell zu, sobald die Dame eingestiegen war und gab dann dem Kutscher eine Adresse, worauf der Wagen im langsamen Droschkenpferdtrab davonrollte. Tressan athmete tief auf, als er ihn um die nächste Ecke biegen sah.

„Die Dame hat sich nach dem Arc de Triomphe fahren lassen," meldete Franz, in den Salon tretend. „Niemand

hat sie gesehen.“ Er machte sich noch etwas im Zimmer zu schaffen und kehrte sodann nach seiner Küche zurück, um seinen Arbeiten mit gewöhnlicher Ruhe und Pünktlichkeit nachzugehen. Er hatte das rothe Etui, das auf dem Tische stand, wohl bemerkt; aber das kümmerte ihn nicht. Franz Lecouvreur hatte einen reichen Schatz hausbackener Principien: er that, was ihm sein Herr befahl, und ignorirte, was dieser ihm nicht sagte.

Als Tressan allein war, prüfte er den Schmuck mit dem Blick eines Kenners. Er wurde plötzlich roth und griff hastig nach dem Etui. Auf demselben standen die Buchstaben: E. d’E. und darüber eine Baronenkrone.

„Das Perlencollier der alten d’Eltang,“ sagte er vor sich hin und versank in tiefes Sinnen. Die Sache wurde ihm sehr bedenklich, und er bereute, Marie in sein Vertrauen gezogen zu haben. Man konnte sich nicht auf sie verlassen. Sie war zu unvorsichtig. Er wollte ihr das Halsband in einigen Tagen bereits zurückgeben, und sie sollte ihm erklären, unter welchem Vorwande sie es von ihrer Mutter empfangen hatte.

XII

An demselben Morgen, an dem Tressan Marie’s Besuch empfing, erhielt Alexis Illien einen Brief, der sein Herz wieder mit Freude und Hoffnung erfüllte. Er war von Frau Alzati und enthielt nur wenige Zeilen:

„Ich erwartete Sie gestern, mein lieber Graf, und hätte Sie mit Vergnügen gesehen. Ich ließ mich vor

Ihnen verleugnen, weil ich in dem Augenblick, wo Sie kamen, den unerwarteten Besuch eines ehemaligen Freundes empfing. Er verlangte einen Dienst von mir und wünschte, mich zu dem Behufe allein zu sprechen. Ich konnte ihn nicht abweisen und ich hoffe, Sie zürnen mir deshalb nicht. — Es wird mich freuen, Sie heute Nachmittag zwischen fünf und sechs Uhr zu sehen.

B. A."

„Ich wußte, daß sie nicht falsch und schlecht sein konnte," sagte Alexis vor sich hin, nachdem er das kleine Billet so oft durchgelesen hatte, daß er es auswendig wußte. „Eine andere Frau hätte irgend einen Vorwand erdacht, um sich zu entschuldigen. Bianca kann nur die Wahrheit sagen: Sie verschweigt Manches; aber was ihr Mund sagt, ist immer wahr."

Sein Auge und sein Herz weideten sich mit Wonne an den Worten „ehemaliger Freund". Er commentirte sie wie ein Gelehrter eine wichtige Textstelle. Bianca nannte Tressan nicht einen „alten, getreuen, oder lieben Freund"; nein — sie bezeichnete ihn als einen gewesenen, ehemaligen. Er war ihr heute nichts mehr. — Welchen Dienst mochte er von ihr verlangt haben? Illien war unerfahren; aber er besaß einen reichlichen Schatz slavischer Feinheit, slavischen Mißtrauens. Er hatte als Jüngling im Hause seines Onkels, des Grafen Woikoff, manche Geschichte aus der Petersburger Gesellschaft erzählen hören, und wußte, daß es in der guten Gesellschaft viele erbärmliche Wichte giebt. Er war durchaus nicht abgeneigt, den eleganten Herrn Olivier Tressan, der

sich gegen Bianca so abscheulich benommen hatte, für wohl befähigt zu halten, eine gemeine Handlung zu begehen; uud er erinnerte sich daran, daß Tressan am Morgen desselben Tages, an dem er von der Signora einen Dienst verlangt, sich auchmit einer Bitte an ihn gewandt hatte. Er ahnte die Wahrheit und empfand darüber eine eigenthümliche Freude. Je elender Tressan erschien, desto weniger war er als Rival zu fürchten.

Alexis hatte oftmals über die dunkle und, wie er durch Lemercier wußte, nicht ganz reine Vergangenheit der Frau, die er liebte, nachgegrübelt. Diese Gedanken hatten ihm das Herz recht schwer gemacht; an seiner Liebe jedoch nichts geändert. — Junge Menschen, denen der Besitz, die Liebe der geliebten Frau als das erdenklich höchste irdische Glück erscheint, sind dem Gegenstand ihrer Liebe gegenüber von der unmoralischesten Nachsicht. Sie verzeihen, ohne irgend welche Anstrengung, ohne irgend welches Verdienst, Alles, was der Vergangenheit angehört, so lange sie sich der Gegenwart sicher glauben und einer goldenen Zukunft entgegen sehen. — Illien war vollkommen davon überzeugt, daß Bianca niemals etwas Schlechtes begangen haben konnte. Sie war betrogen worden; sie war deswegen zu bedauern. Niemand hatte das Recht, eine Anklage gegen sie zu erheben. — Illien dachte gar nicht daran, daß es vielleicht besser für ihn gewesen wäre, sich in ein junges, unschuldiges Mädchen wie Anna d'Eltang zu verlieben. Er wußte nur, daß er Bianca über alle Maßen liebte, daß er bereit war, ihr Alles, was er besaß, aufzuopfern; daß sie ihm schöner, besser, anbetungswürdiger

erschien als alle andere Frauen. — Wenn sie seine Huldigungen entgegennehmen wollte, wenn sie ihn wieder lieben konnte, so schenkte sie ihm dadurch so unendlich viel, daß er, wie immer auch ihre Vergangenheit gewesen sein mochte, ihr ewiger Schuldner blieb. Noch hatte er kaum gewagt, darüber nachzudenken, daß Bianca ihm jemals angehören könne. Ein solches Glück schien ihm zu groß, um möglich zu sein. Aber wenn der Gedanke daran wie ein goldig angehauchtes Nebelbild in seinem leidenschaftlich erregten Geiste auftauchte, so stockte sein Herzschlag. — So lange er geglaubt hatte, er liebe Anna d'Eltang, war er im Stande gewesen, ebenso verständige Zukunftspläne zu machen wie ein Franzose, der auf Freiersfüßen geht und der seine Verwandten bemüht weiß, eine gute Partie für ihn zu finden. Damals dachte Alexis an die Einwilligung seines Onkels Woikoff wie an etwas unbedingt Nothwendiges. — Wenn Bianca aber ihm gestatten wollte, sie zu lieben, so kam Graf Woikoff gar nicht mehr in Betracht. Er mochte seine Zustimmung geben oder verweigern. — Das war Nebensache. Die große Hauptsache im Leben des Grafen Alexis Illien war nun, die Liebe der schönsten und edelsten Frau, der Signora Bianca Alzati zu gewinnen, und, wenn ihm dies gelingen sollte, zu bewahren.

Er stellte sich pünktlich um fünf Uhr bei Bianca ein und wurde freundlich von ihr empfangen. Sie reichte ihm ihre weiße Hand, die er mit der Achtung, die er einer Königin gezollt haben würde, küßte. Sie sah traurig und niedergeschlagen aus. Wie gern hätte er sie gefragt, was ihr fehle, sie gebeten, ihm zu erlauben, ihr zu helfen. Er

fühlte sich stark genug, all' ihren Sorgen und Kümmernissen ein Ende zu machen, wenn sie sich ihm nur anvertrauen wollte! Aber bis jetzt hatte sie ihm nie ein Wort von dem, was sie drückte, gesagt; und er war zu schüchtern, um sie um ihr Vertrauen zu bitten.

Sie begann die Unterhaltung damit, daß sie sich noch einmal entschuldigte, ihn gestern nicht empfangen zu haben. Illien, der ihr aufmerksam lauschte, bemerkte, daß sie auch diesmal die Worte „ehemaliger Freund" umschrieb.

„Jemand, mit dem ich in früheren Zeiten auf freundschaftlichem Fuße gestanden habe," sagte sie, „verlangte einen Dienst von mir. Es war mir lieb, ihm gefällig sein zu können; ich entledigte mich dadurch gewissermaßen einer alten Schuld, die ich ihm gegenüber eingegangen war."

Alexis wollte Bianca auf die Probe stellen. Er zweifelte nun kaum noch, daß Tressan sich von ihr Geld geborgt habe.

„Kenne ich diesen ehemaligen Freund von Ihnen?" fragte er in gleichgültigem Tone.

„Sprechen wir lieber von etwas Anderem," antwortete sie. „Das Thema ist ein unerquickliches und unersprießliches."

Alexis triumphirte. Er hatte sich nicht getäuscht. Bianca konnte nicht lügen. Sie war das edelste Wesen, wie sie das schönste war. Er ließ, ihrem Wunsche gehorsam, das Gespräch über den geheimnißvollen Besuch fallen. Er erzählte ihr, er sei gestern Abend so verstimmt gewesen, daß ihm der Muth gefehlt habe auszugehen, und daß er auf diese Weise ein Rendezvous mit der Gräfin Daxat versäumt habe.

Illien hatte bereits bemerkt, daß Frau Alzati ein eigen=

thümliches Interesse an der schönen Gräfin zu nehmen schien. Jedesmal, wenn er von ihr sprach, richtete sie Fragen über ihr Aeußeres, ihren Umgang, ihr Befinden an ihn. Auch diesmal erkundigte sie sich wieder nach ihr.

„Sie scheinen die Gräfin Daxat häufig zu sehen?“ sagte sie.

„Ja,“ antwortete Illien. „Sie ist sehr liebenswürdig; sie ladet mich oft ein, sie zu besuchen; und da ich mehrere gute Bekannte in ihrem Hause treffe und mit meiner Zeit nicht zu geizen habe, so gehe ich nicht selten zu ihr. Aber ich schwärme nicht für ihre berühmte Schönheit; die Gräfin gefällt mir nicht.“

„Sie sind der erste Mann, den ich so sprechen höre,“ antwortete Frau Alzati. „Die Gräfin Daxat gilt nicht nur für eine der schönsten, sondern auch für eine der liebenswürdigsten und besten Frauen von Paris. Was mißfällt Ihnen an ihr?“

„Ich habe eigentlich niemals darüber nachgedacht,“ antwortete der junge Russe. — Er sann eine kleine Weile nach und dann fuhr er fort. „Ich glaube, sie ist — hart.“

„Weshalb glauben Sie das?“

„Sie beurtheilt Vieles so streng, als habe sie nie einen Fehler begangen, könne niemals einen solchen begehen. Neulich wurde in ihrer Gegenwart von einer Frau gesprochen, die in ihrer Jugend durch Schönheit und Luxus berühmt gewesen war, ein leichtfertiges Leben geführt hatte, und deren erbärmlicher Tod im Hospital von den Zeitungen mitgetheilt wurde. Der gutmüthige Sir Richard Harvey sagte dazu:

„Das arme Geschöpf.“ Die Gräfin erschien darüber ganz entrüstet. „Ich begreife nicht,“ rief sie, „wie man solchen Kreaturen Mitleiden schenken kann!“ — Und dann sprach sie längere Zeit und mit ungewöhnlicher Erregtheit über die Nachsicht, welche die Gesellschaft gefallenen Frauen gegenüber auszuüben pflegt. Sir Richard entgegnete darauf nur, es werde nicht allen Frauen gleich leicht gemacht, auf dem graden Wege zu bleiben. Aber die Gräfin wollte auch das nicht als eine Entschuldigung gelten lassen. Sie sagte, daß man mit ähnlichen Phrasen schließlich Alles entschuldigen könne; das sei Sophisterei. Sie sprach mit solcher Schroffheit und Bitterkeit, daß ich mich dadurch verletzt fühlte: „Sie sind sehr hart, Frau Gräfin,“ sagte ich. Sie sah mich mit ihren großen Augen kalt an und erwiderte: „Ich habe Grund dazu, Herr Graf.“ — Ich glaubte eine gewisse Verlegenheit bei Sir Richard Harvey und bei Herrn Tressan, die der Unterhaltung beiwohnten, zu bemerken und setzte das Gespräch nicht weiter fort. Es hatte einen peinlichen Eindruck auf mich gemacht, und die Gräfin ist mir seitdem weniger sympathisch geworden.“

Bianca hatte dem Berichte Illiens mit großer Aufmerksamkeit zugehört. Als er schwieg, seufzte sie und sagte, gleichsam zu sich selbst sprechend:

„Ja, sie ist streng; — aber sie darf es auch sein.“

„Kennen Sie die Gräfin Daxat?“ fragte Alexis verwundert.

Bianca sah verwirrt auf und antwortete nach einigem Zögern: „Ich beurtheile Sie theilweise nach Dem, was Sie

mir von ihr erzählen.“ Dann blickte sie ihren Gast gerade und fest an und richtete die Frage an ihn: „Und Sie, Graf Illien, beurtheilen Sie unglückliche Frauen mit derselben Strenge wie die Gräfin Daxat es thut?“

„Nein,“ antwortete Illien mit feierlicher Bestimmtheit, „das thue ich wahrlich nicht.“

Er hatte, als er von den Aeußerungen der Gräfin Daxat sprach, nicht überlegt, daß Frau Alzati durch dieselben verletzt werden könnte. Nun glaubte er, eine große Ungeschicklichkeit begangen zu haben, und es war ihm darum zu thun, diese sofort wieder gut zu machen. Ja, er sah auf einmal seinen Weg zu einer Erklärung, die ihm im Herzen und auf den Lippen brannte.

„Gnädige Frau,“ sagte er, „es giebt Niemand, Niemand auf der weiten Welt, den ich aufrichtiger verehre als Sie.“

Sie blickte ihn freundlich an und sagte: „Sie sind ein guter Mensch.“

„Ja,“ fuhr er fort, „das bin ich. Ich wünsche Niemandem Böses. Es giebt einen Menschen, den ich nicht leiden kann, weil ich ihn für Ihren Feind halte . . . Gnädige Frau . . .“

Er war aufgestanden und hatte sich ihr genähert. Sie blickte ihn ängstlich an.

„Oh, sprechen Sie nicht weiter,“ sagte sie leise.

„Weshalb wollen Sie mich nicht anhören?“ fragte er in flehendem Tone. „Sagt Ihnen nicht jeder meiner Blicke, daß ich Sie liebe? — Seit der Stunde, da ich Sie zum ersten Male gesehen, lebe ich nur für Sie . . “

Bianca hatte sich nun auch erhoben. Sie war sichtlich erregt.

„Sprechen Sie nicht weiter," bat sie. „Ich darf nicht anhören, was Sie sagen wollen . . . ich will es nicht hören."

„So weisen Sie mich zurück?" Er sprach leise, mit tiefer Traurigkeit.

„Ich weise nichts zurück," antwortete sie. „Ich darf Ihnen nicht gestatten, mir Etwas anzubieten."

Sie war nicht auf Illien's Erklärung vorbereitet gewesen. Zwar war seine Liebe für sie ihr kein Geheimniß mehr; sie that ihr sogar wohl; ihr tief gekränktes Herz erfreute sich daran; aber sie hatte nicht überlegt, daß Illien ihr eines Tages ein förmliches Geständniß seiner Leidenschaft machen werde. — Die Männer, die sich seit Jahren um ihre Gunst bewarben, waren ihr Alle, mit Ausnahme von Tressan, vom ersten Augenblicke an gleichgültig, wenn nicht verächtlich erschienen. An Olivier Tressan hatte sie geglaubt; er hatte sie bethört, im wahren Sinne des Wortes verführt. Nun wußte sie, wie erbärmlich er sei, und eine ängstliche Scheu vor Allen, die sich ihr um Liebe flehend nahten, füllte ihr Herz. Doch mißtraute sie Illien durchaus nicht; nein; sie war vielmehr von seiner Ehrlichkeit überzeugt, aber sie glaubte nicht, daß sie Liebe für ihn empfinde, oder je empfinden könne. Sie hätte sich vor sich selbst geschämt, wenn sie sich hätte gestehen müssen, daß ihr Herz, das sich soeben erst von Tressan losgerissen hatte, bereits wieder für Liebe zu einem Andern empfänglich sei. Illien erschien ihr jünger, als er war. Sie hatte gewähnt, ihm seine Liebe durch eine Art mütterlichen

Wohlwollens vergelten zu können. Sie wäre vor wenigen Stunden noch aufrichtig bereit gewesen, ihrem Freunde gute Rathschläge zu seiner Verheirathung mit einem jungen Mädchen, wie Anna d'Eltang z. B. zu geben; und sie war geradezu bestürzt, nun zu sehen, daß Illien dasselbe von ihr verlangte, was sie dem unwürdigen Tressan geschenkt hatte. — Aber sie mochte Illien nicht von sich stoßen. Er nahm bereits einen größern Platz in ihrem Leben ein, was sie sich selbst gestand. Sie wollte ihn, ohne seine Wünsche zu erfüllen, zu bewahren suchen; wollte vor allen Dingen Zeit gewinnen. Ihr selbst unbewußt, dämmerte in ihrem durch bittere Täuschungen verdunkelten Herzen die Hoffnung, daß sie bei ihm vielleicht dereinst Glück und Ruhe finden könne.

Illien stand ihr stumm und rathlos, mit zu Boden geschlagenen Augen gegenüber.

„Zürnen Sie mir nicht," sagte sie.

Sie reichte ihm die Hand.

„Darf ich Nichts hoffen, gar Nichts?" fragte er in demselben leisen traurigen Tone, in dem er zuletzt gesprochen hatte.

„Ich bin ein unglückliches Weib," sagte sie, „haben Sie Mitleiden mit mir. Zwingen Sie mich nicht, Ihnen heute eine Antwort zu geben." Und dann fuhr sie aufmunternd, freundlich, fast zärtlich fort: „Wir werden ja gute Freunde bleiben; wir sehen uns doch heute nicht zum letzten Male!"

Liebe bei jungen Leuten verlangt unendlich viel und begnügt sich mit unbeschreiblich Wenigem. Illien's Antlitz leuchtete auf in heller Freude. Es war unrecht von ihm

gewesen, ihr eine Antwort abzwingen zu wollen. Er mußte ihr erst beweisen, daß er ihrer Liebe würdig sei.

„Sie sind ein Engel," sagte er, „und ich bin Ihr Knecht . . . Ich will jetzt gehen — Gestatten Sie mir, bald wiederzukommen."

„Gern," erwiderte sie.

Als er die Treppe hinunterstieg, begegnete er René Lemercier, der der Frau Bianca Alzati einen Besuch abstatten wollte.

„Sie sehen aus, als ob Sie das große Loos gewonnen hätten!" sagte Lemercier.

„Es ist herrliches Wetter," antwortete Illien. „Ich fühle mich federleicht; ich will einen Spaziergang in den Champs Elysées machen."

„Sie sind nicht schwer zu befriedigen," murmelte Lemercier. „Es ist naß und kalt draußen . . . Angenehme Promenade!"

Lemercier wurde von dem Bedienten mit dem einfachen Bescheide abgewiesen, die gnädige Frau empfange nicht. — Es läßt sich auf eine solche Mittheilung in der Regel nur wenig erwidern; aber jedermann hat das Recht darüber nachzudenken. Lemercier that dies: „Sie entläßt den hübschen Pagen mit freudestrahlendem Gesichte," sagte er vor sich hin; „und für mich ist sie nicht zu Hause. — Mit Tressan will sie brechen . . . Was hat das Alles zu bedeuten? Ich werde einmal mit Bertha darüber sprechen."

Bertha, die nun ganz regelmäßige Berichte von ihrem Bruder über das was Tressan anging, entgegennahm, hörte aufmerksam zu, als René ihr erzählte, Tressan's Ansehen

bei der Signora sei im Abnehmen, und es käme ihm vor, als ob der junge Graf Alexis Illien auf dem Wege sei, ihn bei der schönen Frau Alzati zu ersetzen.

„Sie wird erfahren haben, daß Tressan ruinirt und Illien ein Mann in guten Vermögensverhältnissen ist," sagte Bertha verächtlich. Dann dachte sie einen Augenblick nach. — Bianca interessirte sie nicht mehr, sobald sie aufhörte, Tressan gefangen zu halten; den Schicksalen des Grafen Illien widmete sie kaum einen Gedanken; aber es fiel ihr ein, daß sie „die schönen Freundinnen" kränken könne, wenn sie diesen erzählte, daß Tressan und Illien sich der besonderen Gunst einer verführerischen Abenteuerin erfreuten. Sie haßte Beide. Sie hatten ihr oft weh' gethan; sie wollte sich an ihnen, so weit sie es vermochte, rächen. Sie ließ sich von ihrem Bruder wiederholen und ergänzen, was dieser ihr bereits von der Signora Bianca Alzati erzählt hatte, und am nächsten Tage machte sie sich auf den Weg zur Gräfin Daxat, um dort die von ihr aufgelesenen Neuigkeiten in einer von ihr künstlich zurechtgemachten Form auszukramen.

Das Glück war ihr günstig; der Salon der Gräfin war beinahe leer. Unter den wenigen Gästen, die plaudernd am Kamin saßen, befand sich Marie von Vieuville.

Bertha verhielt sich eine gute Weile vollständig passiv. Sie wollte ihre Absicht, über einen bestimmten Gegenstand zu sprechen, nicht verrathen. Sie vertraute dem Zufall, um die Unterhaltung darauf zu führen. Sie hatte nicht lange zu warten. Einer der Anwesenden, ein ältlicher Herr, sprach, um der Baronin Vieuville etwas Artiges zu sagen, von den

„angenehmen Donnerstagen“ der Baronin d'Eltang, und nannte verschiedene Personen, die man dort gewöhnlich fand, darunter Tressan und Illien.

„Man sollte gerade diesen Herren für ihr Kommen besonders dankbar sein,“ bemerkte Bertha.

„Weshalb?“ fragte der alte Herr.

„Nun, weil sie anderweitig sehr in Anspruch genommen sind.“

„Aber wo könnten sie bessere Gesellschaft finden als bei Ihrer Frau Tante, mein gnädigstes Fräulein?“

„Ich habe mir sagen lassen, daß junge, elegante Männer die gute Gesellschaft nicht besonders schätzen. Man spielt dort niedrig; man soupirt dort nicht gut genug; man darf dort weder rauchen, noch auf einem bequemen Sopha einschlafen. Herr Tressan und Graf Illien würden nicht so regelmäßige Gäste im Hause der Signora Bianca Alzati sein, wenn ihnen hohes Spiel, ein gutes Souper und vollständige Freiheit nicht als sehr große Annehmlichkeiten erschienen.“

Der alte Herr wischte sich seine goldene Brille ab und betrachtete die Sprecherin mit ironischer Aufmerksamkeit. Aber Bertha wurde keineswegs verlegen. Sie war, gleich Tressan, über viele Vorurtheile, die ihr unbequem waren, erhaben. — Weshalb sollte ein junges Mädchen nicht das Recht haben, von Dingen zu sprechen, die Jedermann im Salon kannte und von denen Jedermann wußte, daß sie auch ihr nicht unbekannt seien?

„Signora Bianca Alzati? . . .“ murmelte der alte Herr; „Vermuthlich ein neuer Stern am Himmel der Halbwelt?“

„Nicht ganz neu,“ antwortete Bertha unbefangen. „Er

ist vor drei Jahren bereits aufgegangen. Er war eine Zeit lang vom Horizont verschwunden, aber man wußte, daß er in Gesellschaft des Herrn Tressan untergegangen sei und erwartete seine Wiederkehr."

Sie machte, als sie dies sagte, ein so verfängliches Wortspiel, daß die Gräfin sich schnell zu ihr wandte und sie strafend ansah. Aber Fräulein Lemercier fuhr mit großer Ruhe fort: „Seit einigen Wochen ist der schöne Stern dann auch mit neuem Glanze wieder aufgetaucht. Unter seinen Satelliten wird Graf Illien in erster Linie genannt."

„Wie vorzüglich Sie unterrichtet sind, mein gnädiges Fräulein!" sagte der alte Herr.

„Oh, ich weiß noch viel mehr; man ist nicht ungestraft die Schwester von René Lemercier."

Der alte Herr gehörte zur alten Schule und fand Bertha's Sprache unpassend.

„Zu meiner Zeit," sagte er, unterhielten sich Brüder mit ihren Schwestern über etwas Anderes als über Damen wie die Signora Alzati.

„Das haben wir Alles geändert," versetzte Bertha, Molière citirend; „und wir sind deshalb auch nicht schlimmer als unsere Großmütter und Tanten waren." — Aber sie setzte die Unterhaltung nicht gleich fort; sie wartete auf eine neue Anregung.

Sobald die Gäste, mit Ausnahme von Marie von Vieuville, sich empfohlen hatten, stellte sich diese auch ein.

„Was für eine Person ist diese Signora Alzati?" fragte die Gräfin Daxat nachlässig.

Nun kam die lange Geschichte, auf die Bertha sich vorbereitet hatte. Sie wurde mit innigem Behagen, mit kaum zu verbergender Schadenfreude, mit vollständiger Rücksichtslosigkeit gegen den ihr als wahr bekannten Thatbestand vorgetragen.

Die Gräfin und die Baronin hörten schweigsam zu: nichts bewegte sich in den schönen Gesichtern, aber Bertha wußte mit Bestimmtheit, daß sie wehe that, und mit grausamer Lust schoß sie die giftigen Pfeile ab, von denen ein jeder auf die Herzen ihrer wehrlosen Zuhörerinnen gerichtet war. — Nach einer halben Stunde hatten diese erfahren, daß Frau Alzati den armen Tressan ruinirt habe, daß Graf Illien augenblicklich wahnsinnig in sie verliebt sei, daß Beide in eifersüchtiger Wuth gegen einander entbrannt seien, und daß die Chronique scandaleuse wohl bald durch den Bericht eines Duells zwischen den beiden edlen Kämpen der berüchtigten Abenteurerin erfreut werden dürfte.

Nachdem sie dies berichtet hatte, entfernte sich Bertha. Sie war mit sich zufrieden. Sie wußte, daß sie die „schönen Freundinnen" tief gekränkt und beunruhigt hatte. Welches Recht hatten diese, die elegantesten jungen Männer fesseln zu wollen? Weshalb begnügte sich Marie nicht mit den Huldigungen ihres Mannes, des Barons Vieuville; und weshalb mußte die Daxat, die wenigstens ebenso alt war wie Illien, mit diesem liebäugeln?

Marie folgte ihrer Cousine, fast besinnungslos vor Schmerz. Sie bezweifelte keinen Augenblick mehr, daß Tressan ihr untreu sei. — Die Gräfin Daxat saß unbeweglich da,

die großen Augen unverwandt auf das Kaminfeuer gerichtet. — Also darum war Illien unempfindlich für ihre Schönheit! Er liebte eine Andere.

Es war dunkel geworden. Ein Diener trat geräuschlos in das Zimmer und setzte Lampen auf den Tisch. Er schielte nach dem Kamin. Er glaubte zu träumen. Die Gräfin hielt ein Tuch in der Hand und hatte rothgeweinte Augen.

XIII.

Der Winter nahte seinem Ende; der Carneval war vorüber; man hatte aufgehört, bei den d'Eltangs zu tanzen, und die beliebten „Donnerstage" der Baronin, an denen sich die junge elegante Welt so gut amüsirt hatt, waren seit Beginn der Fastenjeit in Soirées musicales umgewandelt worden, welche den vergnügungssüchtigen Gästen des Hôtel d'Eltang eine ehrfurchtsvolle Scheu einflößten. Der erste „musikalische Donnerstag" war noch leidlich besucht gewesen; aber zu den folgenden hatten sich nur Verwandte und intime Freunde eingefunden; nnd die großen prächtigen Salons sahen nun ziemlich öde und kalt aus. — Der Baron spottete darüber, und die Baronin war verstimmt.

„Da hätten wir uns viel Mühe und Geld sparen können," sagte Herr d'Eltang, sich vergnüglich die dürren Hände reibend; „denn Du wirst mir zugeben, daß, trotz aller großen und kleinen Diners, Thés dansants und Bälle Deine liebe Tochter Anna und Deine liebe Nichte Bertha nicht nur noch vollständig ledig sind, sondern sich auch keineswegs über einen allzugroßen Andrang von Heirathsanträgen zu beklagen gehabt

haben. — Der Koch ist mit vollem Rechte stolz auf seinen Winterfeldzug. Er hat tapfer gearbeitet und große Erfolge errungen. — Es ist auffallend, wie wenig siegesfroh Ihr Damen aussehet: Du und Deine Schwester, Anna und Bertha."

Die Baronin würdigte diese und ähnliche Glossen keiner Antwort; aber der Baron hatte Recht: sie war niedergeschlagen. Daß Anna sich nicht verlobt oder verheirathet hatte, kümmerte sie nicht allzusehr. Die Kleine war noch so jung. Sie war, mit ihrem Vermögen und bei ihrer Schönheit, sicher, früher oder später, sobald sie es nur ernstlich wollte, eine gute Partie zu machen. — Was der Baronin das Mutterherz schwer machte, war die Traurigkeit ihrer beiden Töchter und der Umstand, daß sie die bedenklichen Ursachen dieser Traurigkeit genau kannte.

Zu Anfang des Winters hatte Frau d'Eltang annehmen dürfen, daß Graf Illien sich um die Hand ihrer jüngsten Tochter bewerben werde. Sie hatte mit großer Sorgfalt Erkundigungen über die Verhältnisse des jungen Mannes eingezogen, und das Ergebniß derselben war befriedigend ausgefallen. René Lemercier, der Alles wußte, was auf den Boulevards, in den Salons und Clubs und hinter den Coulissen der meisten Theater vorging, und der sich, wie dies die Baronin erwartet hatte, als zuversichtlich bewährt hatte, sobald sie in ihrer Eigenschaft als Tante an ihn appellirt, hatte mit ruhiger Autorität von Illien gesagt: „Er ist sicher."

Aber der „sichere" junge Russe war seltener und seltener im Salon der Baronin geworden und als diese sich von

Neuem bei René über ihn erkundigt, da hatte der Neffe sich das Kinn gestreichelt, den Mund gespitzt, die Augenbrauen in die Höhe gezogen, verschmitzt gelächelt und endlich geantwortet: „Man amüsirt sich eben.“

Die Baronin d'Eltang war nicht prüde, und Lemercier wußte, daß man mit ihr ein „vernünftiges“ Wort reden konnte.

„Womit amüsirt sich Graf Illien?“ hatte die Baronin gefragt; und René hatte diese Frage ausführlich beantwortet. —

Die Baronin erfuhr an jenem Abend, daß der junge Graf Illien sich in eine sehr schöne Frau zweifelhaften Rufes, Namens Bianca Alzati verliebt habe, und daß er, René, Grund habe anzunehmen, daß man der genannten Dame allein es zu danken habe, wenn sie sich nicht heute bereits Gräfin Illien nenne.

„Diese Russen sind eigenthümliche Leute,“ meinte Lemercier. „Ich habe darunter Männer gekannt, die des Teufels Großmutter Hand und Herz angeboten haben würden, wenn sie sich in diese alte Dame verliebt hätten. Sie sind, wenn es sich um Weiber handelt, unberechenbar; denn sie kennen keine Vorurtheile und sind von einer unerschrockenen Rücksichtslosigkeit, wie man sie bei Franzosen doch nur äußerst selten findet. — Ich bin ganz zufälligerweise über den vorliegenden Fall besonders gut unterrichtet und stehe nicht an, Ihnen, liebe Tante, anzuvertrauen, was ich in Erfahrung gebracht habe. Sir Richard Harvey, auf dessen Wohlwollen ich ganz besonderen Werth lege, und der dies weiß, suchte mich neulich

auf und zeigte mir einen Brief des Grafen Woikoff, worin dieser seinen Freund Harvey bat, Illien nach Petersburg zurückzuexpediren, da der junge Mann sich in Paris zu gut zu amüsiren scheine und da er, der Onkel, durch seinen Gesundheitszustand verhindert sei, Rußland in diesem Augenblick zu verlassen. Sir Richard klagte bitterlich über die Starrköpfigkeit des ihm empfohlenen jungen Mannes. Vergeblich habe er ihm mit Entziehung der Geldunterstützung des Onkels, ja sogar mit Enterbung gedroht. Illien habe darüber nur spöttisch gelächelt. Er habe ihn sodann gebeten, seinem alten, guten Onkel keinen Kummer zu machen. — Darauf sei Illien zwar weich geworden, aber von Gehorchen und Nachgeben sei nicht die Rede gewesen. Illien habe erklärt, er liebe Frau Bianca Alzati und er könne unmöglich daran denken, sein Glück anderswo als bei ihr zu suchen. — Der Baronet brachte darauf mit einiger Verlegenheit die Bitte hervor, ich möchte, da ich ja doch mit der genannten Dame gut bekannt sei, ihr meine Aufwartung machen und sie durch irgend welche Mittel, etwa durch Anerbieten einer hübschen Geldentschädigung, zu bewegen suchen, den eingefangenen Illien aus ihren Banden zu entlassen.

„Derartige Missionen gefallen mir,“ erzählte René weiter, „auch hatte ich persönliche Gründe, die hier nicht in Betracht kommen, und die es mir erwünscht machten, Aufklärung über die Absichten der Signora Alzati zu erlangen. Ich erklärte mich deshalb gern bereit, dem Baron den verlangten Dienst zu leisten. Ich bat die Dame, damit die Sache einen etwas feierlichen Anstrich bekomme, schriftlich um ein Rendez-vous

und trug ihr, als ich sie bald darauf sah, in kurzen Worten vor, daß sie in mir den Abgesandten der Familie des Grafen Illien erblicke." Lemercier hielt einen Augenblick inne und rieb sich langsam die Hände.

„Ich habe einige diplomatische Erfolge in meinem Leben gehabt," fuhr er darauf behaglich fort; „und schäme mich deshalb nicht zu gestehen, daß ich diesmal eine vollständige Niederlage erlitten habe. Signora Bianca Alzati ist entweder die vollkommenste Schauspielerin, oder sie ist — abgesehen von einigen Eigenthümlichkeiten, die sie leider verhindern, daß man sie als wünschenswerthe Partie für einen Freund bezeichnen könne — eine äußerst brave und achtbare Person. Sie ließ mich gar nicht dazu kommen, ihr einen Vorschlag zu machen. Nachdem sie gesprochen, fehlte mir der Muth, auch nur durchblicken zu lassen, daß ich beabsichtigt hatte, ihr eine Geldsumme anzubieten. Sie sagte mir, sie sei stolz, dem Grafen Illien Liebe einzuflößen, denn er sei ein edler Mensch; aber sie wisse, daß er große Opfer bringen, seiner Familie und seinen Freunden entsagen müsse, wenn er sich mit ihr verheirathen wolle, und sie habe seinen Antrag aus diesen Gründen abgewiesen. — Ich schaltete ein, daß Illien nicht reich sei, und sein Onkel ihn enterben werde, wenn er sich ohne seine Zustimmung verheirathe. Da leuchteten ihre Augen auf — sie hat merkwürdig schöne Augen — und sie sagte wie aus innigster Seele: „das wäre ein großes Glück für mich . . . und hoffentlich für ihn" — Wie gesagt, liebe Tante, die italienische Dame ist eine perfecte Komödiantin oder eine Frau von seltener Uneigennützigkeit. Ich bekenne ganz offen,

obschon ich fürchten muß, dadurch in Ihrer Achtung als Menschenkenner zu sinken, daß ich Frau Alzati für eine edle Frau halte, und ich füge hinzu, daß, wenn sie schließlich den Bitten des jungen Russen nachgeben sollte, dieser am Ende kein so schlechtes Geschäft machen würde, wie seine Freunde augenblicklich annehmen."

Die Baronin hatte keine große Anstrengung zu machen, um auf den Grafen Illien als zukünftigen Schwiegersohn zu verzichten; aber es bekümmerte sie, ihre Tochter schwermüthig zu sehen.

„Unterhalte Dich mit Anna," sagte sie zu René. „Ich weiß nicht, was dem Kinde fehlt. Sie sieht ganz elend aus. Heitere sie etwas auf."

René war gern bereit, seiner Tante gefällig zu sein, und setzte sich zu dem jungen Mädchen. Die Baronin betrachtete die Beiden einige Minuten. —„ Ein guter und anständiger Mensch," sagte sie vor sich hin. „Schade, daß er so nahe mit Anna verwandt ist, und diese sich so wenig aus ihm macht. Polnische und russische Grafen sind liebenswürdig und unzuverlässig," fügte sie hinzu, indem sie, ohne daran zu denken, einen Ausspruch des „lieben Gaston" wiederholte. „Da lobe ich mir einen Franzosen, dessen Sippschaft man kennt und auf dessen Tact man sich verlassen kann."

Dann wanderten ihre Augen nach einem andern Ende des Salons und dort erblickte sie ihre älteste Tochter. — Diese, ihr Liebling, verursachte ihr seit mehreren Wochen tiefen Kummer und Gram. Marie sah elend aus, sie war der „schönen Baronin", die noch zu Anfang des Winters in

vielen Salons gefeiert worden war, sehr unähnlich geworden. Ihre schwarzen tiefliegenden Augen blickten matt und müde und wanderten gleichgültig von einem Gegenstand zum andern.

Seit dem Abend, an dem Frau von Vieuville sich das Perlencollier von ihrer Mutter geholt hatte, war diese nicht wieder zur Ruhe gekommen. Sie hatte, gleich nachdem Marie sie verlassen, ihre unverzeihliche Schwäche bereut. Marie hatte sie an jenem Abend angefleht, ihr zu helfen; sie hatte gesagt, ihr Leben, ihr Glück hinge davon ab, fünfzigtausend Franken sofort zu erhalten, und die arme Mutter hatte, als sie ihr Kind weinen sah, nur daran gedacht seine Thränen zu trocknen. Sie war eine schnell entschlossene Frau, die niemals um Rath fragte, und sie hatte Marie gegenüber, ohne viel zu überlegen, das gethan, was das schwache Mutterherz ihr anrieth. Aber bald nachher hatte sie daran gedacht, daß sie sich nun zur Mitschuldigen ihrer Tochter gemacht hatte. Sie schämte sich darüber vor sich selbst. Sie war ihrer Familie stets ein Vorbild strenger Zucht und Sitte gewesen; und jetzt hatte sie durch ihre Handlung den Fehler ihres Kindes gewissermaßen gebilligt. — Sie war am nächsten Morgen zu Marie gegangen, um das Halsband zurückzuverlangen; aber zu spät gekommen. Marie, die noch immer sehr aufgeregt gewesen war, hatte ihrer Mutter halbes Vertrauen geschenkt. Diese, eine lebenserfahrene Frau, hatte darauf das Uebrige geahnt. Sie zweifelte seit Wochen nicht mehr daran, daß Olivier Tressan sich von ihrer Tochter Geld zu verschaffen gesucht, und daß diese ihm das Halsband gegeben habe.

Vor zwei Tagen, am Dienstag, war sie jedoch in dieser Beziehung wieder unsicher geworden. Tressan hatte den Muth gehabt, um die Hand ihrer Tochter Anna anzuhalten. Sie hatte ihn auf das entschiedenste zurückgewiesen, nicht nur weil sie vor dem Gedanken zurückschauderte, daß der Geliebte ihrer Tochter Marie der Gatte ihrer Tochter Anna werden könne, sondern weil die Erkundigungen, die sie über Tressan eingezogen, diesen in einem höchst unvortheilhaften Lichte gezeigt hatten. „Ein Spieler, der sich ruiniren wird, wenn er sich nicht schon zu Grunde gerichtet hat.“ Dies war das Verdict gewesen, das René vor einiger Zeit bereits unverhohlen gegeben, als die Baronin ihn auf sein Gewissen „als Neffe“ gefragt hatte, ob Tressan eine passende Partie für Anna sei.

Als Tressan am Dienstag Abend und, nachdem er von der Baronin eine abschlägige Antwort erhalten hatte, gegangen war, hatte sich Frau d'Eltang gesagt, daß sie sich doch wohl über die Beziehungen des jungen Mannes zu ihrer ältesten Tochter getäuscht haben müsse. Aber sie wollte Gewißheit haben und hatte deshalb Marie am Mittwoch Nachmittag zu sich beschieden.

„Denke Dir, liebes Kind,“ sagte die Baronin, als sie mit ihrer Tochter in einem kleinen, entlegenen Zimmer saß, wo sie sicher war, von Niemandem gehört zu werden, „man hat mir heute einen Antrag für Anna gemacht.“

„So?“ entgegnete Marie. „Hast Du ihn angenommen?“

„Nein!“ antwortete die Baronin. Sie schwieg einen Augenblick; aber Marie, die theilnahmlos dasaß, richtete keine neue Frage an sie.

„Nimm es mir nicht übel, liebe Marie," fuhr die Baronin darauf etwas gereizt fort, „wenn ich Dir sage, daß Du wirklich erstaunlich wenig Interesse an dem Schicksale Deiner Schwester zu nehmen scheinst. — Du fragst mich nicht einmal, wer sich um ihre Hand beworben hat?"

Marie erhob die müden Augen und blickte ihre Mutter mit unendlicher Traurigkeit an. „Ich weiß nicht, woher es kommt, Mutter," sagte sie, „ich interessire mich für gar nichts mehr . . . Ich bin recht, recht müde . . . recht müde, meine liebe, gute, liebe Mutter." — Und sie barg ihr abgehärmtes Antlitz in beiden Händen und begann leise zu weinen.

„Mein armes Kind," tröstete die Baronin, „was fehlt Dir? Vertraue Dich Deiner alten Mutter an. Habe ich Dich nicht unter meinem Herzen getragen; bist Du nicht mein Fleisch und Blut; liebe ich Dich nicht über Alles? Sprich, mein armes, krankes Kind, sprich!"

„Mutter," jammerte Marie; und nun barg sie ihr Haupt an deren Brust; „ich bin über alle Maßen unglücklich .. Mutter, Mutter, ich wollte, ich wäre todt!"

„Lästere nicht, meine Tochter," sagte die Baronin feierlich. „Gott verzeih' Dir Deine Sünden, mein armes Kind!"

Darauf saßen die Beiden eine Weile stumm einander gegenüber. Dann fragte Marie, ihre Thränen trocknend:

„Wer hat um Anna's Hand angehalten?"

„Herr Olivier Tressan."

Marie saß einige Secunden vollständig regungslos da; dann erhob sie sich langsam todtenbleich, den Mund halb

geöffnet, die Augen starr, entsetzlich. Ein schwaches, schreckliches Stöhnen entrang sich ihrer Brust, und sie fiel leblos zu Boden.

„Barmherziger Gott, was habe ich gethan!“ rief die Baronin. Sie beugte sich über die Ohnmächtige, hob die leichte Gestalt auf, als ob es die eines Kindes gewesen wäre und legte sie auf ein Ruhebett. Dann holte sie verschiedene Flacons aus ihrem Schlafzimmer, näßte die Schläfen der Kranken mit Eau de Cologne und hielt ihr mit zitternder Hand ein Fläschchen unter die Nase.

Marie kam langsam wieder zu sich. Das Bewußtsein ihres Elends hatte sie nicht verlassen; aber sie konnte es nun wieder tragen.

„Ich will nach Hause fahren,“ sagte sie fröstelnd. „Begleite mich, Mutter. Ich habe Furcht, allein zu sein.“

Die alte Baronin wollte ihre Tochter überreden, im Hôtel d'Eltang zu bleiben; aber Marie bestand darauf, nach Hause zu fahren. Ihre Mutter begleitete sie dorthin, legte sie zu Bett und kehrte schweren Herzens nach ihrer Wohnung zurück, nachdem sie dem Kammermädchen anempfohlen hatte, über ihre Herrin zu wachen und sie, die Baronin, rufen zu lassen, wenn Frau von Vieuville sich im Laufe der Nacht unwohler fühlen sollte.

Am nächsten, dem Donnerstag, Morgen war sie wieder zu früher Stunde bei ihrer Tochter. Diese sah noch immer angegriffen aus; aber sie erschien ruhig.

„Aengstige Dich nicht, liebe Mutter,“ sagte sie, „ich bin wieder wohl. Ich werde heute Abend zu Dir kommen. Bleibe nicht zu lange hier. Edmund würde sich darüber

wundern und beunruhigen . . . Der arme Edmund," setzte sie nach einer kurzen Pause mit einem eigenthümlichen, kindlichen Lächeln hinzu: „Der arme Edmund! . . Der hat mich lieb."

Und nun, wenige Stunden später saß Frau von Vieuville im Salon ihrer Mutter: bleich, ein Bild des Jammers; aber still lächelnd, freundlich, so oft einer der Anwesenden sich ihr näherte, um sich nach ihrem Befinden zu erkundigen.

Harvey setzte sich zu ihr: „Meine liebe Freundin, was fehlt Ihnen?"

„Nichts, als etwas Ruhe," antwortete sie sanft.

Sie sprach ganz leise und langsam. Es war etwas unheimlich Befremdendes in ihrer Sprache und Stimme. — Dem guten Baronet fiel es schmerzlich auf, wie sehr sie sich in den letzten Wochen verändert hatte.

„Sie sind immer mein Liebling gewesen," sagte er. „Das wissen Sie?"

Sie nickte freundlich, dankbar.

„Sie müssen mir sagen, was Ihnen das Herz schwer macht."

„Sie werden bald Alles erfahren," antwortete sie.

Dann erschien die Gräfin Daxat. Sie prangte wie immer in stolzer, mächtiger Schönheit; aber auch auf ihrer Stirn hatte sich Schwermuth gelagert. Sie wechselte nur wenige Worte mit Marie, winkte dann René Lemercier, den sie gewöhnlich vollständig ignorirt, an ihre Seite, und war bald darauf in eine eifrige Unterhaltung mit dem jungen Manne vertieft.

Bertha Lemercier ging süßlich lächelnd von einer Gruppe zur andern, und erst als es spät wurde und Tressan nicht erschienen war, überraschte sie ihre Mutter, indem sie plötzlich verdrießlich sagte:

„Laß uns nach Hause gehen! Es ist hier entsetzlich langweilig. Beobachte doch nur Tante d'Eltang und Marie und Anna! Wenn man nicht freundlichere Gesichter zeigen kann, so sollte man nicht fremde Leute zu sich in's Haus laden."

Frau Lemercier folgte ihrer Tochter ohne Widerrede. Bald nachdem sie gegangen war, verzogen sich auch die übrigen Gäste, und zu einer ungewöhnlich frühen Stunde war Alles still und dunkel im Hôtel d'Eltang.

XIV.

Die Gräfin Daxat legte sich, wie die meisten schönen Pariser Frauen gern früh zu Bett. Sie wußte, daß Nachtwachen in heißen, hellerleuchteten Sälen die glänzendsten Augen trübt und den besten Teint verdirbt, und ihre Schönheit war ihr unvergleichlich mehr werth als das Vergnügen, das sie an ihrer alltäglichen Gesellschaft fand. — Sie zeigte sich in vielen großen Soiréen; aber es genügte ihr, sich dort eine halbe Stunde lang bewundern zu lassen. Dann verschwand sie wieder, um entweder einen andren Salon durch ihre Erscheinung zu beglücken, oder um ruhig nach Hause zu fahren.

Nach dem letzten Empfangsabend bei den d'Eltangs, an dem sie sich so angelegentlich mit René Lemercier unterhalten,

hatte sie Letzteres gethan. Aber nun war es spät geworden, und sie ging noch immer rastlos in ihrem Zimmer auf und ab. Von Zeit zu Zeit blieb sie vor einem Tische stehen, auf dem, neben einer eleganten Cassette, mehrere offene Briefe lagen. Sie nahm davon den einen oder den andern auf, durchflog einige Zeilen und setzte dann ihre unruhige Promenade fort.

Eine Kammerfrau mit verschlafenem Gesichte öffnete schüchtern die Thür und fragte, ob die „gnädige Frau“ geklingelt habe.

„Sie können sich schlafen legen,“ antwortete die Gräfin kurz. Dann, als die Thür sich wieder geschlossen hatte, warf sie sich in einen Sessel, schob die Briefe neben sich und begann dieselben methodisch und aufmerksam zu lesen.— Es waren Briefe einer tief gekränkten Mutter und einer unglücklichen Schwester. Sie erzählten eine traurige Geschichte, über die nun bereits Jahre dahingegangen waren, ohne sie in Vergessenheit zu bringen, ohne die Scham und den Schmerz der ersten Stunden zu lindern. Sie sprachen von einem Fremden, der sich unter falschem Namen in ein ruhiges Haus eingeschlichen, die arglose Mutter bethört, die unschuldige Tochter verführt hatte, und der dann spurlos verschwunden war. Die Mutter hatte nicht gewagt, Nachforschungen nach ihm anzustellen, aus Furcht, die Schmach ihres Kindes dem Gespräch der Welt preiszugeben. Sie hatte auch nicht geklagt; aber der bittere, stumme Gram hatte sie verzehrt, und sie war daran gestorben.

Die Gräfin Daxat sah sinnend in das verglimmende Kaminfeuer. — Die sterbende Mutter hatte sie in ihrem letzten Briefe angefleht, der unglücklichen Verführten zu ver-

zeihen, sie in dem Hause in Paris, wo Niemand ihre Schmach kannte, in Gnaden aufzunehmen. Martha hatte geschrieben: „Komm, Du bist meine einzige Schwester; nie soll Dich ein Blick des Vorwurfs treffen, nie sollst Du ein Wort der Klage hören.“ — Der Brief war ihr von der Post zurückgeschickt worden, und sie hatte in Erfahrung gebracht, daß ihre Schwester heimlich entflohen sei, Niemand wisse wohin. — Dann waren dunkle Gerüchte zu Martha's Ohren gedrungen. Man hatte ihre Schwester gesehen: hier, dort, in Pisa, in Florenz, in Mailand, in Neapel. An ihrer Seite war ein ältlicher Mann, dem sie anzugehören schien. — Was trieb sie? Wovon lebte sie? — In ihrer Angst und Unruhe hatte Martha sich an ihren Onkel, den Chef einer alten, stolzen Partrizierfamilie gewandt. Dieser hatte ihr einen Brief voll schwülstigen Pathos' geantwortet, den sie mit Thränen der Wuth zerknittert und zerrissen hatte: „Deine unwürdige Schwester hat das Wappen unsres Hauses befleckt, ihre Mutter getödtet. Ich kenne sie nicht mehr.“ — Die Liebe zur Schwester, zur Jugendgespielin hatte bei Martha noch lange gegen den Verdacht, daß Lätizia eine Verworfene sein könne, gekämpft; aber als Monate vergangen waren, ohne daß diese ein Lebenszeichen von sich gegeben — da hatte der Verdacht gesiegt, und Martha hatte ihre Schwester wie eine Verstorbene beweint und sie wie eine Unwürdige aus ihrem Gedächtniß zu verbannen gesucht. — Nach Jahr und Tag war ein Brief von der Verschollenen an sie gelangt: „Ich weiß, daß Du mich nie wiedersehen kannst,“ hatte Lätizia geschrieben, „und ich werde Deine

Blicke meiden; aber es drängt mich, in meinem dunkeln Elend, Dir zu sagen, wie sehr ich Dich liebe; Dich anzuflehen, meiner ohne Zorn zu gedenken. — Das Unglück hat sich an meine Fersen geheftet und verfolgt mich unerbittlich. Ich büße schwer für das, was ich gethan. Oh, verzeihe Du mir; und bete für mich an dem heiligen Abend, an dem Der geboren ist, der allen Sündern verziehen hat."

Der Brief ohne Poststempel, war an einem 23. December durch einen Unbekannten in das Haus der Gräfin gebracht worden. Martha hatte die Bitten ihrer Schwester gern erhört, und am folgenden Abend inbrünstig für die Verlorene gebetet; aber der Brief hatte ihren Verdacht, daß diese eine Gefallene sei, nur bestärkt. Unbeschreibliche Bitterkeit füllte ihr stolzes Herz. Sie haßte die elenden Kreaturen, zu denen sie ihre Schwester herabgesunken wähnte; — aber dieser wollte sie verzeihen: — weil die sterbende Mutter sie darum gebeten, weil sie die Verunglückte, trotz Allem, wie eine Schwester liebte.

In langen Zwischenräumen hatte Lätizia neue, stets geheimnißvolle Lebenszeichen gegeben, und in jedem Briefe ihr Flehen um Verzeihung erneuert. — Martha hätte ihr zurufen wollen: „Ich habe Dir längst verziehen; komm' in meine Arme!" — aber keiner der Briefe deutete an, wo eine Antwort die Schreiberin finden könne.

Viele Leute in der Pariser Gesellschaft wußten mit mehr oder weniger Genauigkeit, daß eine Schwester der Gräfin Daxat zu Grunde gegangen sei. Niemand kümmerte sich sonderlich darum, Niemand hatte jemals daran gedacht, oder

es gewagt, mit der Gräfin darüber zu sprechen. Man ist in großen Städten nachsichtig; wenn nicht aus Herzensgüte, so aus Klugheit oder Gleichgültigkeit. Als die Gräfin Daxat in Gegenwart Illien's ein so strenges Urtheil über eine Unglückliche gefällt und gesagt hatte, sie habe guten Grund, hart zu sein — da hatten Harvey und Tressan sie wohl verstanden. Es fiel diesen nicht ein, die Gräfin für die Schuld ihrer Schwester verantwortlich zu machen; doch war jene empfindlich, argwöhnisch, gereizt, sobald von verlorenen Frauen die Rede war; und ihre Freunde, die dies wußten und wohlerzogene Menschen waren, vermieden es, über diese Wesen und deren Treiben mit der Gräfin zu sprechen.

Bertha Lemercier kannte solche Rücksichten jedoch nicht, und aus ihrem Munde hatte Martha zum ersten Male den Namen der Signora Bianca Alzati aussprechen hören. Sie hatte Erkundigungen über diese Frau eingezogen; mit furchtsamer, argwöhnischer Schüchternheit und Unbeholfenheit zunächst; bis plötzlich der Verdacht in ihr wach geworden war, Bianca Alzati könne ihre verlorene Schwester sein. Da hatte sie keine Rücksichten mehr genommen und sich Gewißheit verschaffen wollen. René Lemercier hatte sie ihr gegeben, indem er die schöne Italienerin mit einer Fülle von Details beschrieben, die ihr, Martha, keinen Zweifel mehr lassen konnte: die Rivalin, die das Herz Illien's von ihr abgewandt hatte, war ihre Schwester.

Martha war rathlos. Eines nur stand unwiderruflich fest bei ihr: sie wollte die Liebe zu Illien aus ihrem Herzen reißen. — Sie hatte bitterlich geweint, als sie erfahren, er

liebe eine andere; sie hatte sich gehärmt und geschämt darüber, daß eine ehrlose Kreatur ihre Nebenbuhlerin sei; aber ihr schauderte vor dem Gedanken, ihrer Schwester die Liebe eines Mannes streitig machen zu wollen.

Es ist etwas Eigenthümliches, Tiefes, Unergründliches um die Liebe unter allernächsten Blutsverwandten. Sie ist nicht leidenschaftlich, leicht erregbar, gefällig, phantastisch, veränderlich, wie die Liebe zwischen Mann und Weib; sie kann jahrelang schlummern, sich selten oder nie äußern; sie ist mit übler Laune, mit gänzlichem Mangel an Zärtlichkeit oder Liebenswürdigkeit, ja mit Härte sogar vereinbar; — aber wo sie einmal lebt, da ist sie von einer, alle anderen Leidenschaften überwältigenden, unverwüstlichen, rücksichtslosen Urkraft. — Willenlos und ohne Kampf opferte ihr Martha die Liebe zu Illien. Aber sie fühlte deswegen keineswegs das Bedürfniß, ihre Schwester aufzusuchen, oder ihr zu beweisen, daß sie sie liebe. Sie verlangte keinen Dank für das unfreiwillig gebrachte Opfer; sie wußte, daß sie keinen dafür verdiente.

„Ich werde Paris verlassen," sagte sie vor sich hin. „Ich will Lätizia nie wiedersehen; ich hasse sie."

Sie barg ihr Antlitz in ihre Hände und begann leise zu weinen. Sie fühlte sich elend, ohnmächtig. Sie war einsam, verlassen. Niemand liebte sie — sie liebte Niemanden; sie war allein auf der Welt, ganz allein . . .

Sei stand auf und holte aus der Cassette ein Medaillon, das auf dem Grunde derselben verborgen lag — das Bild ihrer Schwester. Sie betrachtete es lange, aufmerksam, stand sinnend da . . . Sie blickte auf einmal ängstlich nach der Uhr,

als fürchte sie, etwas Wichtiges zu versäumen. — Es war zwei Uhr Morgens: Sie klingelte heftig, ungeduldig, wiederholt, bis die Kammerfrau ihr verstörtes Gesicht zeigte.

„Lassen Sie sofort das Coupé anspannen,“ befahl sie.

Die Kammerfrau ließ sich den Befehl wiederholen und entfernte sich dann schnell; aber es dauerte lange, bis demselben Folge geleistet wurde, denn Alles schlief bereits im Hause. Nach einer Weile wurde es laut im Hofe: ein Wagen wurde aus der Remise gezogen; man hörte die klappernden Holzschuhe des Kutschers auf dem Steinpflaster, den schwerfälligen, langsamen Hufschlag des Pferdes, das sich träge aus dem warmen Stall ziehen ließ — und endlich, nach einer langen halben Stunde meldete ein Diener, der Wagen sei vorgefahren.

Martha, die sich einen weiten Pelzmantel über die bloßen Schultern geworfen hatte, eilte die Treppe hinunter und befahl nach dem Boulevard Haußmann zu fahren. René hatte ihr die Adresse der Frau Bianca Alzati gegeben.

Die Fahrt dauerte nicht lange, und die Gräfin kam während derselben gewissermaßen kaum zur Besinnung. Als sie jedoch an dem fremden Hause geklingelt hatte und sich, nachdem die Thür geöffnet war, in einem dunkeln, unbekannten Raume befand, da überkam sie ein eigenthümliches, unheimliches Gefühl, und sie wäre am liebsten unverrichteter Sache wieder umgekehrt. Aber daran war nicht mehr zu denken: an dem matterleuchteten Fenster der Portierloge zeigte sich ein barockes Gesicht, das des Concierge, mit einer weißen Schlafmütze; — und eine mürrische Stimme fragte: wer da sei?

„Wo wohnt Frau Alzati?“ entgegnete die Gräfin.

Der Portier hatte zu Neujahr ein sehr reiches Geschenk von „der Mietherin im ersten Stock“ erhalten, und war deshalb geneigt, deren Gäste mit seltener Zuvorkommenheit zu behandeln. Er hatte einen Wagen vor der Thür halten hören und sah nun eine vornehme Dame vor sich stehen; er antwortete deshalb ziemlich höflich:

„Eine Treppe, Thür rechts.“

Dann schloß er das kleine Fenster, an dem er die Unterhaltung mit dem späten Besuch geführt hatte, und Martha befand sich wieder allein. Sie hatte bei dem Schimmer, der aus der Portierloge drang, die Treppe erblickt und stieg diese, sich an der Rampe haltend, langsam, klopfenden Herzens hinauf. Auf dem Flur, den sie bald erreichte, war es dunkel. Sie tastete mit den Händen die Mauer entlang, bis sie eine Thür, und daneben eine Klingel fand. Sie zauderte wieder. Dann schellte sie: furchtsam, leise — keine Antwort. — Sie wartete eine gute Weile und klingelte wieder; diesmal stark. Sie erbebte vor dem hellen Ton der Glocke. Bald darauf hörte sie Fußtritte hinter der Thür und sah Licht durch das Schlüsselloch. Die Thür wurde geöffnet, und vor ihr stand ein Diener, der sie zuerst mißtrauisch musterte, dann, erstaunt eine Dame zu so ungewöhnlicher Stunde vor sich zu sehen, einen Schritt zurücktrat und den späten Gast fragend ansah.

„Ich wünsche Frau Alzati zu sprechen,“ sagte die Gräfin.

„Die gnädige Frau ist längst zu Bette gegangen“, antwortete der Diener.

„Lassen Sie sie wecken; ich muß sie sehen.“

Es war etwas in Martha's Stimme und Haltung, was keinen Widerspruch duldete. Der Diener ging stumm voran, führte die Gräfin in einen kleinen, heißen, mit Blumen angefüllten Salon, steckte die Lichte an, die auf dem Kamine standen, und sagte, er werde die Kammerfrau rufen. Dann verschwand er und ließ Martha allein.

Sie wartete lange. Sie sah sich in dem stillen Zimmer um, aber sie war zu erregt, um neugierig zu sein, um auch nur zu bemerken, was sie sah. Aber ein Gedanke kam ihr immer und immer wieder: „Hier wohnt Lätizia, meine Schwester — meine Schwester." Sie wiederholte die beiden Worte leise, aber hörbar. Es überrieselte sie dabei kalt.

Endlich erschien die Kammerfrau, eine Person besten Styls in ihrer Art, die sich wiederholen ließ, daß der späte Besuch ihrer Herrin gelte und die Dame höflich fragte, wen sie anzumelden die Ehre habe?

„Sagen Sie: Martha," antwortete die Gräfin.

Die Kammerfrau entfernte sich unhörbaren Schrittes und ließ die Thür hinter sich offen. Martha wartete wenige Secunden; dann folgte sie ihr. Sie durchschritt einen großen Salon, der durch die Laternen auf der Straße matt erleuchtet war und blieb in der Thür, die zu einem andern, kleinen Zimmer führte, stehen. An der andern Seite dieses Gemaches, ihr den Rücken kehrend, stand die Kammerfrau, in der einen Hand ein Licht haltend, mit der andern leise anklopfend, — Martha lauschte athemlos.

„Was giebt es?" fragte eine Stimme hinter der Thür.

Die Kammerfrau öffnete vorsichtig; aber in demselben

Augenblick war Martha neben ihr, schob sie bei Seite und trat vor ihr in das halbdunkle Schlafgemach.

„Lea! Lea!“ Es klang herzzerreißend; es kam aus tiefster Brust.

Die Gerufene stieß einen wilden Schrei aus, richtete sich im Bette empor und blickte verstört um sich.

Im nächsten Augenblick sah die Kammerfrau zwei Frauengestalten, die sich leidenschaftlich umschlungen hielten und hörte krampfhaftes Schluchzen und leises Weinen. Sie vernahm einige ihr unverständliche Worte in fremder Sprache; dann stellte sie das Licht auf einen Tisch und entfernte sich, die Thür geräuschlos hinter sich schließend.

Der Kutscher unten in der Straße wurde sehr bald ungeduldig; aber nachdem er eine kurze Zeit auf die „verrückte Herrschaft“ geschimpft hatte, hielt er es für das Zweckmäßigste, den großen Pelzkragen seines Rockes in die Höhe zu schlagen, seine Füße gut einzuwickeln und sich, unbesorgt um das fromme Pferd, der Ruhe zu überlassen. Es dauerte auch nicht lange, so war er fest eingeschlafen.

Die beiden Schwestern waren inzwischen ruhiger geworden. Martha hatte sich ihres Mantels entledigt und saß im Ballanzuge, mit entblößten Schultern, auf dem Bette ihrer Schwester. Diese, halb emporgerichtet, das goldige Haar zurückgeworfen, die großen Augen in Freude und Aufregung leuchtend, hielt ihre Schwester mit einem Arm umschlungen, während sie ihr mit der freien Hand liebkosend Stirn und Wange streichelte.

„Wie schön Du bist, Martha,“ sagte sie leise; und noch leiser setzte sie hinzu: . . „und wie gut!“

Martha hatte bis jetzt noch nicht gewagt, eine Frage über die Vergangenheit an ihre Schwester zu richten, hatte auch nicht das Bedürfniß gefühlt, dies zu thun. Sie lebte in der Gegenwart, glücklich in dem Gefühl, nicht mehr allein zu sein.

„Weißt Du, Lea," sagte sie, „ich fühle mich hier bei Dir, in der unbekannten Stube, zum ersten Male, seitdem ich von Euch fortgegangen bin, wieder zu Hause."

Lätizia küßte sie und fragte nach einer Pause: „Bist Du mir nie böse gewesen?"

„Niemals!"

„Hast Du mir stets vertraut?"

Darauf konnte Martha nicht antworten. Nach längerem, peinlichem Schweigen fuhr Lätizia traurig fort:

„Du hättest mir vertrauen dürfen. Ich habe nichts Schlechtes begangen ... Ich bin nur sehr unglücklich gewesen."

Und dann ängstlich, mit leiser, zitternder Stimme zunächst, erzählte sie ihre Geschichte. — Sie sprach mit zu Boden geschlagenen Wimpern, von dem Fremden, der sie bethört, den sie geliebt, der sie heimlich verlassen hatte; sie erzählte von dem Tode der Mutter, daß sie, nachdem diese gestorben, das verödete Elternhaus in Verzweiflung verlassen hatte, um Den aufzusuchen, der sie in das Elend gestoßen, aber der allein sie von Schmach und Schimpf retten konnte . . . und den sie noch immer liebte. — In einem Gasthause in Florenz war sie mit einem älteren Herrn zusammengetroffen, der sich, wie sie damals glaubte, ihrer Jugend und Unerfahrenheit erbarmt, sich ohne Mühe in ihr Geheimniß geschlichen und

ihr Beistand und Hülfe versprochen hatte. — Sie war von ihm in ein Netz von Lügen verstrickt worden. Er hatte ihr erzählt, daß ihre Schmach und ihre Flucht in aller Welt Mund sei, daß ihre Familie sie verstoßen habe, daß Der, den sie geliebt, ein Verbrecher sei und jetzt von der Polizei verfolgt werde. — Und sie hatte Alles geglaubt — Alles!

„Ich war siebenzehn Jahre alt, Martha! Ich hatte meine Mutter nie verlassen; kannte Nichts von der Welt und ihrem Treiben, und nun war ich so unglücklich, daß mir das Schlimmste als das Natürlichste erschien."

Sie weinte laut, und es dauerte lange, bis Ihre Schwester sie beruhigen konnte. Dann fuhr sie in ihrer Erzählung fort.

Ihr angeblicher Beschützer, Alzati, hatte sie veranlaßt, Italien zu verlassen und nach England zu gehen. Sie war der Meinung gewesen, daß dies im Interesse ihrer Sicherheit nothwendig sei, denn Alzati hatte ihr erzählt, daß ihre Familie ihr nachspüre, sie verfolge, ihrer habhaft werden wolle, um sie zu bestrafen.

„Wir lebten einen Monat in London. Ich versank in tiefe Schwermuth; ich wünschte mir den Tod. Da kam er, um mich zu trösten. Ich sei noch jung; Alles könne wieder gut werden; ich solle ihm, meinem besten Freunde, vertrauen; er werde mich nicht verlassen. Ich dankte ihm tief gerührt. — Nach einiger Zeit sagte er mir ganz beiläufig: „Es giebt ein Mittel die Vergangenheit auszulöschen, Ihre Zukunft zu sichern. Sie kennen mich seit drei Monaten. Niemand ist so sehr darauf bedacht, wie ich, Sie glücklich zu machen. Vertrauen Sie sich mir an; reichen Sie mir Ihre Hand."

„Er bestürmte mich nicht mit diesem Gesuche; er ließ mir Zeit; er hielt mich gefangen, wußte, daß ich ihm nicht entgehen konnte. Er verschaffte mir in London Zerstreuungen, an denen sich mein jugendlicher Sinn ergötzte; führte mich in Theater, Museen, Concerte — und eines Tages, ohne zu ermessen, was ich that, fest überzeugt, daß ich dem Elend preisgegeben sein würde, wenn ich ihn verließe, willigte ich in seine Bitten. — Er war ein gewandter, gewissenloser, reicher Mann. Er hatte Alles vorbereitet, alle Schwierigkeiten im Voraus überwunden . . . Wir wurden in einer kleinen Kirche vor Zeugen, die ich nie zuvor gesehen hatte und die seitdem spurlos verschwunden sind, getraut."

Lätizia hielt wieder inne; aber sie weinte nicht mehr. Sie schien sich zu sammeln und erzählte weiter.

Alzati hatte sich bald nach der Verheirathung in seiner ganzen Verworfenheit gezeigt; aber er hatte sie festgehalten durch Einschüchterungen der elendesten Art. „Wie würde sich die schöne Gräfin Daxat freuen," hatte er ihr eines Tages gesagt, „wenn sie wüßte, daß ihre geliebte, kleine Lea, auf die sie so stolz war, für die kein Prinz gut genug schien, jetzt unter dem Namen der Signora Bianca, Ehegespons des weltberühmten Signore Felice Alzati ist! Denn ich bin berühmt, mein Kind, weltberühmt! Erkundige Dich in den Clubs von London, Paris und St. Petersburg nach mir, und Du wirst hören, wie man mein Lob dort singt!" — Die Schande, an einen solchen Menschen gekettet zu sein, die Furcht, daß dies ihren Verwandten, ihrer Schwester bekannt werden könne, hatte Lätizia veranlaßt, ruhig, willenlos,

hoffnungslos in ihrem elenden Loose zu verharren. — Wohin sollte sie fliehen? Die ganze Welt war ihr verschlossen. Sie konnte nur in dem Kerker leben, in dem Alzati sie gefangen hielt, und sie hoffte, bald darin zu sterben. Das Unglück hatte sie zu früh, zu unbarmherzig, zu schwer getroffen; ihre Kraft war gebrochen.

Von London war Bianca — diesen Namen hatte Lätizia vor ihrer Verheirathung auf Alzati's Rath angenommen — mit ihrem Manne nach Paris übergesiedelt. — Sie hatte ihn ängstlich gefragt, wie sie es anfangen solle, um ihre Schwester dort zu vermeiden. Darauf hatte er geantwortet, dafür solle sie ihn nur sorgen lassen; wenn sie sich seinen Anordnungen unterwerfen wolle, so werde sie der Gräfin Daxat niemals begegnen.

„In Paris führte er mich in ein von ihm eingerichtetes Hôtel," fuhr Lätizia fort, „und dort stellte er mir im Laufe des Winters viele Männer vor, die er in das Haus zu locken verstanden hatte. Aber er war vorsichtig. Keiner von seinen Gästen hatte eine Ahnung davon, wer ich sei. Einige wollten mich ausforschen. Er hatte mich gewarnt, auf meiner Hut zu sein, hatte mich gelehrt, indiscrete Fragen ausweichend zu beantworten. Ich gehorchte ihm; denn ich glaubte noch immer, daß Dein Friede und meine Sicherheit erheischten, das Geheimniß meiner Vergangenheit und meines damaligen Lebens zu bewahren.

„Eines Abends, als Alzati bereits im Nebenzimmer am Spieltisch saß, und ich mich allein im Salon aufhielt, wurde ein neuer Gast angemeldet. Es war dies nichts Unge=

wöhnliches, und ich blickte gleichgültig nach der Thür, um den Eintretenden, wie mir dies befohlen war, willkommen zu heißen. Dieser blieb wie versteinert stehen, sobald sich die Thür hinter ihm geschlossen, und er mich erkannt hatte. Ich vermochte nicht, mich zu erheben. — Vor mir stand der Mann, den ich geliebt, der mich elend gemacht hatte. — Er war eine Minute sprachlos. Dann flog ein höhnisches Lächeln über sein Gesicht, und er näherte sich mir unbefangen, leichten, sicheren Schrittes. Ich starrte ihn an. — „Nun," sagte er leise, „da muß ich gratuliren. Die gnädige Frau haben sich in der That noch schneller über mich Unwürdigen getröstet, als ich zu hoffen gewagt hatte ... Also Bianca heißen wir jetzt? Signora Bianca Alzati!" — Er hielt inne und sah mich finster an. Dann klopfte er sich mit der geballten Faust leise die Stirn, lachte und fügte mit bitterem Hohn hinzu: „Und ich Narr spähte überall nach meiner kleinen, unschuldigen Taube, der Signorina Lea! .. Ich hätte lange suchen können!"

„Ich fühlte, daß mir die Sinne vergingen; ich glaube, ich wurde sehr bleich. Da änderte sich der Ausdruck seines beweglichen Gesichtes schnell wieder, wurde zärtlich und liebevoll, und er flüsterte sanft: ‚Ich liebe Dich noch immer; mehr als je! Sei unbesorgt, Alles wird sich aufklären, Alles zum Guten wenden. Aber sei vorsichtig, verrathe uns nicht. Ich werde Dich bald wiedersehen.'

„Alles wird sich zum Guten wenden? .. Wie? .. Ist nicht Alles unrettbar verloren? Bin ich nicht von Allen, die ich liebe, verstoßen, für immer verbannt?"

„Aber er konnte mir nicht mehr antworten. Er war

verschwunden, und ich hörte wie in einem Traume, daß er im Nebenzimmer mit lautem Jubel begrüßt würde. — ‚Sie wieder hier! Nun wird es heiter werden! Nun findet Herr Felice vielleicht seinen Meister!‘ — Und dann vernahm ich seine Stimme: ‚Va banque!‘ — Und gleich darauf helles Gelächter: — ‚Bravo Tressan! Bravo! Ein gutes Debüt!‘ — Ich bin im Glück,‘ sagte er gelassen. ‚Ich werde heute Abend noch viel mehr gewinnen, werde Ihnen Alles abnehmen, Herr Felice Alzati. Halten Sie sich tapfer!‘

„Ich wurde ohnmächtig . . .

„Mich friert,“ unterbrach Lätizia plötzlich ihre Erzählung. „Hänge mir Deinen Mantel um, Martha. — Es ist mir, als schrumpfe mein Herz zusammen, wenn ich daran gedenke, wie schändlich ich von demselben Manne wieder betrogen wurde . . .

„Tressan wurde bald der Liebling Alzati's. Er verstand es, ihn zu behandeln, wie kein Anderer. Er kam täglich in das Haus; ich sah ihn häufig, oftmals allein. Alzati hegte keinen Verdacht, schien sich an unserer Vertraulichkeit zu erfreuen, ermuthigte sie . . . Aber wozu soll ich Dir wiederholen, was ich seitdem als geplante, böse Lüge erkannt habe? — Tressan wußte mir Alles zu erklären — Alles: weshalb er sich unter falschem Namen bei meiner Mutter eingeführt, weshalb er mich plötzlich verlassen. Ich glaubte ihm. — Er hatte mich gesucht, er war elend, in Verzweiflung, dem Selbstmord nahe gewesen, weil er mich nicht gefunden. — Ich glaubte ihm, und mein thörichtes Herz jubelte! — Aber wie sollte Alles gut werden? — Er sagte mir, er werde Rath

schaffen; meine Verheirathung mit Alzati sei nicht regelmäßig; er ziehe Erkundigungen ein, werde eine Scheidung ermöglichen, ich solle nur Geduld haben; er sei von nun an verantwortlich für mein Glück. — Und ich glaubte ihm!

„Plötzlich starb Alzati, vom Schlage gerührt. Nun stand meinem Glück nichts mehr im Wege. Olivier verlangte nur, daß ich ihm Zeit lasse, einige nothwendige Formalitäten zu erfüllen. Dann sollte ich seine Frau sein: stolz, geachtet, frei, glücklich! Er übernahm es, mich mit meiner Familie wieder zu versöhnen. Er hatte großen Einfluß, kannte Dich, machte sich anheischig, Alles in Ordnung zu bringen. Aber vorher hielt er es für angethan, daß ich Paris verlasse. Ich mußte dort als Frau Alzati vergessen werden, um als Gemahlin Olivier Tressan's wieder erscheinen zu können. — Ich folgte ihm.

„Wir zogen nach Italien und lebten dort in einer kleinen, von der großen Straße abgelegenen Stadt. Ich liebte ihn von ganzer Seele; ich war sicher, bald seinen Namen zu tragen; ich vertraute ihm ganz, rücksichtslos. — Monate gingen dahin. Die Einwilligung seines Vaters, auf die Tressan mich stets vertröstet hatte, kam nicht an. Meine Fragen machten ihn ungeduldig. Ich wurde ängstlich, mißtrauisch; aber ich konnte nicht von ihm lassen. Ich liebte ihn, und er war, so glaubte ich, der Einzige, der mich Deiner wieder würdig machen konnte."

Lätizia hatte das Haupt während dieses Theils ihrer Erzählung gesenkt; aber nun richtete sie es hoch herausfordernd empor.

„Wir kehrten nach Paris zurück. — Ich war alt geworden, alt und klug.“

Sie strich sich das Haar aus der bleichen Stirn und blickte ihre Schwester mit großen Augen an.

„Lätizia!“ rief diese ängstlich.

„Sieh mich an!“ jammerte die Unglückliche. „Habe ich Böses gethan, oder hat man schlecht an mir gehandelt?“ — Sie sprach mit heiserer, von Thränen erstickter Stimme. — „Bin ich nicht schändlich betrogen worden? — War ich, ein Kind, den Ränken eines Tressan, eines Alzati gewachsen? Habe ich, als Frau etwas Anderes erstrebt, als Deiner, die ich wie eine Schwester liebe, wie eine Heilige verehrte, wieder würdig zu werden? Oh! daß meine Mutter sterben mußte! Sie hätte mich nicht verstoßen. Oh, Martha, Martha, weshalb wandtest Du Dich von mir ab?“

„Ich habe es nicht gethan. Ich habe Dich stets treu geliebt.“

„Du hast mir nicht immer vertraut!“

„Ich vertraue Dir.“

Lätizia warf die Arme um den Hals ihrer Schwester und küßte sie leidenschaftlich: „Martha! Meine einzige Schwester!“

Der Kutscher der Gräfin Daxat, der noch immer unten vor der Thür wartete, erwachte aus einem unerquicklichen Schlafe und schüttelte sich fröstelnd: „Ob es nicht eine Schande ist,“ murmelte er; „Menschen und Thiere, bei diesem Wetter, die ganze Nacht hindurch im Freien wachen zu lassen!“

Er sprang vom Bock und lief in kurzen, hüpfenden Schritten auf dem Trottoir neben dem Wagen auf und ab. Er hörte

an der benachbarten Kirche von St. Augustin fünf Uhr schlagen. Da endlich öffnete sich die Hausthür, und die Gräfin trat heraus. Er riß den Kutschenschlag für sie auf, und sie sagte mit sanfter Stimme, wie er sie nie von ihr gehört hatte:

„Es thut mir leid, daß Sie so lange gewartet haben. Ich werde es Ihnen gedenken. Melden Sie sich morgen um zwölf Uhr bei mir. — Nach Hause!“

XV.

Der nächste Tag war ein klarer, frischer Frühlingstag.

Sir Richard Harvey hatte sich von dem schönen Wetter in's Freie locken lassen und war zu einer ungewöhnlich frühen Nachmittagsstunde nach den Champs Elysées gegangen. Dort fiel sein Blick zufälligerweise auf einen alten, elend gekleideten Mann, der sich, wie Einer, der gänzlich ermattet ist, an einen Baum anlehnte. Ein Stadt-Sergeant, ein junger, kräftiger Mann, ging langsam an ihm vorüber und sah ihn mißtrauisch an. Der Alte wich dem Blick ängstlich aus, und seine Augen begegneten denen des Baronet. Der Blick war scheu, rathlos, Erbarmen erflehend, der richtige Bettlerblick, der an Einem zu kleben scheint, und den man nicht von sich abschütteln kann, bis man ihn durch eine Gabe befriedigt hat.

Sir Richard griff in die Tasche. Die Augen des alten Mannes leuchteten und wurden noch beredter: „Ich muß mich vor Dem da in Acht nehmen; er würde mich verhaften, wenn er mich betteln sähe. Aber sehen Sie, wie elend ich bin! Haben Sie Mitleiden mit mir!“ Der unruhige Blick

sagte dies Alles so deutlich, wie der Mund es hätte sprechen können. Der Baronet schritt anscheinend unbefangen weiter, bis der Polizist nicht mehr in unmittelbarer Nähe war; dann drehte Harvey sich schnell um, ging auf den alten Mann zu und drückte ihm ein großes Silberstück in die Hand.

„Gott segne Sie, mein guter, edler Herr!“ sagte der Bettler halblaut.

Sir Richard hatte während dieser kurzen Scene sein ganzes Augenmerk auf den Polizeibeamten und auf den alten Mann gerichtet; als er nun wieder um sich blickte sah er, zwei Schritte vor sich, die Gräfin Daxat stehen.

„Gott segne Sie, mein guter, edler Herr,“ wiederholte sie freundlich, gerührt.

Sir Richard erröthete. „Ich hatte keine Ahnung davon, daß Sie in meiner Nähe waren,“ sagte er verlegen.

„Das weiß ich,“ antwortete sie zuversichtlich. „Ich war soeben aus dem Wagen gestiegen und hatte mich hier gesetzt, um etwas freie Luft zu schöpfen, als ich Sie von Weitem daherkommen sah. Ich habe gute Augen, und weiß sehr wohl, daß Sie mich nicht bemerkt haben. Sie näherten sich langsam und nachdenklich — Gott weiß woran Sie immer denken! — bis Sie den alten Mann entdeckten und sich seinen Segen verdienten. Sie sehen, ich weiß Alles. — Und nun kommen Sie, und leisten Sie mir noch etwas Gesellschaft.“

Sir Richard folgte der Gräfin und blieb einige Minuten neben ihr sitzen; dann stieg diese wieder in ihren Wagen, und fuhr nach Hause, während Sir Richard seinen unterbrochenen Spaziergang allein fortsetzte.

Mehrere große Miethkaleschen, von mageren Pferden gezogen und von Kutschern in abgetragenen Livreen gelenkt, fuhren in langsamem Trabe die Champs Elysées hinauf, an ihm vorüber. Vor dem ersten dieser Wagen waren ein Paar weiße Pferde gespannt. Sir Richard sah in die Kutsche und erblickte in derselben ein hübsches, junges Mädchen im Hochzeitskleide, den Myrthenkranz im schwarzen Haar; und neben der Braut einen stattlichen jungen Mann, den Bräutigam. Der Baronet, der mit vielen Pariser Gebräuchen bekannt war, wußte, daß das am Morgen getraute Paar nun nach „der Cascade" fahre, um dort den üblichen Brautspaziergang zu machen.

„Die haben Recht gethan," sagte er vor sich hin. „Sie haben sich jung verheirathet."

Die letzten Jahre seines einsamen Lebens zogen plötzlich ungerufen vor seiner Seele vorüber. Er hatte seit langer Zeit nicht mehr an die Vergangenheit gedacht. Nun sah er sich wieder als jüngerer Mann, voller Wünsche, von denen sich keiner erfüllt hatte; voller Hoffnungen, die alle gescheitert waren. Das Herz wurde ihm schwer, als er langsam, gesenkten Hauptes, nachdenklich weiter schritt. — „Gott weiß woran Sie immer denken," sagte er vor sich hin, die Worte der Gräfin wiederholend.

In der Nähe des Arc de Triomphe wurde er von einem kleinen, ältlichen, mürrisch aussehenden Herrn begrüßt.

„Wie geht es Ihnen, Herr Bolton?" redete der Baronet ihn an.

„Ich danke Ihnen, Sir Richard," entgegnete der Ange-

redete: „ich habe nun sichere Hoffnung, daß bald Alles gut gehen wird. Mein Prozeß liegt für die nächste Session wieder vor, und mein Advocat versichert, daß ich ihn gewinnen muß. Es ist Zeit. Ich quäle mich, wie sie wissen, seit zwanzig Jahren mit der Geschichte herum. So, wie ich, ist niemals ein Mensch chicanirt worden! — Ich muß natürlich wieder nach London, um meine Interessen selbst zu überwachen. Das Klima dort sagt mir gar nicht mehr zu; aber dagegen ist Nichts zu machen. Während des Sommers entschädige ich mich: dann mache ich eine schöne Reise nach Schweden und Norwegen, und den nächsten Winter verbringe ich in Florenz. Ich möchte, ich wäre erst so weit. Die Zeit wird mir lang. — Nun auf Wiedersehen, Sir Richard! Möge es Ihnen gut gehen!"

Der kleine, mürrische alte Mann ging weiter. Sir Richard sah ihm nach. Er kannte ihn seit einigen zwanzig Jahren; und viele, viele Male hatte er dieselben Klagen von ihm gehört. Der Mann hatte in seinem ganzen Leben Nichts gethan als gegen kleine Sorgen gekämpft und sich mit kleinen Hoffnungen genährt. — „Der Kreis, in dem ich mich bewege, ist vielleicht etwas größer als der, in dem der arme Bolton sich müde geht," sagte sich Sir Richard; „aber ist mein eignes Leben, seit langen Jahren schon, nicht auch ein ganz unnützes und zweckloses?" — Er sah sich um; Wagen und Fußgänger eilten an ihm vorüber. Er spähte in allen Gesichtern: Die meisten, selbst die jungen, sahen ernst oder sorgenvoll aus: „Wozu quält sich die ganze Gesellschaft? In fünfzig Jahren ist Allen Alles Eins." — Eine eigenthümliche Müdig-

keit und Gleichgültigkeit überkam ihn. Er dachte wieder an den alten, ermatteten Mann. — Welch' elendes Leben mochte Der geführt haben, und welch' elendes Lebensende stand ihm bevor? — „Gott segne Sie, mein guter, edler Herr," hatte er ihm gesagt. Die Gräfin Daxat hatte diese Worte wiederholt. — Die Gräfin — Nun waren Sir Richard's Gedanken bei ihr: Wie schön sie war, wie klug; und wie edel und gut sie erschien! — „Die haben Recht gethan, die vorhin mit den Schimmeln vorbei fuhren. Sie haben sich jung verheirathet."

Sir Richard war am Arc de Triomphe angelangt, und wandte sich nun wieder seiner Wohnung zu. Er wollte noch einige Stunden arbeiten, und dann zu Frau von Vieuville gehen, deren Befinden ihn beunruhigte. Den Abend beabsichtigte er bei der Gräfin Daxat zuzubringen. Er vernachlässigte diese seit geraumer Zeit, oder richtiger gesagt, er machte sich zur Pflicht, sie nicht so häufig zu sehen, wie er es wünschte.

Die Gräfin hatte Sir Richard, als dieser sie zu Anfang des Winters zum ersten Male besucht hatte, wie einen alten Bekannten empfangen. Sie besaß die eigenthümliche, sichere, fürstliche Ruhe, die man bei jungen, schönen Frauen, denen Alle huldigen, nicht selten findet, und die auch ältere, erfahrene Männer nöthigt, sie, in der gewöhnlichen Unterhaltung wenigstens, wie geistig Gleichgestellte zu behandeln. Sir Richard hatte sich sehr zu ihr hingezogen gefühlt und war ein häufiger Gast in ihrem Hause geworden. Als er sich jedoch eines Tages klar gemacht hatte, daß die Gräfin seine Gedanken in außerordentlicher Weise beschäftigte, da war er sich in

der möglichen Rolle eines Verliebten kläglich und lächerlich vorgekommen und hatte den Entschluß gefaßt, die Frau, die seine Ruhe zu stören drohte, nicht häufiger zu sehen, als andere gleichgültige Bekannte. Aber es war ihm schwer geworden, diesen Vorsatz auszuführen, und er hatte sich im Laufe des Winters mehr als einmal und mit einer gewissen Beschämung gestehen müssen, daß der wahre Grund, weshalb er mit ungewohnter Regelmäßigkeit zu den Soiréen der Baronin d'Eltang gegangen, die Hoffnung gewesen war, mit der Gräfin Daxat zusammenzutreffen. Er empfand in ihrer Nähe ein eigenthümliches, unruhiges Wohlbehagen, das er nicht zu analysiren wagte, aber das seinem Herzen etwas Köstliches war.

Bald nachdem Alexis Illien die Bekanntschaft der Gräfin Daxat gemacht, hatte Sir Richard bemerkt, wie sehr sie den jungen Russen auszeichnete. Da hatte er sich einen „alten Narren" gescholten und wiederum in seiner Weisheit beschlossen, sich nicht mehr um die Gräfin zu bekümmern. — Er hatte sich einzureden versucht, daß sie ihm gleichgültig sei, und es war ihm, während der letzten Zeit endlich gelungen, sich von ihr fern zu halten. Aber er war seitdem verändert. Er hatte seine alte Arbeitslust verloren; er langweilte sich. Er empfand ein dumpfes, unbestimmbares Unbehagen, das sich des Morgens auf seine Brust lagerte, sobald er die Augen aufschlug, und ihn des Abends drückte, wenn er sich müden, schweren Herzens zur Ruhe begab. — Die Gräfin schien von seiner Verstimmung nichts zu bemerken und hatte ihn nicht ein einziges Mal gefragt, weshalb er seine Besuche bei ihr eingestellt habe. Im Allgemeinen hatte sie ihn durch Herzlich-

keit nicht verwöhnt; und ihr Gruß in den Champs Elysée „Gott segne Sie, mein guter, edler Herr," hatte ihn überrascht und ihm innig wohlgethan. Er war weit entfernt, irgend welche Hoffnung auf diese Veränderung in ihrem Benehmen zu gründen; aber nachdem er sich mit so großer Mühe von der Gräfin frei gemacht zu haben glaubte, begnügte er sich nun doch gern mit einem leichten Vorwande, um sich ihr wieder zu nähern. —

Als Sir Richard in seine Wohnung trat, überreichte ihm der Diener zwei Briefe. Er erkannte auf dem einen die Handschrift der Gräfin Daxat; der andre war von Herrn Tressan. — Was konnte sie ihm schreiben, nachdem er sie erst vor kurzer Zeit verlassen hatte? Er riß das Couvert auf. Die Gräfin bat ihn, sie im Laufe des Abends, nicht zu spät — diese drei Worte unterstrichen — besuchen zu wollen; sie erwarte einen Dienst von ihm, wolle seinen Rath haben. — Nun war Sir Richard ganz mit sich zufrieden; nun konnte er nicht mehr anders als Das thun, was man von ihm verlangte und was er so bereitwillig that. Er schrieb zurück, er werde sich um halb neun Uhr einfinden; dann las er den Brief von Tressan ganz flüchtig durch, und da er zu unruhig war, um arbeiten zu können, machte er sich auf den Weg zur Baronin Vieuville. Diese war nicht zu Hause. Der Diener sagte, sie sei vor einer Stunde ausgegangen und habe hinterlassen, daß sie bei ihrer Mutter sei und vor dem Essen nicht zurückkehren werde. — Sir Richard, der die Zeit bis zum Abend ausfüllen wollte, ging darauf zur Baronin d'Eltang. Er wurde dort nicht angenommen. Die

Frau Baronin, so hieß es, sei unwohl und empfange nicht.

Der Baronet wanderte sodann noch einige Stunden zwecklos in Paris umher. Er verirrte sich in entlegene Stadttheile und kam bei dieser Gelegenheit bis in die Avenue de l'Empereur. Dort begegnete er Herrn Olivier Tressan, der mit verstörtem Gesichte, stumm grüßend, schnell an ihm vorüberschritt. Sir Richard wandte sich nach ihm um. „Der Mann ist in den letzten Monaten um mehrere Jahre älter geworden," sagte er sich. „Er sieht schlecht aus. Was mag er in diesem Stadttheile, wo keiner seiner Bekannten wohnen kann, zu suchen haben? Und weshalb hat er mich nicht angeredet, nachdem er mir heute früh geschrieben, er wünsche mich zu sprechen?"

Pünktlich um halb neun Uhr ließ sich Sir Richard bei der Gräfin Daxat anmelden; Sie war allein und kam ihm mit ausgestreckten Händen entgegen. „Es ist sehr freundlich von Ihnen, daß sie gekommen sind," sagte sie.

Sir Richard bemerkte, daß die so ruhige und kalte Frau ungewöhnlich aufgeregt war.

„Sie kamen heute wie vom Himmel gesandt," fuhr sie fort sobald er sich gesetzt hatte. „Ich war vollständig rathlos als ich Sie in den Champs Elysées antraf. Sie haben davon Nichts bemerkt. Sie denken immer an Gott weiß Was, und bemerken höchstens diejenigen, die Ihnen hülfsbedürftig erscheinen. — Sobald ich zu Hause war, fiel mir plötzlich ein, daß Sie, von allen Menschen, die ich kenne, Derjenige sind, zu dem ich das größte Vertrauen habe, und den ich deshalb in einer schwierigen Sache um Rath fragen will."

Und nach dieser überraschenden Einleitung, und ohne dem Baronet Gelegenheit zu geben, ein Wort einzuschalten, erzählte sie die Geschichte ihrer Schwester und die gestrige Zusammenkunft mit ihr. Sie faßte sich dabei ganz kurz und sie sprach schnell, das Gesicht dem Feuer zugewandt, ohne den Baron anzublicken.

„Die Sachlage ist demnach folgende," schloß sie, nachdem sie ungefähr zehn Minuten gesprochen hatte: „Meine Schwester ist schändlich hintergangen worden. Von den beiden Männern, die ihr Elend verschuldet haben, ist der eine todt, der andre ein Nichtswürdiger. Ich bin fest entschlossen, meine Schwester nicht zu verlassen; aber ich will nicht unbesonnen handeln, und Das, was ich thue, so thun, daß meiner Schwester sowohl wie mir daraus möglichst wenig Unannehmlichkeiten erwachsen. Ganz wird dies nicht zu vermeiden sein. Darauf bin ich gefaßt. Das Lächeln und Zischeln meiner zahlreichen Bekannten soll mich nicht abhalten, meine Pflicht zu thun! Aber von meinen wenigen Freunden möchte ich gewürdigt sein. — Und nun frage ich Sie: wie habe ich zu handeln, um mich möglichst ungestraft mit meiner Schwester wieder zu vereinigen?"

Harvey war nicht sofort mit einer Antwort bereit und streichelte sich nachdenklich das Kinn. Sie blickte zu ihm auf und beobachtete eine Secunde sein stilles, ernstes Gesicht.

„Billigen Sie, was ich zu thun beabsichtige?" fragte sie argwöhnisch.

„Unbedingt!" antwortete er schnell und entschieden.

„Nicht wahr, ich habe Recht?" rief sie.

Es schien ihm, als beherrsche sie eine große Aufregung nur mit Mühe, und könne jeden Augenblick in Thränen ausbrechen.

„Soll ich aus Eitelkeit, aus Selbstsucht, aus Feigheit meine unglückliche Schwester nun auch verlassen?“ fuhr sie leidenschaftlich fort. „Können Sie mir dies anrathen?“

Es lag beinah ein Vorwurf in ihrer Stimme. — Harvey schüttelte verneinend das Haupt.

„Aber was soll ich thun? Geben Sie mir einen Rath! Soll ich meine Schwester zu mir nehmen, und in Paris bleiben? Soll ich mit ihr verreisen, oder Frankreich ganz verlassen, nach Italien oder England übersiedeln? — So sprechen Sie doch!“

„Sie lassen mir ja nicht Zeit dazu, liebe Gräfin,“ sagte er freundlich.

Sie blickte ihn mit Thränen in den Augen an. Sie war seit der Unterredung mit ihrer Schwester noch nicht zur Ruhe gekommen. Tausend Gedanken hatten ihr Gehirn belagert und verwirrt. Nicht einen Augenblick hatte sie in dem Entschluß, sich wieder mit Lätizia zu vereinigen, gewankt; aber die wahrscheinlichen und möglichen Consequenzen eines solchen Schrittes hatten sie erschreckt. — Sie legte großen Werth auf den hervorragenden Platz, den sie in der Pariser Gesellschaft einnahm; es wurde ihr schwer, sehr schwer, demselben zu entsagen. Sie hatte sich bereits geächtet, verbannt, vereinsamt gesehen. Sir Richard's Haltung ihr gegenüber, seine Ruhe noch mehr als seine Zustimmung, war ein großer Trost für sie. — Die Sache war vielleicht gar nicht so schlimm, wie sie

gefürchtet hatte. — Weshalb sollten nicht die Besten unter ihren Bekannten und Freunden ebenso wohlwollend urtheilen wie der Baronet? — Sie fühlte sich plötzlich erleichtert und athmete tief auf. Sie hatte mit Anstrengung aller Kräfte die Last getragen, die sie sich seit gestern auferlegt; nun, da ihr diese unerwartet abgenommen wurde, überkam sie eine Schwäche. Sie hauchte ganz leise: „Ach Gott," und blieb eine Weile mit geschlossenen Augen wie ohnmächtig sitzen.

Harvey hatte dies nicht bemerkt. Er war ein gewissenhafter Mann, der, wenn er einen Rath gab, wirklich bedacht war, guten Rath zu geben. Er saß nachsinnend da und blickte vor sich nieder. Als er die Augen wieder aufschlug, begegnete sein Blick dem der Gräfin, der mit einem Ausdruck dankbarer Rührung auf ihm ruhte.

„Nun," sagte sie unter Thränen lächelnd, „nun bin ich ruhig und lasse Sie sprechen. — Was haben Sie mir zu sagen?"

Dem Baronet war in der Erzählung der Gräfin besonders ein Punkt aufgefallen: Ihre Schwester war dieselbe Frau, um deren Hand Alexis Illien sich bewarb, und über die René Lemercier einen so überraschend günstigen Bericht erstattet hatte. — Harvey hatte seinem alten Freunde Woikoff versprochen, Illien vor der Verheirathung mit einer Frau zweifelhaften Rufes zu warnen; aber er hatte dies Versprechen unter der Voraussetzung gegeben, daß Frau Alzati eine unwürdige Person sei. Wenn diese Annahme sich als eine irrige erwies — und daß dem so sei, dafür sprachen Illien, Lemercier und die Gräfin — so war dem Grafen Woikoff vielleicht der Vorschlag zu machen, seine Einwilligung zu der Verheirathung

seines Neffen mit der Schwester der Gräfin Daxat zu geben. Sir Richard wußte, daß Woikoff, wie viele vornehme Russen, außerordentlich wenig Vorurtheile habe, und daß man bei ihm sicherlich nicht auf principiellen Widerstand stoßen werde. Wenn es möglich war, Woikoff zu überzeugen, daß Frau Alzati nicht weniger Garantien als eine Andre biete, den Namen einer Gräfin Illien in Zukunft mit Ehren zu tragen, so war Woikoff der Mann, ihre Vergangenheit zu ignoriren. — Aber die Gräfin Daxat selbst hatte Illien ausgezeichnet. Kannte sie das Verhältniß des jungen Russen zu ihrer Schwester?

„Meine liebe Gräfin," sagte Harvey, „anstatt Ihnen eine Antwort zu geben, möchte ich zunächst einige Fragen an Sie richten. Sie haben über die Angelegenheit, die mir noch ganz fremd ist, bereits nachdenken können. Sagen Sie mir, welche Ansichten Sie haben, dann kann ich mit meinem Rathe vielleicht besser helfen."

Aber die Gräfin antwortete, sie sei verwirrt, habe noch keinen Entschluß gefaßt; und erst nach langem zwecklosem Hin- und Herreden konnte Sir Richard endlich andeuten, daß es die Schwierigkeit der Lage sehr verringern werde, wenn Frau Alzati sich wieder verheirathen sollte.

„Ich habe zufällig in Erfahrung gebracht," sagte Harvey, „daß ein ehrenwerther Mann sich um die Hand Ihrer Frau Schwester bewirbt."

„Sie sprechen vom Grafen Illien," entgegnete die Gräfin ruhig. „Ich höre, daß sein Onkel sich der Heirath widersetzt, und daß meine Schwester selbst wenig geneigt scheint, darein zu willigen."

„Wenn Sie glauben, daß die jungen Leute sich lieben," meinte Harvey, „so kann diese Schwierigkeit vielleicht überwunden werden. Ich könnte an den Grafen Woikoff schreiben. — Wollen Sie gleichzeitig mit Ihrer Schwester sprechen?"

„Es ist besser, zunächst den Entschluß ihres Freundes abzuwarten," antwortete Martha. „Meine Schwester darf nicht der Gefahr ausgesetzt werden, zu hören, daß irgend Jemand sie für unwürdig hält, einem Ehrenmanne ihre Hand zu reichen."

„Sie sind eine treue Schwester," sagte Harvey.

Sie sah ihn dafür dankbar an und gab ihm die Hand.

Im ferneren Verlauf des langen Gesprächs verständigten sich Harvey und die Gräfin darauf über folgende Punkte: Die Gräfin sollte am nächsten Tage nach der Bretagne zu der verwittweten alten Marquise de Drieux reisen. Diese lebte einsam auf ihrem Schlosse, und hatte, bei vielen Absonderlichkeiten, stets eine große Vorliebe für ihre schöne junge Schwägerin gezeigt. Die Gräfin wollte sich ihr unverhohlen anvertrauen und sie um die Erlaubniß bitten, ihr mit Lätizia einen langen Besuch abstatten zu dürfen. Wurde dies gewährt, so wollten die beiden Schwestern, fern von Paris, Antwort auf den Brief an den Grafen Woikoff abwarten, den Harvey sofort zu schreiben versprach. Jedenfalls mußte der Versuch gemacht werden, sich des Beistandes der Marquise zu versichern. Die Gräfin hoffte zuversichtlich, daß ihr dies gelingen werde.

„Meine Schwägerin ist eine herzensgute Frau," sagte sie. „Das Gerede der Welt kümmert sie wenig. Sobald sie

erfahren hat, wie schwer und unverschuldet meine Schwester gelitten, wird sie sich ihrer annehmen."

Harvey übernahm eine andre, nicht gerade angenehme oder leichte Mission; nämlich die, mit Tressan zu sprechen und diesen zu veranlassen, Frau Alzati in Zukunft gänzlich zu meiden und Alles zu thun, was ein anständiger Mensch thun kann, um einen von ihm begangenen Fehler wieder gut zu machen, oder wenigstens dessen üble Folgen zu lindern.

„Offen gestanden," sagte Harvey dazu, „lege ich keinen hohen Werth auf ein Versprechen des Herrn Tressan. Am besten wäre es, Ihre Schwester lebte gar nicht in derselben Stadt wie dieser Mensch. — Vielleicht zieht sie nach Rußland — oder Herr Tressan verläßt Paris. Das Alles wird sich im Laufe der Zeit von selbst ordnen. Ich werde Herrn Tressan morgen früh sehen. Er hat mir seinen Besuch angezeigt."

Er war in einen ruhigen, geschäftsmäßigen Ton verfallen, der der Gräfin Daxat, sie wußte nicht warum, großes Vertrauen einflößte.

„Sie werden Alles gut ordnen," sagte sie. „Ich bin glücklich, einen Freund zu haben, wie Sie." — Sie schwieg eine Weile und setzte dann verlegen hinzu: „Ich fürchte, mein Benehmen Ihnen gegenüber hat nicht immer deutlich genug gezeigt, daß ich Sie nach Verdienst zu würdigen weiß. Sie haben heute bereits viel Gutes gethan. Machen Sie einen guten Schluß: Verzeihen Sie mir."

„Meine liebe, hochverehrte Gräfin!" rief er und reichte ihr die Hand

„Gott segne Sie, mein guter Herr!" sagte sie leise und

freundlich, die am Morgen gehörten Worte noch einmal wiederholend.

XVI.

Herr Olivier Tressan hatte seit einiger Zeit bereits und ohne daß er es ahnte, aufgehört, sich des vollen Vertrauens seines getreuen Dieners Franz Lecouvreur zu erfreuen. Unangenehme Gerüchte waren diesem zu Ohren gedrungen und hatten ihn sehr nachdenklich gemacht. Seine Kameraden, die Kammerdiener der Riancourt, Desgremont, Ashton und anderer ausgezeichneten Mitglieder der Gesellschaft, in der Tressan jahrelang im hellsten Lichte geglänzt hatte, äußerten sich jetzt bedenklich und nickten bedeutsam, wenn der jüngst noch so hochverehrte Name „Tressan" in ihrer Gegenwart ausgesprochen wurde.

„Wenn ich Ihnen meinen Rath geben darf, mein Lieber," hatte Riancourt's Diener, Felix Barat, neulich vertraulich geäußert, „so halten Sie Ihren Herrn etwas kurz. — Er rechnet hoffentlich monatlich mit Ihnen ab?"

„Ganz regelmäßig."

„Dann geht Sie die ganze Geschichte nicht viel an; aber ich habe doch nicht verfehlen wollen, Ihnen einen freundschaftlichen Wink zu geben."

Lecouvreur hatte darauf Erkundigungen eingezogen und in Erfahrung gebracht, daß man sich im Café Anglais, bei Bignon und im „Cercle" ganz unverhohlen erzähle, Olivier Tressan sei ruinirt. Er hatte während des Winters, so

sagte man, bedeutende Summen verloren, und man wußte, daß seine Schulden nicht pünktlich und nicht vollständig gedeckt worden waren. Seit einigen Tagen schien er im Glück. Aber was hatte das zu bedeuten? Ein Mann, der nun, wie Tressan, auf seinen Gewinn beim Spiel angewiesen schien, um seinen Verpflichtungen nachzukommen, konnte nicht mehr für einen „homme sérieux" gelten.

Franz äußerte sich diesen und ähnlichen Mittheilungen gegenüber nur höchst vorsichtig. Er wollte sich nicht unnütz compromittiren. Alles in Allem war sein Platz noch immer ein vorzüglicher, und seine Absicht war, so lange wie möglich in demselben zu verharren. Schlimmsten Falls riskirte er einen kleinen Theil seines Lohnes und die unbedeutende Summe, die er im Laufe eines Monats für Bagatellen auszulegen pflegte, zu verlieren. Dies Risiko wollte er tragen. „Für ein paar hundert Franken ist Herr Tressan mir noch gut," sagte er sich. Er beschloß jedoch, ihn in Zukunft etwas schärfer zu beobachten, als er bisher für nöthig gehalten hatte.

Tressan kam jede Nacht sehr spät nach Hause. Daran war Lecouvreur seit Jahren gewöhnt. Aber während sich sein Herr früher immer gleich zu Bett gelegt hatte, blieb er seit einiger Zeit häufig noch eine Stunde oder länger wach. Was trieb er? — Daß er las oder schrieb war höchst unwahrscheinlich. Franz wollte sich Gewißheit verschaffen, und eines Abends, nachdem sein Herr ihn wieder mit den Worten entlassen hatte: „Sie können schlafen gehen; ich bedarf Ihrer nicht mehr", kehrte Lecouvreur nach einer Weile zurück,

um seinen Herrn zu überraschen. Er hatte sich einen plausiblen Vorwand ausgedacht, der sein Zurückkommen erklären sollte, und legte die Hand zuversichtlich auf die Klinke der Thür zum Salon. Er fand sie von innen verschlossen, und er hörte seinen Herrn betroffen und ärgerlich zugleich ausrufen:

„Wer ist da? Was giebt es?“

Lecouvreur antwortete, er habe vergessen, den Kaminvorsatz vor das Feuer zu rücken; er fürchte, der Teppich könne anbrennen.

„Ich werde danach sehen; gehen Sie zu Bett!“ rief Tressan, ohne die Thür zu öffnen, ungeduldig zurück.

Franz blickte durch das Schlüsselloch. Er sah gerade vor sich einen mit Spielkarten bedeckten Tisch. Tressan war aufgestanden und lehnte sich mit der einen Hand darauf. Sein Gesicht war der Thür zugewandt, hinter der der Diener ihn beobachtete; aber es war im Schatten, und Lecouvreur konnte den Ausdruck desselben nicht erkennen.

„Legt er sich eine Patience, um zu sehen, ob er Glück haben wird?“ fragte sich Franz.

Er durchstöberte am nächsten Tage alle Kasten und Schubladen im Zimmer seines Herrn, aber es war ihm nicht möglich, die Karten wiederzufinden. — Tressan hatte nicht die Gewohnheit, seine Sachen zu verschließen. Er ließ Briefe aller Art, Mahnbriefe und Liebesbriefe sogar, Rechnungen, baares Geld umherliegen. Was konnte ihn veranlassen, gerade die Karten zu verbergen? — An seinem Bureau war eine einzige kleine Schublade, die nicht offen stand und zu der er den Schlüssel an seiner Uhr trug. Lecouvreur ver=

muthete, dieselbe enthalte Briefe von verheiratheten Frauen. Das war ihm vollständig gleichgültig; er war nicht neugierig. Sein Herr mochte sich amüsiren, wie es ihm gefiel. Aber weshalb verbarg er Spielkarten? — Herr Franz Lecouvreur wurde nachdenklich; er consultirte jedoch Niemand und behielt seine Entdeckung für sich. Er wollte sich bis zum letzten Franken, den ihm sein Herr geben konnte, als ein zuverlässiger Mensch bewähren.

Der Dienst bei Tressan war nie leichter und angenehmer gewesen, als gerade jetzt. Im Hause war nur wenig zu thun; außerhalb desselben beinahe gar nichts. Das kleine Hôtel in der Avenue de l'Empereur sogar, das zu Anfang des Winters viel kostbare Stunden des Herrn Lecouvreur in Anspruch genommen hatte, war seit Monaten vernachlässigt. Franz konnte sich jetzt damit begnügen, jede Woche einmal einen Spaziergang dorthin zu machen, um die Zimmer zu lüften und den Staub von den Möbeln zu wischen. Er that dies mit großer Regelmäßigkeit, nachdem es ihm einmal von seinem Herrn befohlen worden war. — Da Herr Tressan selten vor elf Uhr aufstand, wogegen Franz immer schon um sieben Uhr auf den Beinen war, so hatte dieser sich zur Regel gemacht, jeden Freitag früh nach der Avenue de l'Empereur zu gehen. Er war ein flinker Bursche und wußte es so einzurichten, daß er dann um zehn Uhr bereits, eine gute Stunde ehe sein Herr zu klingeln pflegte, wieder in der Rue de Courcelles war.

Eines Morgens, zwei Tage nachdem Frau von Vieuville erfahren, daß Olivier Tressan um die Hand ihrer Schwester

Anna angehalten hatte, und an demselben Tage, an dem Harvey mit der Gräfin Daxat in den Champs Elysées zusammentraf, wurde Franz, bald nachdem er die Briefe und Zeitungen in das Schlafzimmer seines Herrn getragen hatte, von diesem zurückgerufen.

„Ist in der Avenue de l'Empereur Alles in Ordnung?“ fragte Herr Tressan.

„Ich komme soeben von dort zurück. Alles ist in Ordnung.“

„Sehr wohl. Erwarten Sie mich dort um drei Uhr. . . Das Coupé wird ebenfalls kommen.“

„Zu Befehl.“

Franz entfernte sich wieder, und Tressan sprang aus dem Bette und kleidete sich hastig an. Er war sehr übler Laune.

„Daß es ihr gerade heute einfallen muß, mich sehen zu wollen,“ murmelte er vor sich hin. „Als ob ich nicht mehr zu thun hätte, als mich um solche Kindereien zu bekümmern! Es wird eine Scene geben. Das fehlt gerade noch. — Ich weiß nicht, wo mir der Kopf steht.“

Es ging ihm in der That viel im Kopfe herum. Franz Lecouvreur's Kameraden hatten seine Lage richtig beurtheilt. Herr Olivier Tressan war ruinirt. Das datirte weder von gestern noch von vorgestern. Es war eine Sache, die sich seit langen Monaten vorbereitete. Herr Tressan hatte die Katastrophe kommen sehen. Er hatte manchmal die Augen geschlossen, sich zu betäuben, zu vergessen versucht; aber in Zwischenräumen, die kürzer und kürzer wurden, mußte er nun um sich blicken, und dann sah er schaudernd, dicht vor seinen Füßen, die schwarze, gähnende Kluft, die ihn zu verschlingen

drohte. — Alles verrieth ihn: das Glück, seine Gläubiger, seine Genossen und Freunde. Er las Mißtrauen, Uebelwollen in allen Blicken. — Wollte Niemand ihm eine helfende Hand reichen, Niemand ihn vom Rande des Abgrunds zurückreißen? — Er war nun dahin gekommen, wie er an jenem Abend in den Champs Elysées, nachdem Bianca ihm Geld geliehen, dunkel geahnt hatte. — Die Geduld seiner Gläubiger war erschöpft; ihre Forderungen wurden immer ungestümer. Das Geld, welches Bianca ihm gegeben, war verschwunden. Eine andere, ebenfalls bedeutende Summe, die ihm ein Wucherer geborgt, dem er das Halsband der Baronin d'Eltang als Unterpfand anvertraut hatte, war in einer Nacht verspielt worden. Sein Vater, der bescheiden und geachtet in einer kleinen Provinzialstadt lebte, wollte nichts mehr von seinem ungerathenen Sohne wissen und ließ alle Briefe, in denen dieser um Unterstützung bat, unbeantwortet. Freunde hatte Herr Tressan nie gehabt. Diejenigen, die sich so nannten, „bedauerten unendlich, augenblicklich selbst in großer Geldverlegenheit zu sein", oder waren im günstigsten Falle bereit, bescheidene Summen, die Tressan so gut wie nichts nützen konnten, zu seiner Verfügung zu stellen. Bianca war, um Tressan's eigenen Ausdruck zu gebrauchen, „abgenutzt". Marie kam nicht in Betracht. Sie hatte sehr viel Liebe zu seiner Verfügung; dafür hatte Herr Tressan keine Verwendung. Er mußte Geld haben. — Wie schade, daß Marie nicht ihre eigene Herrin war; wie ungerecht das Gesetz, welches dem Baron, ihrem Gemahl, gestattete, die Verwaltung und Verwendung ihres Vermögens zu überwachen!

Seit mehreren Tagen gewann Tressan beim Ecarté; aber die Summen waren nicht groß. Er fand nicht so kühne Gegner, wie er wünschte. Und dann hatte er am gestrigen Abend wieder bedeutend verloren, als er nach dem Ecarté an den großen Tisch gegangen war, an dem Desgremont und Ashton eine starke Bank Macao legten. Tressan hatte Cheques über Cheques ausgeschrieben, welche jetzt im Besitz der beiden vornehmen Spieler waren. Zum ersten Male in seinem Leben hatte der kaltblütige Tressan nach der Partie nicht einmal abgerechnet und wußte nicht, wieviel er schuldete. Er erinnerte sich, einen großen Cheque für zehntausend Franken und viele kleine ausgestellt zu haben. Desgremont hatte sie nach der Partie nachlässig vor sich hingeschoben, als erwarte er, daß Tressan sie zusammenzähle. Als dieser unbeweglich sitzen geblieben war, hatte der glückliche Spieler die Papierchen zusammengeknifft, gähnend in seine Brieftasche gesteckt, war aufgestanden und hatte den Saal verlassen, um nach Hause zu gehen.

„Er hat wenigstens zwanzig- bis fünfundzwanzigtausend Franken," sagte sich Tressan; „und Ashton vielleicht zehn- bis fünfzehntausend. Verwünscht sei ihr Glück! Ich muß zu Beiden gehen und sie um Aufschub bitten. Und wenn sie ihn gewähren, woran ich nicht zweifele, was dann morgen?.. Und wenn sie sofortige Zahlung verlangen, wozu sie berechtigt sind? . ." Es schüttelte ihn wie im Fieber. „Und Marie ist im Stande, sich zu wundern, wenn ich bei ihren kindischen Klagen die Geduld verliere!"

Er trank eine Tasse Thee, ohne im Stande zu sein

auch nur einen Bissen dazu zu genießen, ließ den Kutscher rufen und bedeutete diesem, mit dem Coupé um halb drei Uhr an einem ihm bekannten Orte, in der Nähe der Champs Elysées, auf eine Dame zu warten. Sodann machte er sich auf den Weg zu Desgremont und Ashton. Während des Gehens wurde ihm der Gedanke, sich an diese mit einem Gesuche zu wenden, immer unangenehmer. Er wollte zunächst noch Versuche machen, Geld für sie aufzutreiben. Er ging zu dem Wucherer, der ihm auf das Halsband der Baronin d'Eltang zwanzigtausend Franken geliehen hatte. Der Schmuck war über das Doppelte werth, aber der vorsichtige Geldleiher wollte nicht einen Franken mehr darauf borgen.

„Es wäre mir sogar recht lieb, Herr Tressan", sagte er, „wenn Sie mir das Ding wieder abnähmen. Es ist das erste Mal in meinem Leben, daß ich einem Cavalier auf ein solches Pfand leihe. Die Sache genirt mich. Sie mag ganz correct sein; aber sie paßt mir nicht in mein reinliches Geschäft. — Ich will Ihnen etwas sagen: bringen Sie mir fünfzehntausend Franken, und ich gebe Ihnen das Collier zurück, und nehme für die restirenden fünftausend Franken Ihren Wechsel. Sie sehen, ich habe Lust, mir die Geschichte vom Halse zu schaffen."

Tressan begriff, daß bei dem Manne nichts auszurichten sei, und verließ ihn wieder. Sein Weg führte ihn nach dem Boulevard Haußmann. Unwillkürlich näherte er sich dem Hause, in dem Frau Alzati wohnte. Er wußte nun, daß sie ihn durchschaute, und hatte sich nicht wieder zu ihr gewagt, nachdem er sich Geld von ihr geborgt hatte; aber

sie war am Ende die Einzige, die ihm noch helfen würde. Er gab sich nicht die Mühe, vorher eine Geschichte für sie auszudenken; er verließ sich auf sein erfinderisches Gehirn, um im Laufe des Gesprächs mit ihr das zu finden, was er ihr sagen wollte.

Er klingelte; aber nicht so zuversichtlich wie früher. Es fiel ihm dies ein, während der halben Minute, die er vor der Thür zu warten hatte, ehe der Diener öffnete. Das Gefühl, das ihn dabei überschlich, war ein bitteres. Ja, es war in den letzten Monaten recht schlimm gekommen; er hatte während derselben viel einbüßen müssen. — Und warum? Was hatte er verbrochen? War er schlechter, als seine Freunde und Genossen? — Sie spielten, heuchelten, logen, lebten wie er. — Sie waren reicher oder hatten mehr Glück als er. Das war der einzige Unterschied zwischen ihnen und ihm.— Er kam sich plötzlich wie ein vom Schicksal grausam und ungerecht Verfolgter vor, und war auf gutem Wege sentimental zu werden.

Die Thür zur Wohnung der Frau Alzati wurde geöffnet, und der wohlbekannte alte Diener stand vor ihm. Aber er machte nicht ehrerbietig Platz wie früher, sondern sagte, in der Thür stehen bleibend und Tressan gewissermaßen den Eingang versperrend: „Die gnädige Frau ist nicht zu Hause."

Tressan erinnerte sich des Tages, an dem er gehört hatte, wie Illien mit demselben Bescheide abgefertigt wurde. Er fühlte sich gedemüthigt und entfernte sich, ohne ein Wort zu sagen.

Er hatte an Bianca als an seine letzte Hoffnung gedacht.

Aber es war nicht die allerletzte; es blieb ihm noch manches Andere. Er nahm eine Droschke und fuhr nach der Rue de l'Université, zu Harvey. Er hatte sich von diesem nur einmal Geld geborgt und seine Schuld zurückbezahlt. Der englische Baron war reich, gutmüthig, gefällig. Tressan wollte versuchen, eine große Anleihe bei ihm zu machen; und gelang ihm dies, so wollte er während einiger Monate dem Spiele ganz entsagen — wenigstens dem gefährlichen Macao. — Ecarté war eine andre Sache; da fühlte er sich mehr Meister seines Glücks. — Und vor nächstem Winter wollte er verheirathet sein: mit einer reichen Frau. Er athmete wieder freier auf; es war ihm, als habe er das Geld, das er sich von Harvey zu borgen beabsichtigte, bereits in der Tasche.

Sir Richard war nicht zu Hause.

Tressan wollte sich gewissermaßen binden, den Entschluß, den er nun gefaßt hatte, auszuführen. Er ließ sich von Harvey's Diener Papier und ein Couvert geben und schrieb auf, er werde sich am nächsten Morgen wieder vorstellen, er habe Sir Richard um eine Gefälligkeit zu bitten. — Dies Alles verschaffte ihm noch nicht das Geld, das er für seine Gläubiger von gestern Abend gebrauchte — aber bei diesen wollte er sich durch einen beliebigen Vorwand entschuldigen. Sie mochten ahnen, daß es ein Vorwand wäre — darüber mußte er sich, wie über so manches Andere, hinwegsetzen. Er wußte, mit wem er diesmal zu thun hatte: mit vornehmen Leuten, die ruhig für sich behalten würden, was sie über ihn denken mochten.

Es war über diese verschiedenen Gänge halb drei Uhr

geworden. Tressan ließ sich nach dem Trocadero fahren, stieg dort aus und begab sich zu Fuß nach der nah' gelegenen Villa in der Avenue de l'Empereur. Franz war auf seinem Posten, die Baronin noch nicht angekommen.

Tressan ging in den kleinen warmen Salon und wartete wenige Minuten. Dann hörte er einen Wagen vor der Thür halten, und gleich darauf vernahm er, daß Marie die Treppe heraufstieg. Sie ging langsam. Ihr Schritt war nicht mehr so leicht und elastisch wie er ihn früher gekannt. — Tressan öffnete die Thür und ging ihr entgegen. Sie schritt, dicht verschleiert, stumm an ihm vorüber und trat in das Zimmer. Dort ließ sie sich auf einen Sessel fallen, und blieb eine Minute, die Tressan sehr lang erschien, unbeweglich sitzen.

„Wollen Sie nicht den Hut abnehmen?" fragte Tressan verlegen.

Sie würdigte ihn keiner Antwort, aber hob langsam den dunkeln Schleier in die Höhe und zeigte ihr bleiches, abgehärmtes Antlitz.

Tressan wich erschrocken einen Schritt zurück. Sie sah ihn fest an. „Sie scheinen etwas ermüdet," murmelte er.

„Was haben Sie aus mir gemacht?" fragte sie mit einer Stimme, die ihm ganz fremd erschien, so hohl und heiser klang sie.

Er hatte eine Scene vorausgesehen. Es war ihm unangenehm; aber er fürchtete sich davor nicht. Er gehörte nicht zu jenen Männern, denen Frauen Furcht einflößen können. — Das Verhältniß mit Marie war seit geraumer Zeit ein unerquickliches; er hatte schon mehrere Male die

Absicht gehabt, es zu lösen. Er war durchaus nicht abgeneigt, die erste passende Gelegenheit zu ergreifen, um einen vollständigen Bruch herbeizuführen. Er würde auf ihre Frage eine harte Antwort gegeben haben, und war um eine solche nicht verlegen, denn er konnte rücksichtslos bis zur Grausamkeit sein; aber sogar in seinem Herzen regte sich Etwas wie Mitleid beim Anblick des armen, schwachen Wesens, das ohnmächtig und krank vor ihm saß. „Ich muß der Sache schnell ein Ende machen,“ sagte er sich. „Es ist für die Frau selbst am besten. Die Aufregung schadet ihr.“ — Und mit dem Tone eines barmherzigen Samariters wandte er sich an sie:

„Meine liebe Marie, ich habe Ihre Ruhe nicht stören wollen, und dies ist der Grund, weshalb ich Sie seit geraumer Zeit nicht gebeten habe, mir Gelegenheit zu geben, Sie allein zu sprechen. Ich sah, daß Sie beunruhigt, daß Sie leidend waren, und hielt es deshalb für meine Pflicht, den großen Wunsch, Sie zu sehen, gewaltsam bei mir zu unterdrücken. Es ist mir nicht leicht geworden, dies durchzuführen . . . aber davon will ich nicht weiter sprechen. Ich bin stark genug, meine Schmerzen allein zu tragen, und Sie sollen darunter nicht mitleiden.“

Sie sah ihn verwundert, sprachlos an.

„Ich weiß ganz genau, was Sie heute hierherführt,“ fuhr er mit vollkommener Ruhe fort. „Sie haben durch Ihre Mutter erfahren, daß ich um die Hand Ihrer Schwester angehalten habe.“

Sie zuckte zusammen, und bog sich in den Sessel zurück,

wie um die Entfernung zwischen ihm und ihr größer zu machen. Er bemerkte dies, aber ließ sich nicht stören. Seine wohlgesetzte Rede floß ruhig und klar weiter, als habe sie kein Hinderniß angetroffen.

„Ich bin Ihnen und mir schuldig, jede Aufklärung über diesen Punkt zu verweigern. Sie werden die Motive, denen ich gehorchte, als ich diesen für mich höchst peinlichen Schritt that, nicht verstehen oder nicht billigen. Wir sind zwei verschiedene Naturen, meine liebe Marie. — Ich glaube, ich kenne Sie; — ich bin ganz sicher, daß Sie mich nicht kennen, die Tiefe meiner Leidenschaft nicht ermessen, und deshalb die Opfer, die ich ihr zu bringen bereit bin, nicht begreifen."

Er machte eine abwehrende Bewegung mit der Hand, gleichsam als verscheuche er ein Bild, das sich seinem Geiste darstellte und sagte dazu mit schmerzlicher, vollkommener Resignation: „Auch davon will ich nicht sprechen."

Marie hatte sich nach vorn gebeugt. Sie stützte sich mit den kleinen abgemagerten Händen auf die Lehnen des Sessels, und blickte ihn starr an. Er wollte salbungsvoll fortfahren; sie unterbrach ihn.

„Wollen Sie mir zu verstehen geben," sagte sie ganz langsam, gleichsam als wäge sie jedes einzelne Wort, bevor sie es aussprach, „daß Sie aus Liebe zu mir, der Gemahl meiner Schwester zu werden beabsichtigten?"

Er hatte wie gewöhnlich, auf's Gerathewohl gesprochen, sich wie immer auf seine Geschicklichkeit verlassen, um im Laufe des Gespräches einen Punkt auszufinden, an dem er nach dem

vorgesteckten Ziele einbiegen könnte. Nun war ihm, als sei der Weg vor ihm auf einmal versperrt; er wußte nicht mehr wo hinaus, wie sich drehen und wenden; und obgleich er fühlte, daß er einen Fehler beging, so nickte er stumm und bedeutsam zu der Frage, die Marie ihm gestellt hatte.

„Also so tief bin ich gesunken," sagte sie leise, wie zu sich selbst sprechend. — Aber plötzlich, in wenigen Secunden ging eine beängstigende Verwandlung in ihr vor. Das Blut schoß ihr heiß in das bleiche Gesicht und machte es erglühen; ihre Augen sprühten Zorn.

„Sie lügen!" rief sie.

Es traf ihn wie ein Schlag in's Gesicht, und er taumelte zurück. Sein Antlitz wurde von jäher Röthe übergossen und gleich darauf todtenbleich. Er sah sie mit durchbohrenden Blicken an; dann, als habe er einen heroischen Sieg über seinen Zorn davongetragen, griff er nach seinem Hut, um sich zu entfernen. Sie sprang in die Höhe und stellte sich vor die Thür.

„Nein!" rief sie: „Du entgehst mir nicht!" Ihre Stimme war gebrochen; aber eine furchtbare, eine wahnsinnige Energie sprach aus jedem Ton, aus jeder Geste.

Er blieb mitten im Zimmer stehen. Er hatte seine innere Ruhe bereits wieder gewonnen, war vollständig Herr seiner selbst, obschon er es für gerathen hielt, noch die äußeren Anzeichen tiefster Erregung und Entrüstung zu bewahren.

„Was bedeutet diese Komödie?" fragte er kalt, aber mit zitternder Stimme, damit sie merke, wie sehr er sich beherrsche, wie schwer es ihm werde, seine Ruhe zu behaupten. Und

nach einer Kunstpause setzte er mit bitterm Hohne hinzu: „Fürchten Sie nicht, daß ich verschwinde, ohne das Halsband zurückgegeben zu haben . . . Ich eile, es zu holen."

„Oh!" sagte sie schmerzlich, langgedehnt, mit beiden Händen eine abwehrende Geste machend, als wollte sie solch' ungeahnte Erbärmlichkeit von sich abwehren. — Er hatte noch den Muth, das Lächeln auf seinen Lippen zu bewahren.

Sie aber hörte und sah nichts mehr. Ob er jetzt spottete, spielte, heuchelte, log, war ihr gleichgültig. Nichts kümmerte sie mehr. Wenn ihr Gatte, ihre Mutter, ihre Schwester, wenn ganz Paris sie in diesem Augenblick gesehen hätte, sie würde es nicht beachtet haben. Sie hatte nun Alles verloren: Ruhe, Ehre, Glück — seit einer Minute ihre Liebe, die es ihr bis dahin möglich gemacht hatte, unruhig, unglücklich, elend zu leben. Nun hatte sie Nichts mehr zu verlieren und fürchtete nichts mehr und war furchtbar. Es war ihr, als müsse sie ersticken. Sie griff mit beiden Händen oben an ihr Mieder und riß es gewaltsam auseinander. Ihre Augen blickten wild umher, sie stieß einen gällen Schrei aus und sank bewußtlos zu Boden.

Tressan stürzte auf sie zu und trug sie auf das Sopha. Der Angstschweiß stand ihm auf der Stirn. — Er hörte Gepolter auf der Treppe. Die Thür wurde aufgerissen. Franz blickte mit verstörtem Gesichte in das Zimmer.

„Was wollen Sie?" schrie Tressan ihm wüthend zu.

Aber Lecouvreux rührte sich nicht. „Ich habe meine Verantwortlichkeit," sagte er, „wennschon ich nur ein Diener bin. — Es klang als würde hier Jemand ermordet."

Er trat keck vorwärts und sah die Baronin wie todt, mit aufgerissenem Kleide daliegen.

„Unglücklicher! Was haben Sie gethan?“ rief er, sich an Tressan wendend.

Dieser übersah die ganze Lage. Wenn er sich nicht sofort mit Lecouvreur verständigte, so war dieser im Stande, zum Polizeicommissarius zu laufen und seinen Herrn anzuklagen, ein Verbrechen begangen zu haben. — Tressan mußte vor allen Dingen den Mann beruhigen, der, wie die meisten Franzosen seiner Klasse, eine unvernünftige Furcht vor allem Gesetzwidrigen hatte.

„Sie irren sich,“ sagte er kalt. „Die Dame ist ohnmächtig geworden. Oeffnen Sie das Fenster und bringen Sie kaltes Wasser und Eau de Cologne. — Schnell!“

Lecouvreur zog sich mißtrauisch zurück aber er gehorchte; er brachte das Verlangte und blieb dann störrisch neben Tressan stehen, ihn und die kranke Frau scharf beobachtend. Die Sache hatte ihre Richtigkeit: Die Frau war ohnmächtig.

„Die schöne Baronin,“ sagte sich Lecouvreur. Er machte diese Entdeckung ohne Ueberraschung, ohne Genugthuung und ohne einen Augenblick den Gedanken zu hegen, daraus irgend welchen Nutzen für sich zu ziehen.

Marie schlug die Augen auf und blickte entsetzt um sich: „Mutter!“ jammerte sie.

Tressan beugte sich über sie. „Zurück!“ rief sie.

„Wie wird das enden?“ murmelte Tressan bestürzt. Er sah schon die Polizei im Hause, die Baronin d'Eltang, Vieuville . . Er ahnte einen furchtbaren Scandal, die Entdeckung aller von ihm verübten Erbärmlichkeiten.

Lecouvreur hatte seine Sicherheit wiedergewonnen, und seine Gedanken wanderten auf derselben Spur, wie die seines Herrn. „Es wäre wohl das Beste," sagte er halblaut, „der gnädige Herr schickten mich zur Frau Baronin d'Eltang. Die beiden Damen werden sich schon mit einander verständigen."

Tressan hörte zu, ohne sofort zu verstehen. Marie's Rufen nach ihrer Mutter war in ein leises Wimmern übergegangen, und ihre Augen hatten sich wieder geschlossen.

Tressan stand eine Weile sinnend da. „Bleiben Sie hier," sagte er „und wachen Sie sorgfältig über die Dame. Sie haften mir dafür, daß sie das Haus nicht verläßt, ehe ich zurückgekehrt bin." Dann wandte er sich dem Sopha zu, auf dem die Kranke lag und sagte laut: „Ich werde Ihre Mutter sofort hierherholen. Um ihretwillen warten Sie meine Rückkehr ab."

Er eilte auf die Straße. Er wußte wo der Wagen stand, der die Baronin nach der Villa geführt hatte, und sprang hinein.

„Zur Baronin d'Eltang! Was das Pferd laufen kann!"

Die Entfernung von der Avenue de l'Empereur nach dem Faubourg St. Honoré war in wenigen Minuten zurückgelegt.

„Die Frau Baronin empfängt nicht," sagte der Diener. „Sie ist unwohl."

Tressan zog eine Karte aus der Tasche.

„Geben Sie mir ein Couvert," sagte er.

Er schrieb einige Worte auf die Karte und verschloß das Couvert: „Bringen Sie dies sofort der Frau Baronin."

Der Mann sah, daß etwas ganz Außergewöhnliches vorgefallen sein müsse und eilte davon. Nach einer Minute kam er zurück und bat Herrn Tressan, ihm zu folgen. Die Baronin wartete an der Thür des Salons.

„Was giebt es?“ fragte sie bestürzt.

„Was ich Ihnen geschrieben habe,“ antwortete Tressan mit der Stimme und dem Ton eines überführten, verstockten Verbrechers. „Es gilt das Leben Ihres Kindes. Sie müssen mich sofort begleiten. Mein Wagen wartet unten. Ich werde Ihnen unterwegs Alles erzählen.“

Wenige Minuten später rollte der Wagen bereits wieder der Avenue de l'Empereur zu.

Tressan hatte nun nur noch eine Hoffnung, um es zu ermöglichen, einen großen, höchst unangenehmen Scandal zu vermeiden, diejenige, daß es der Mutter gelingen möge, die Tochter zu beruhigen. Er ließ sich auf gar keine Erklärungen oder Entschuldigungen ein, sondern erzählte einfach, die Baronin Vieuville sei in einem Hause in der Avenue de l'Empereur plötzlich erkrankt, liege im Fieber, und verlange nach ihrer Mutter. „Ich kann Ihnen im Interesse Ihrer Tochter nur anempfehlen, sie in das Hôtel d'Eltang zu schaffen und den Baron Vieuville von ihr entfernt zu halten, bis sie sich wieder beruhigt hat. Die Discretion des Kutschers und meines Dieners kann ich garantiren.“

Die Baronin blickte stumm aus dem Wagenfenster; sobald das Coupé anhielt, sprang sie mit der Leichtigkeit eines jungen Mädchens hinaus und eilte vor Tressan in die Villa.

„Wo?“ fragte sie.

Tressan ging ihr voran und stieg die kleine Treppe empor. Sie folgte ihm auf den Fersen. Als er die Stubenthür, vor der Lecouvreur Wache stand, öffnen wollte, schob sie ihn unsanft bei Seite. — „Halt! Nicht weiter!“ Dann trat sie vor ihm in das Zimmer, das sie hinter sich schloß.

Tressan und Lecouvreur standen sich im Flur einige Augenblicke verlegen gegenüber. Der Diener schien Mitleiden mit seinem Herrn zu fühlen und entfernte sich. Tressan blieb wie angewurzelt an der Stelle stehen, an der ihn die Baronin verlassen hatte.

Im Zimmer war Alles ruhig. Nach einigen Minuten wurde die Thür halb geöffnet und die Baronin rief hinaus: „Einen Wagen! Nicht den Wagen, der mich hierher gebracht hat! Eine Droschke!“

Sie wartete auf Antwort, ohne Tressan zu sehen, der sich hinter der Thür an die Mauer gedrückt hatte. „Zu Befehl, gnädige Frau!“ rief Lecouvreur von unten zurück, und gleich darauf konnte man ihn aus dem Hause laufen hören.

Tressan schlich sich auf den Fußspitzen in das Nebenzimmer und stellte sich dort an das Fenster, wo er, hinter der Gardine versteckt, sehen konnte, was auf der Straße vorging.

Bald darauf kam eine Droschke gefahren. Lecouvreur sprang vom Bock und lief in das Haus. — Tressan hörte sodann, wie die Thür des Salon geöffnet wurde und vernahm schlürfende Schritte im Gang und auf der Treppe. Nach einer Weile, die ihm unbeschreiblich lang erschien, erblickte er zwei Frauengestalten, von denen sich die eine schwerfällig auf den

Arm der andern stützte. Sie stiegen in den Wagen. Die Baronin bog sich mit verstörtem Gesichte aus dem Fenster und gab dem Kutscher eine Adresse. Dieser peitschte den magern Gaul und das Fuhrwerk rollte langsam davon.

XVII.

Tressan ging am Abend nach der letzten Zusammenkunft mit Marie nicht in seinen Club, aber er verbrachte dessen ungeachtet eine schlaflose Nacht. — Bis zu dem Moment, da Marie ihm die Worte: „Sie lügen!“ in's Gesicht geschleudert, hatte er sich eigentlich nie klar gemacht, daß er etwas Anderes als ein achtungswerthes Mitglied der guten Gesellschaft sei. Vor wenigen Stunden noch hatte er sich im Geiste mit seinen Genossen verglichen und sich nicht schlechter befunden als diese. Nun dämmerte der Gedanke in ihm auf, daß ihm noch nicht vollständig geholfen sein würde, selbst wenn es ihm gelingen sollte, Desgremont und Ashton rechtzeitig zu bezahlen. — Er malte sich die Unterhaltung zwischen Marie und ihrer Mutter aus, und es überlief ihn heiß, wenn er daran dachte, mit welcher Verachtung die beiden Frauen von ihm sprechen durften. Er fürchtete nicht, von ihnen verrathen zu werden. Vieuville's Ehre machte Mutter und Tochter zu seinen Verbündeten; aber die Halsbandgeschichte quälte ihn. Er wollte am nächsten Morgen zu Harvey gehen. Der Mann sollte, mußte ihm Geld borgen, wenn auch nur die fünfzehn Tausend Franken, die der Wucherer verlangt hatte.

Er fühlte die Verpflichtung, an Desgremont und Ashton

zu schreiben. Er nahm Papier, um dies zu thun; aber er hatte nicht den Muth, die wenigen Zeilen aufzusetzen, die genügt haben würden, ihn bei seinen Gläubigern zu entschuldigen.

„Nur nicht den Kopf verlieren!" ermahnte er sich. Aber es half Nichts: er hatte den Kopf verloren. Er entsandte Lecouvreur mit mündlichen Bestellungen an Desgremont und Ashton: Sie möchten ihn heute Abend nicht erwarten; er sei plötzlich verhindert, in den Club zu kommen. — Sobald Franz sich mit dieser Botschaft entfernt hatte, bereute Tressan, sie gegeben zu haben; — aber es war zu spät. Gleich darauf verschwand die ganze Angelegenheit seinem Geiste wieder. Es schwirrte ihm im Kopfe. „Nur ruhiges Blut behalten!" sagte er sich. „Nur nicht zu weit sehen wollen. Das nächste ist, ich muß Geld auftreiben. Ich gehe also zu Harvey; er giebt mir wenigstens zwanzigtausend Franken . . ." Seine Gedanken schweiften wieder ab. Er sah Marie vor sich: „Sie lügen! Zurück!" — die Baronin d'Eltang: „Halt! Nicht weiter!" — den Diener der Frau Alzati: „Die gnädige Frau ist nicht zu Hause." — Franz Lecouvreur: „Unglücklicher, was haben Sie gethan?" Die Gestalten paarten sich zusammen, drangen auf ihn ein, verfolgten ihn wie in einem bösen Traume. Er griff nach seinem Hut und eilte in's Freie.

Die Nacht war kühl. Die frische Luft beruhigte ihn etwas. Er ging nach der Rue de l'Université. Es war elf Uhr, als er vor der Thür des Baronets anlangte. Der Concierge sagte ihm, Sir Richard sei ausgegangen; aber in dem Augenblick als Tressan wieder fortgehen wollte, trat ihm Harvey in der Hausthür entgegen. Die Beiden begrüßten sich; dann sagte Tressan:

„Eine Nachricht, die ich soeben erhalten habe, nöthigt mich, vielleicht Paris morgen Vormittag zu verlassen. Ich habe deshalb heute Abend noch zu ungewöhnlicher Stunde den Versuch gemacht, Sie zu sehen.“

Sir Richard war in gehobener Stimmung. Die letzten Worte, die Martha ihm gesagt, hatten seinem Herzen unendlich wohl gethan. Jede Gelegenheit, sich des Vertrauens der Gräfin würdig zu zeigen, war ihm willkommen. Er antwortete Tressan, daß er sich freue, seinen Besuch nicht verfehlt zu haben, und lud ihn ein, ihm in sein Zimmer zu folgen. Dort entledigte er sich seines Huts und Ueberrocks, bat seinen Gast ein Gleiches zu thun, bot ihm einen Stuhl an, nahm ihm gegenüber Platz und sagte dann, Tressan gerade aber nicht mißtrauisch oder unfreundlich anblickend:

„Was steht zu Ihren Diensten, Herr Tressan?“

Tressan hatte bis dahin auf Lügen wie auf reelle Thatsachen gebaut; nun hatte er sein geradezu unbegrenztes Vertrauen zur Lüge plötzlich eingebüßt. Er wagte nicht mehr, zu erfinden, sondern sagte schlicht und einfach, ganz wie ein bedrängter Ehrenmann es gethan haben würde, er sei in furchtbarer Verlegenheit und wisse keine Rettung mehr, wenn Harvey ihm nicht helfen wolle.

„Wieviel gebrauchen Sie?“ fragte Harvey.

„Eine große Summe: sechzig Tausend Franken; aber ich muß mich mit Weniger begnügen, wenn Sie mir diese nicht geben wollen. Mit der Hälfte bereits kann ich mich aus der peinlichsten Verlegenheit reißen; mit dem ganzen Betrage würde ich gerettet sein.“

„Die Summe, die Sie nennen, erschreckt mich nicht,“ sagte Sir Richard; „und ich will sie Ihnen geben . . .“

Tressan traute seinen Sinnen nicht und blickte den Baronet verstört an.

„— aber,“ fuhr dieser gelassen, fort; „nur unter gewissen, ganz bestimmtenBedingungen.“

„Was befehlen Sie?“

„Ich muß darauf bestehen, daß Sie Paris innerhalb acht Tage verlassen, und sich mir gegenüber in bindendster Weise verpflichten, drei Jahre lang im Auslande — nicht etwa in Brüssel, London, Florenz oder Baden, nein wirklich im Auslande — in Amerika z. B. zu leben.“

„Gern, gern!“ rief Tressan. „Paris ist mir verhaßt!“

Ihm war nur daran gelegen, das Geld zu bekommen; er hätte weit härtere Bedingungen mit in den Kauf genommen. Das, was Harvey von ihm verlangte, war ihm nicht einmal peinlich. Ja Paris war ihm verhaßt! Der unruhige Mann sehnte sich, wie ein geschlagener Soldat auf der Flucht, nach Ruhe. — In einer Secunde und auf wenige Secunden, trug ihn seine Einbildungskraft nach Amerika, in die öden Prärieen, den stillen Wald, fern von dem reißenden Strom, gegen den er ermattend noch ankämpfte, fern von Denjenigen, die ihn geliebt hatten und nun verachteten . . und die ihn dennoch vielleicht, wenn er gegangen war, beweinen würden. — Als seine Gedanken wieder nach der Rue de l'Université zurückkehrten, begegnete sein unstäter Blick dem des Barons, der mit einem Ausdruck von Verwunderung auf ihm ruhte. Tressan war sofort wieder bei der Sache.

„Ich füge mich Ihren Bedingungen,“ sagte er; „aber gestatten Sie mir eine Frage: Welches Interesse haben Sie daran, daß ich Paris verlasse?“

Harvey hatte diese Frage erwartet. Er entgegnete, er habe in Erfahrung gebracht, daß Frau Alzati die Schwester der Gräfin Daxat sei; er interessire sich für Beide, und wünsche aus Gründen, auf die er Herrn Tressan gegenüber wohl nicht einzugehen brauche, daß dieser aus Frau Alzati's Nähe entfernt werde. Harvey fügte hinzu, daß Tressan geloben müsse, sich Frau Alzati niemals wieder zu nähern, und sie überhaupt in Zukunft in keiner Weise mehr zu behelligen. „Es muß für Sie sein,“ sagte er; „oder es muß wenigstens nach Außen hin erscheinen, als ob die genannte Dame niemals für Sie gelebt hätte.“

Tressan gab zu Allem, wenn schon durch stumme Zeichen allein, seine Zustimmung.

Dann kam ein Punkt, über den Harvey nicht ohne Verlegenheit hinwegkonnte. Tressan sollte schriftlich geloben, die Versprechen treu und ehrlich zu erfüllen, die Harvey ihm auferlegte. Auch dagegen erhob Tressan keinen Einwand. Seine Energie war gebrochen.

„Ich werde Alles unterschreiben, was sie mir vorzulegen für gut befinden,“ sagte er mit zu Boden geschlagenen Augen. Er spielte nicht mehr Komödie. Er schämte sich; er fühlte sich entlarvt, dem einfachen Manne gegenüber, unbeschreiblich klein und erbärmlich. — Wenn er nur erst in Amerika wäre, weit von allen Demüthigungen, die jetzt über ihn hereinbrachen und ihn bedrohten! — Welchen Lärm würde seine

Flucht machen! — Aber was kümmerte ihn das! In den Clubs hatte Niemand ein Recht, ihn zu tadeln. Er wollte seine Spielschulden bis auf den letzten Heller bezahlen. Seine anderen Gläubiger waren Wucherer, Lieferanten, Handwerker, die ihn, die Einen betrogen, die Anderen übertheuert hatten. Sie konnten warten! Niemand würde Mitleiden mit ihnen haben. — Bianca, die Schwester der Gräfin Daxat, die Freundin Harvey's? . . Sie würde Niemand sagen, daß er ihr Schuldner sei. — Und das Halsband wollte er sofort zurückerstatten. Dann war er auch mit Marie quitt; dann stand er ganz rein da.

„Ich werde Alles unterschreiben," wiederholte er. „Nur habe ich noch eine Bitte: Geben Sie mir heute Abend noch fünfzehntausend Franken."

Harvey versicherte, daß er soviel Geld nicht im Hause habe, und fügte hinzu, daß Tressan sich die ganze Summe, die er verlangt hatte, morgen früh um elf Uhr holen könne. Damit mußte Tressan sich begnügen.

Als er gegangen war, setzte Harvey mit großer Sorgfalt ein Schriftstück auf, welches Tressan verhindern sollte, sich vor Ablauf von drei Jahren in Paris blicken zu lassen, oder sich je wieder der Schwester Martha's zu nähern. Darauf ging Sir Richard hochzufrieden zu Bette.

Am nächsten Morgen, zur bestimmten Stunde, erschien Tressan wieder bei ihm. Die schlaflose Nacht hatte ihm keinen schlechten Rath gebracht, und er war noch immer bereit, auf die ihm von Harvey gestellten Bedingungen einzugehen. Er zeichnete das Schriftstück, nachdem er von dessen Inhalt ohne

seine Miene zu verziehen, Kenntniß genommen hatte, und steckte sodann die Summe die Sir Richard ihm in Cheques und Banknoten aushändigte, in die Tasche.

„Ich hoffe Paris früher zu verlassen, als Sie es wünschen," sagte er. „Ich kann Ihnen nicht danken . ." Seine Stimme bebte; er heuchelte nicht; er war wirklich bewegt. „Wollen Sie mir gestatten, Ihnen außer obiger Sicherheit, die ja nur zwischen Ihnen und mir von Werth ist, ein' andres Document auszustellen, das mich auch vor dem Gesetz zu Ihrem Schuldner macht!"

„Das ist nicht nöthig," antwortete Harvey wohlwollend. „Ich bin überzeugt, daß Sie mir das Geld zurückgeben werden, wenn Sie es können. Wird Ihnen dies nicht möglich, so leiste ich darauf Verzicht. Ich bin ein reicher Mann und betrachte das Geld, mit dem ich Sie gerettet zu haben wünsche, unter allen Umständen als gut angelegt."

Als Tressan in der Straße war, fühlte er sich wieder zu neuem Leben erwacht. Der Entschluß, das gegebene Versprechen getreulich zu erfüllen, wie es einem Ehrenmanne ziemt, blieb jedoch fest in ihm. Diesen Sieg über seine Erbärmlichkeit hatte Harvey davongetragen. Tressan wollte seinem Retter keinen Grund geben, ihn zu verachten; aber es war ihm unmöglich mit sechzigtausend Franken in der Tasche, nicht einen Versuch zu machen, seine Stellung vor seiner Abreise noch zu verbessern. Er schuldete an Desgremont und Ashton ungefähr fünfunddreißigtausend Franken; fünfzehntausend Franken sollte der Wucherer bekommen, der das Halsband hatte; für fünftausend Franken wollte er einen

Wechsel auf New-York kaufen, und mit der kleinen Summe von fünftausend Franken, die ihm dann noch übrig blieb, wollte er, vor dem Tage seiner Abreise, sein Glück im Club noch einmal versuchen. — Er fuhr zunächst zu dem Wucherer und handelte mit ihm so lange, bis dieser ihm das Halsband für zwölftausend Franken zurückgab und für die übrigen achttausend Franken einen Wechsel von zehntausend nahm. — Dann begab er sich entschlossen nach dem Hôtel d'Eltang. Er hätte seinem Diener oder dem ersten besten Commissionär ruhig eine größere Summe anvertraut, als das Collier werth war, aber er mußte sich positive Gewißheit verschaffen, daß der Schmuck direct wieder in die Hände der Baronin käme.

Derselbe Diener, der ihn am vorhergehenden Tage empfangen hatte, sagte ihm, er habe bestimmten Befehl, Niemand vorzulassen. Frau von Vieuville sei erkrankt, und werde von ihrer Mutter gepflegt. Tressan ließ sich nicht abweisen; er war auf Alles vorbereitet. Er überreichte dem Diener einen Brief, den er bei dem Wucherer geschrieben hatte, und der an die Baronin gerichtet war. Der Diener sah die Adresse mißtrauisch an.

„Ich weiß nicht, ob ich den Brief hinauftragen darf," sagte er. „Ich habe strenge Befehle . . ."

Tressan drückte ihm ein Goldstück in die Hand, und der Mann entfernte sich. Er kam nach mehreren Minuten zurück und bedeutete Tressan, ihm zu folgen.

Die Baronin d'Eltang stand der Eingangsthür gegenüber am äußersten Ende des Salons, als Tressan hereintrat. Sie hatte einen einfachen Morgenanzug an: ihr Haar war

noch nicht geordnet; sie sah wie eine ganz alte Frau aus. Sie nickte mehrere Male stumm und bedeutsam und sagte endlich halblaut: „Sie sind mehr als muthig."

„Ich konnte dies nur Ihnen übergeben," antwortete Tressan. „Es ist mir schwer genug geworden, hierherzukommen."

Er stellte das Etui mit dem Halsband, das sorgfältig in Papier verpackt war, auf den nächsten Tisch. Als er wieder nach der Baronin blickte, war diese verschwunden. Tressan entfernte sich darauf schnell.

„Das Schwerste ist vollbracht," sagte er sich, als er wieder in der Straße war. „Der Rest ist Kinderspiel."

Er ging nach Hause und ordnete seine Rechnung mit Lecouvreur in gewohnter, geschäftsmäßiger Weise. — Er wollte nicht wie ein Dieb entfliehen. Seine Gläubiger sollten ihm nicht nachsagen können, sie haben das Nest, nachdem er ausgeflogen sei, leer gefunden. Er verpackte in eine lederne Handtasche, die er auf Reisen bei sich zu behalten pflegte, seine Juwelen und einige Kleinigkeiten, an denen er besonders hing, warf einen Stoß Briefe in das Kaminfeuer, und sagte seinem Diener, er werde auf zwei, vielleicht drei Wochen verreisen — nach London; Lecouvreur werde von ihm hören, um ihm Briefe nachzuschicken; er solle Alles bereit machen und den Koffer morgen oder übermorgen packen. „Niemand braucht zu erfahren, daß ich abreise," setzte er hinzu.

Lecouvreur war an derartige Aufträge gewöhnt und zeigte keine Ueberraschung. „Paris wird ihm nach der gestrigen

Scene zu heiß geworden sein," dachte er. „Er will den ersten Sturm vorübergehen lassen." Franz fand dies ganz in der Ordnung und machte sich ohne Säumen daran, die Befehle seines Herrn auszuführen.

XVIII.

Dem Baron Vieuville war es während der zweiten Hälfte des Winters unverdient schlecht gegangen. Eifersucht nagte an seinem Herzen. Er hatte alle ihm zur Verfügung stehenden Hülfsmittel aufgeboten, um sich die Gewißheit zu verschaffen, die er wie das größte Uebel fürchtete; aber er hatte absolut Nichts in Erfahrung bringen können. Er überwachte seine Frau auf Schritt und Tritt. Anfänglich war dies noch mit einigen Schwierigkeiten verbunden gewesen; später jedoch hatte es keine Mühe mehr gekostet. Die Baronin war aus Gründen, die Vieuville nicht zu entdecken vermochte, täglich trauriger, stiller geworden; seit mehreren Wochen bereits ging sie zu Niemand mehr, als zu ihrer Mutter, und in seltenen Zwischenräumen zur Gräfin Daxat. Die Begleitung ihres Mannes war ihr, dem Anschein nach, stets willkommen gewesen; nie hatte sie einen Vorwand gesucht, um sich seiner zu entledigen. — Vieuville hatte wochenlang in der Nähe der verdächtigen Villa, in der Avenue de l'Empereur, Schildwacht gestanden. Das Haus schien unbewohnt; die Fenster waren geschlossen; der Garten zeigte deutliche Spuren arger Vernachlässigung. Einige gefällige Conciergen der Nachbarschaft waren bereit gewesen, über die Bewohner der Villa das Wenige zu sagen, was sie

wußten. Ihre Berichte stimmten darin überein, daß sich, außer dem Diener Lecouvreur, Niemand mehr in dem kleinen Hause blicken lasse.

Nach und nach schlummerte Vieuville's Argwohn wieder ein. Er war ein Mann, der ebenso leicht und schnell zu erregen wie zu beruhigen war. — Weshalb sollte gerade Marie die Frau sein, mit der Tressan sich in der Avenue de l'Empereur Rendez-vous gegeben hatte? Weshalb nicht vielleicht die Gräfin Daxat oder irgend eine andere Person? Hatte Franz Lecouvreur nicht ausgesagt, eine kleine Dame sei niemals in das Haus gekommen? — Aber Vieuville wollte auf das Schlimmste vorbereitet bleiben. Er fuhr fort in den Fechtsaal zu gehen; und die Lehren praktischer Weisheit, die in wohlgesetzter Rede aus dem Munde des erfahrenen und gesprächigen Lehrers flossen, fanden bei ihm aufmerksames Gehör. Der Fechtmeister war in seinem Elemente, wenn man über Duelliren sprach. Es fiel ihm keineswegs als etwas Absonderliches auf, wenn einer seiner Schüler sich über dieses Thema mit ihm unterhalten wollte. Er hatte dem Baron Vieuville unaufgefordert längere Vorträge gehalten über die Art und Weise sich auf der Mensur zu benehmen, und der Baron hatte als die Quintessenz aller Fechtmeister-philosophie festgehalten, daß die erste Pflicht eines jeden Duellanten sei, sich selbst zu beschützen; die zweite, seinen Gegner unschädlich zu machen; und daß es folglich und schließlich nichts Absurderes gäbe, als chevalereske Großmuth, einem Manne gegenüber, dessen spitze und scharfe Klinge das eigene Leben bedroht.

„Geduld und Ruhe, Herr Baron," sagte Dumesnil, der Fechtmeister „das ist Alles, was ein Mann gebraucht, der es so weit wie Sie gebracht hat . . Abwarten, bis der Gegner müde oder hitzig wird, sich eine Blöße giebt oder eine Unvorsichtigkeit begeht; aber nur um Gotteswillen nicht wie ein Wüthender auf ihn losstürzen oder seiner eigenen Geschicklichkeit vertrauen. Ausdauer und Fassung ist Alles auf der Mensur, wenn man siegreich aus einem Duell hervorgehen will — und ich vermuthe nicht, verehrter Baron, daß Sie jemals von Leder ziehen werden, um das Vergnügen zu haben, sich von einem Firlefanz aufspießen zu lassen."

„Nein, ich will ihn aufspießen!" sagte der Baron ingrimmig.

„Das ist recht! So liebe ich meine Schüler! Nur nicht großmüthig sein. — Ausweichen, pariren, die Manier des Gegners aufmerksam beobachten, ihn mürbe oder zornig machen, und wenn dies erreicht ist — dann vorwärts: eins, zwei, drei, — vlan!"

Er machte vier schnelle Bewegungen mit dem Fleuret, das er in der Hand hielt und spießte einen imaginären Gegner damit auf. „Da liegt der Kerl mit drei Zoll Eisen in der Brust; und wir wischen den Degen ab und gehen vergnügt nach Hause."

„Und er hat es verdient, der Elende!" murmelte Vieuville.

„Natürlich hat er es verdient," meinte Dumesnil. Dann stockte er plötzlich, sah den Baron sinnend an und fragte gedehnt: „Wer?"

„Nun der Gegner," antwortete Vieuville nachlässig.

„Ach so? — Ganz richtig!" sagte Dumesnil schnell wieder beruhigt.

„. . Ich will seine Kniffe gründlich kennen lernen,“ sagte sich Vieuville, als er aus dem Fechtsaale nach Hause zurückkehrte.

Er war unfähig, auch nur den kleinsten unerlaubten Vortheil über seinen erbittertsten Feind zu nehmen, aber er hatte eine kindische Freude an machiavellistischen Plänen, die von Zeit zu Zeit in seinem schwerfälligen Gehirn erstanden.

Tressan besuchte keinen öffentlichen Fechtsaal; Vieuville brachte dagegen in Erfahrung, daß Tressan nicht selten im Saal des Clubs die Handschuhe anzog und den Korb aufsetzte, um sich eine halbe Stunde lang Bewegung zu machen. Er hatte den Ruf eines gefährlichen kaltblütigen Fechters.

„Ich will seine Kniffe kennen lernen,“ wiederholte sich Vieuville, und er ließ sich durch zwei ältere, wohlsituirte Bekannte in den Club einführen, in dem Tressan, René Lemercier und Alexis Illien Mitglieder waren. Er hielt sich stundenlang im Fechtsaale auf und erwarb sich dort den Ruf eines „amateur de première force“; aber das Glück war ihm nicht hold: Tressan ließ sich nicht ein einziges Mal im Fechtsaal blicken. Er saß im Spielzimmer. Vieuville folgte ihm dorthin. Er wollte nicht mehr eifersüchtig auf ihn sein; doch zog es ihn unwiderstehlich in die Nähe des Mannes, der sein Lebensglück zerstört hatte.

Tressan konnte eine Bewegung der Verwunderung nicht unterdrücken, als er Vieuville zum ersten Male im Club antraf. Dann grüßte er ihn ungezwungen und sagte: „Haben Sie sich bekehren lassen? Sind Sie Einer der Unsrigen geworden? Das freut mich.“

Vieuville gab eine banale Antwort: er sehe sich gern die

Zeitungen an; er treffe im Club mit alten Jugendfreunden zusammen, die man niemals in Gesellschaft sehe u. s. w. Tressan nickte dazu zustimmend. Im Grunde war es ihm ganz gleichgültig, ob Vieuville in seinen Cercle kam oder nicht.

Die Besuche des Barons im Club wurden häufiger, und bald zählte er zu den regelmäßigen Gästen. — In seinem Hause war es sehr traurig. Die Baronin saß ihm dort bleich und stumm gegenüber oder unterhielt sich mit ihrer Mutter und Schwester oder mit der Gräfin Daxat über Sachen, die Vieuville nicht interessirten. Er sehnte sich nach Zerstreuung, und suchte sie im Club. Aber er fand auch dort kein rechtes Vergnügen. Er wanderte wie ein unstäter Geist aus dem Fechtsaal in das Spielzimmer, aus diesem in das Lesecabinet oder in den großen Salon. Sobald jedoch Tressan erschien, hatten diese Wanderungen ein Ende. Dann verlor Vieuville den Mann, der schuldig oder unschuldig die Ursache seines Unglücks war, so wenig wie möglich aus den Augen. Er nährte eigentlich keinen bittern Haß mehr gegen ihn; der Mann beschäftigte seine Gedanken nur fortwährend, und Vieuville verfolgte ihn, er wußte eigentlich selbst nicht warum. — Tressan sah dies nicht oder wollte es nicht bemerken. Der Spielsaal war neutrales Gebiet, auf dem alle Mitglieder des Clubs zusammentrafen. Vieuville hatte dasselbe Recht dort zu sein wie jeder Andere, und Niemand bekümmerte sich darum, daß er sich dort häufig und lange aufhielt, ohne jemals selbst eine Karte anzurühren. Er hatte, wenn er nicht aufgeregt war, den Anstand eines vornehmen Mannes, und war im Allgemeinen gern gesehen oder wenigstens ohne Uebelwollen geduldet.

Eines Tages erschien Vieuville zu ungewöhnlich früher Stunde, bald nach dem Essen im Club. Er sah beunruhigt und niedergeschlagen aus. Als er am vorhergehenden Tage gegen sechs Uhr nach Hause gekommen war, hatte man ihm gemeldet, daß seine Schwägerin, Fräulein Anna d'Eltang, auf ihn warte, und diese hatte ihm unter Thränen erzählt, Marie sei plötzlich krank geworden, und ihre Mutter pflege sie im Hôtel d'Eltang. Vieuville wollte sofort zu seiner Frau eilen. Anna hielt ihn zurück: „Sie dürfen sie nicht sehen," sagte sie. „Der Arzt hat es auf das Bestimmteste verboten. Niemand von uns darf zu ihr." Anna begann laut zu schluchzen: „Der Arzt sagt, sie bedürfe vollkommener Ruhe; jede, selbst die kleinste Aufregung könne ihr tödtlich sein."

„Barmherziger Gott!" stöhnte der arme Vieuville. „Was fehlt ihr?"

„Sie liegt im Fieber. Sie war schon lange so elend und krank . . .Ach Edmund! Meine arme, gute Schwester!"

Vieuville wollte wenigstens seine Schwiegermutter sehen, um von dieser Genaueres zu erfahren, und eilte mit Anna nach dem Hôtel d'Eltang. Die alte Baronin kam ihm entgegen und versuchte ihn zu beruhigen.

„Marie schläft," flüsterte sie, denn die Unterhaltung fand in einem kleinen Zimmer statt, dicht neben dem, in dem die Kranke lag. „Es wird hoffentlich Alles gut enden. Verlassen Sie sich auf mich!"

„Darf ich sie nicht sehen?"

„Unmöglich, Edmund! Es könnte ihr Tod sein."

Vieuville gehorchte. Er blieb bis zu einer späten Stunde

im Hôtel d'Eltang und kehrte sodann nach seiner Wohnung zurück. Am nächsten Morgen, zu früher Stunde, war er wieder in dem kleinen Salon, neben dem Krankenzimmer. Anna leistete ihm Gesellschaft; auch der alte Baron erschien mehrere Male. Die Baronin kam von Zeit zu Zeit und erstattete Bericht über das Befinden der Kranken. — Gegen zwölf Uhr Mittags brachte der Diener einen Brief für Madame d'Eltang. Bald darauf trat diese aus dem Krankenzimmer. „Ich werde nur wenige Minuten fortbleiben," sagte sie zu Vieuville. „Warten Sie hier auf mich." Sie kehrte in der That gleich zurück und bat ihre Tochter Anna, ein kleines Packet zu holen, das sie im Salon finden würde, und es in ihr, der Baronin, Schlafzimmer zu tragen.

Der Rest des Tages ging ruhig dahin. Vieuville speiste mit seinem Schwiegervater und seiner Schwägerin, und verließ nach dem Essen das Hôtel d'Eltang, um einen kleinen Spaziergang zu machen und sich dann wieder auf seinen Posten, neben dem Krankenzimmer, zu begeben. Sein Weg führte ihn in die Nähe des Clubs; und aus Gewohnheit und ohne einen bestimmten Zweck zu haben, trat er hinein.

Die großen schönen Salons waren um diese Stunde verödet. Im Lesezimmer saßen einige Herren, die im Club gegessen hatten und nun rauchten oder schliefen. Unter ersteren befand sich Alexis Illien. Er erhob sich, als er Vieuville eintreten sah und erkundigte sich nach dessen Befinden. — Vieuville, der sich wieder mit dem jungen Russen versöhnt, seitdem dieser den beständigen Umgang mit Tressan aufgegeben hatte, und dessen mittheilungsbedürftiges Herz voll zum Zerspringen war, klagte

Illien seinen Kummer über das plötzliche und schwere Erkranken der Baronin. Der gutmüthige Illien versuchte zu trösten; aber Vieuville entgegnete: „Ich fürchte . . ich fürchte . .“ Darauf wandte er sich schnell ab, um die große Bewegung, die er nicht mehr beherrschen konnte, zu verbergen, und setzte seine unstäte Wanderung fort. — Aus dem Nebenzimmer, dem kleinen Spielsaal, ertönten von Zeit zu Zeit kurze, abgebrochene Worte; auch hörte man das Aufklappen der steifen Cartonblätter auf dem Spieltisch und das eigenthümlich schleifende Geräusch beim Mischen, und dann wieder das knitternde Gleiten der schnell auf den Tisch geworfenen Spielkarten.

Vieuville blieb an der Eingangsthür zum Spielsaal stehen. Dicht vor ihm, an einem kleinen Tisch, saßen Tressan und Desgremont und spielten eifrig Tressan drehte der Thür den Rücken zu und bemerkte Vieuville's Erscheinen nicht. Dieser trat in das Lesezimmer zurück und ließ sich in einen Sessel fallen, der in seiner Nähe, dicht neben der Thür stand. Er konnte von dort die Spielenden beobachten, ohne von Tressan gesehen zu werden.

Vieuville dachte an ganz andere Dinge als an Karten; aber unwillkürlich legte er sich Rechenschaft davon ab, daß die beiden jungen Leute vor ihm mit einer Partie Ecarté beschäftigt waren: „Proponire Wieviel . . der König . .“ schlug es an sein Ohr.

Der Baron starrte in Träumereien versunken gerade vor sich hin. Plötzlich blinkte er schnell mit den Augen und sah scharf nach Tressan's Hand. — Einige Secunden später waren die Karten ausgespielt. — Bald darauf gab Tressan wieder. —

Vieuville beugte sich nach vorn. Er rieb sich die Augen . . War es möglich? . . Nein, er mußte sich irren. Aber es war das zweite Mal, daß er dasselbe sah. — Jetzt hielt Tressan zum dritten Male die Karten, seitdem Vieuville auf ihn aufmerksam geworden war. Tressan gab mit fieberhafter Hast, hob die Karten auf und ließ sie schnell durch seine Finger laufen. — Und zum dritten Male zählte der Baron sechs Karten in Tressan's Hand. Er saß eine Minute wie erstarrt; dann stand er auf und näherte sich dem Spieltisch. — Tressan blickte mit einer nervösen Bewegung zu ihm auf; Desgremont wünschte ihm guten Abend.

„Kommen Sie zu mir“, sagte Desgremont. „Tressan läßt sich nicht gern in die Karten sehen; er fürchtet den bösen Blick. Mir kann es nicht schlechter gehen, als es geht. Bringen Sie mir Glück!“

Tressan lächelte verlegen und sagte: „Ich bin abergläubisch beim Spiel.“

Vieuville trat an die andre Seite des Tisches. Er hatte im Vorübergehen ganz deutlich gesehen, daß Tressan eine niedrige rothe Karte in der Hand hielt. — Desgremont spielte den Caro-König, Tressan trumpfte mit einer Pique-Karte, spielte noch einmal Atout, dreimal Trèfle und gewann das Spiel.

„Bin ich von Sinnen?“ fragte sich Vieuville. „Was ist aus der kleinen rothen Karte geworden, die Tressan in der Hand hielt?“

Vieuville setzte sich wieder auf seinen alten Platz. Er hatte für den Augenblick sogar die Krankheit seiner Frau vergessen. Seine ganze Aufmerksamkeit war auf die Partie concentrirt. —

Die Karten flogen, verschoben sich, flimmerten, zitterten in Tressan's beweglichen, hagern Fingern. Es war unmöglich, dieselbe Karte auch nur für eine halbe Secunde im Auge zu behalten — aber Vieuville sah ganz deutlich, daß Tressan zu verschiedenen Malen mehr als fünf Karten in der Hand hielt.

„Er betrügt“ sagte sich Vieuville. — Er blieb wie festgebannt sitzen. — Was sollte er thun? . . Nun konnte er sich rächen . . Sollte er Tressan denunciren? — Nein! Sein Gefühl empörte sich dagegen . . Aber sollte er ruhig mitansehen, daß ein falscher Spieler das allgemeine Vertrauen mißbrauchte, ehrliche Männer bestahl? — Das durfte er auch nicht. Er sann noch einige Minuten, und plötzlich hatte er einen Entschluß gefaßt.

Er stand auf, stellte sich neben Tressan, und als wieder eine Partie beendet war, sagte er ruhig:

„Ich habe Ihnen zwei Worte zu sagen, Herr Tressan. Darf ich Sie bitten, mir in das Nebenzimmer zu folgen?“ Tressan schrak zusammen und erhob sich schnell.

„Ich stehe sofort wieder zu Diensten,“ sagte er, sich an Desgremont wendend.

„Beeilen Sie sich nicht,“ entgegnete dieser gelassen. „Jede fünf Minuten sind für mich so gut, wie eine gewonnene Partie, denn ich spiele heute wirklich mit unerhörtem Unglück.“ Er warf sich auf seinen Sitz zurück, kreuzte die Beine und hörte, wie eine Thür hinter ihm, die nach einem andern, zu dieser Stunde leeren Zimmer führte, geöffnet und geschlossen wurde.

Vieuville blieb in der Nähe der Thür stehen, versicherte

sich durch einen Blick, daß Niemand außer Tressan, der todtenbleich vor ihm stand, ihn höre, und sagte dann leise:

„Ich habe Sie seit einer halben Stunde beobachtet, Herr Tressan."

„Ich verstehe Sie nicht."

„. . . Ich sage Ihnen, daß ich Sie beobachtet habe . . ganz genau."

„Ich verstehe Sie in der That nicht, Herr Baron. Was wollen Sie sagen?"

„Ich will sagen . ." er stockte einige Secunden und blickte beschämt zu Boden; „daß ich Sie bedaure . . aufrichtig bedaure. Verlassen Sie den Club; verlassen Sie Paris . . das Geheimniß soll in meiner Brust begraben sein."

„Herr Baron, ich muß Sie zum dritten und letzten Male ersuchen, deutlicher zu sprechen. Ich bin nicht in der Stimmung Charaden zu lösen."

Vieuville fühlte, daß ihm das heiße Blut zu Kopfe stieg. „Sie wünschen dies wirklich?" sagte er drohend.

„Ich bestehe jetzt darauf!"

Nun hatte Vieuville's Geduld und mit ihr sein Mitleiden ein Ende; aber er hielt sich noch zurück und sagte noch immer mit gedämpfter Stimme: „Sie haben falsch gespielt."

In seinem ganzen Leben war Vieuville nicht so überrascht gewesen, wie gleich nachdem er diese Worte gesprochen hatte. Er hatte geglaubt, Tressan werde, so zu sagen, vor ihm versinken; aber nun stand ihm der Mann anscheinend ruhig, mit einem häßlichen Lächeln auf dem Gesichte gegenüber und sagte:

„Ihre Einbildungskunst läßt Sie im Stich, Herr Baron. . .

Suchen Sie etwas Anderes, etwas Besseres. Mit dieser Erfindung machen Sie sich wirklich nur bodenlos lächerlich."

Vieuville starrte Tressan mit offenem Munde an. Dieser fuhr in spöttischem Tone fort:

„Sie suchen Streit mit mir. — Warum? — Das weiß ich nicht, interessirt mich auch nicht weiter. Ich constatire einfach, daß Sie meine Diener bestochen und es für gut befunden haben, sich in der Loge meines Concierge zu verstecken, um mich auszuspioniren. Ich habe für derartige Liebhabereien kein Verständniß; aber sie amüsiren mich bei anderen. Ich zürne Ihnen auch jetzt nicht. Sie thun mir leid; und als Beweis meines ungetrübten Wohlwollens wiederhole ich Ihnen: Suchen Sie einen andern Vorwand, Herr Baron . . . Bedenken Sie doch, daß ich mich beim Spiel ruinirt habe. — Haben Sie je von falschen Spielern gehört, die die Philantropie so weit trieben, daß sie ihre Gegner gewinnen ließen? . Soll ich Ihnen helfen, Herr Baron? — Befehlen Sie, daß ich Ihre Kleider schlecht gemacht finde oder Ihre politischen Ansichten nicht theile! — Sprechen Sie einen Wunsch aus. Ich bin Ihr gehorsamster Diener."

Vieuville hob beide Arme in die Höhe und wich einen Schritt zurück. Unbeschreibliche Ueberraschung übermannte ihn einen Augenblick. Er gebrauchte mehrere Secunden, um nur zu verstehen, was der Andere meinte. Endlich wurde er wieder Meister seiner Sinne aber nicht seines Zornes, und mit dröhnender Stimme rief er aus:

„Sie sind ein frecher Lügner!"

„Nun ist es genug," sagte Tressan kalt.

Er öffnete die Thür, und die Beiden traten wieder in das Spielzimmer. Desgremont und zehn oder zwölf andere Clubmitglieder, die jetzt dort versammelt waren, starrten alle in sprachlosem Erstaunen nach der Thür, hinter der sie Vieuville's letzte Worte klar und deutlich vernommen hatten.

„Meine Herren," sagte Tressan mit großer Würde; „ich bedaure unendlich, in eine Angelegenheit verwickelt worden zu sein, welche die Ruhe unsres Clubs in unerhörter Weise stört. — Der Baron Vieuville, der sich nicht gescheut hat, sich in der Loge meines Portier's zu verstecken, um zu sehen, wer mich besucht; der meinen Diener bestochen hat, um sich von ihm über mein Leben unterrichten zu lassen, der mich seit Monaten, wie ein Spion auf Schritt und Tritt verfolgt — der Baron Vieuville, der aus mir unbekannten Gründen Streit mit mir sucht, hat mich soeben auf das Gröblichste beleidigt. Ich werde mir Genugthuung von ihm zu verschaffen wissen, und ich gebe Ihnen, meine Herren, diese Aufklärung, um Ihnen zu beweisen, wie unschuldig ich an dem beklagenswerthen Auftritte bin, dessen Zeugen Sie geworden sind."

Vieuville war sprachlos vor Zorn. Er zitterte. Er wollte auf Tressan losstürzen, ihn niederschlagen. Die anwesenden Clubmitglieder verhinderten ihn daran.

„Herr Baron," sagte der Herzog Desgremont entrüstet. „Sie scheinen als ein neues Mitglied die Gebräuche unserer Gesellschaft nicht zu kennen. Gestatten Sie mir, Ihnen zu bemerken, daß Sie durch Ihr Benehmen den ganzen Club beleidigen!"

Vieuville erbleichte und hielt sich mit beiden Händen den Kopf: „Ich werde wahnsinnig," murmelte er.

Desgremont, der ein vornehmer und guter Mensch war und der zu ahnen glaubte, was in dem Herzen des beleidigten Ehemannes vorging, hatte Mitleid mit ihm.

„Beruhigen Sie sich,“ sagte er. „Glauben Sie mir, es ist das Beste. Sie sind in diesem Augenblick aufgeregt. Vertrauen Sie die Regulirung der ganzen Angelegenheit Freunden an, die Ihre Interessen besser wahrnehmen werden, als Sie selbst dies augenblicklich thun können.“

„Ich schwöre Ihnen, meine Herren, bei meiner Ehre, bei Allem was mir heilig ist, daß der Mann dort lügt; daß ich gesehen habe, wie er betrogen hat.“

Es war ein solcher Ernst, ja eine solche weihevolle Würde in der Haltung des tiefgekränkten Mannes, daß dadurch mehrere der Anwesenden in ihrer Ueberzeugung von Tressan's Unschuld erschüttert wurden. Tressan fühlte dies und beeilte sich, dem Auftritt ein Ende zu machen. Er flüsterte einem seiner intimsten Bekannten, dem Vicomte d'Alizières, einige Worte in das Ohr, und dieser näherte sich gleich darauf dem Baron Vieuville.

„Darf ich mir die Frage erlauben, Herr Baron,“ sagte d'Alizières, nachdem er sich tief vor Vieuville verbeugt hatte, „wo ich heute Abend, in einer halben Stunde vielleicht, die Ehre haben kann, Sie zu sehen?“

Vieuville zuckte zusammen. Das Bild seiner kranken Frau, das während des ganzen Auftrittes aus seinem Geiste verscheucht gewesen war, trat plötzlich wieder lebhaft vor seine Seele.

„Im Hôtel d'Eltang,“ sagte er mit bebender Stimme.

Aller Blicke richteten sich befremdet auf ihn. — Hatte

der Mann Furcht? — Er sah sich hülflos, rathlos, wie ein gestelltes Thier, im Kreise um. Da trafen seine irrenden Augen den graden Blick des Grafen Illien.

„Die Baronin Vieuville ist schwer erkrankt. Sie liegt bei ihrer Mutter . . . im Sterben.“

Alexis sprach ganz leise, aber seine Stimme drang in alle Herzen. Die Umstehenden sahen sich betroffen an; einige machten eine Bewegung und traten einen Schritt zurück. Tressan blieb allein, von allen verlassen, stehen. — Tiefes Schweigen trat ein, und inmitten dieser feierlichen Pause entfernte sich der Baron Vieuville.

XIX.

Am nächsten Tage, dem ersten Sonntag im Monat April, unterhielt sich „Ganz Paris“ von der „Affaire Vieuville-Tressan“. — Außerhalb des Clubs, in dem der Streit stattgefunden hatte, sprach sich die öffentliche Meinung mit überwiegender Majorität zu Gunsten Tressan's aus. Man wiederholte dort die von diesem erhobene Anklage der Spionirerei und fand es „tactlos, ungeschickt, undelicat“, daß Vieuville den Versuch gemacht hatte, „den unbescholtenen Ruf eines der liebenswürdigsten Cavaliere von Paris“ durch eine boshafte Verdächtigung beflecken zu wollen. Natürlich wurde der Baron allgemein verspottet; wogegen man Herrn Tressan gewissermaßen Dank wußte, Veranlassung zu einem höchst ergötzlichen Zwischenfall gegeben zu haben. — Aber unter den unmittelbaren Zeugen des peinlichen Auftrittes im Club fand Olivier Tressan mehrere geheime und sogar einen offenen Ankläger.

„Ich kann den kläglichen Blick, mit dem Vieuville mich ansah, nicht loswerden," sagte Desgremont. „Er hat mich während der ganzen Nacht verfolgt. Der Mann mag zu weit gegangen sein, aber er sah wirklich zum Erbarmen aus."

Desgremont äußerte sich in dieser Weise inmitten einer Gruppe junger Leute, die sich am Sonntag, kurz vor dem Essen, im großen Salon des Clubs versammelt hatten, um die letzten Nachrichten über den Tagesscandal einzuholen und sich sodann am Abend in Gesellschaft als „gutunterrichtet" nützlich und angenehm zu machen.

Rohault vertheidigte Tressan, indem er wiederholte, was außerhalb des Cercle über Vieuville's Benehmen gesagt wurde.

Da erhob sich eine Stimme, die man bis dahin im Club niemals laut hatte sprechen hören, die des jungen, schüchternen Grafen Alexis Illien.

„Sie übersehen Eins," sagte dieser, „nämlich, daß Sie noch gar nicht wissen können, ob Vieuville einen Vorwand gesucht, seine Anklage böswillig erfunden, oder die einfache Wahrheit gesagt hat."

„So glauben Sie, daß Tressan . .?" fragte Rohault betroffen.

„Was ich glaube, will ich vorläufig noch für mich behalten," fuhr Illien ruhig fort; „aber ich bin gern bereit zu erklären, daß ich den Baron Vieuville für einen Ehrenmann halte, und daß ich Sie sehr hart für ihn finde. — Sie scheinen als selbstverständlich anzunehmen, daß er gelogen hat."

Desgremont, dem der gute Ruf seines Clubs am Herzen lag, fürchtete eine neue Scene, der möglicherweise ein Duell

zwischen Illien und Rohault folgen konnte. Er wandte sich deshalb beschwichtigend an den Einen und den Andern. Illien hörte ihm gelassen zu; aber als Desgremont schwieg, wiederholte er, sich an die Gruppe wendend, die ihn umstand: „Ich halte den Baron Vieuville für einen Ehrenmann, und glaube seinen Worten, es sei denn, daß man mir beweise, daß er die Unwahrheit gesagt hat.“

„Verzeihung, daß ich Sie unterbreche,“ sagte eine Stimme hinter Illien. Er wandte sich um. Tressan stand vor ihm. „Darf ich Sie bitten,“ fuhr dieser höflich fort, „zu wiederholen, was Sie soeben geäußert haben.“

Illien zauderte einige Secunden, dann antwortete er: „Wollen Sie mir nicht gestatten, dies in einigen Tagen zu thun? — Ich bin mit gewissen Gebräuchen, die hier als strenge Regel gelten, nicht ganz vertraut; aber ich glaube zu wissen, daß Sie augenblicklich, so zu sagen, unantastbar sind. Sobald Sie Ihre Rechnung mit meinem verehrten Freunde, dem Baron Vieuville, abgeschlossen haben, werden Sie mich bereit finden, Ihnen Red' und Antwort zu stehen.“

Tressan warf dem Russen einen giftigen Blick zu, dem gleich darauf ein unangenehmes Lächeln folgte. „Ich werde nicht verfehlen,“ sagte Tressan, „Sie in kurzer Frist an Ihr Versprechen zu erinnern; aber ich glaube zur Aufklärung der hier anwesenden Herren, ohne Verzug andeuten zu müssen, daß die Freundschaft, die Sie dem Baron von Vieuville octroyiren, oder vielmehr das Uebelwollen, welches Sie für mich an den Tag legen, nicht vollständig uninteressirt ist . . . Verstehen Sie mich Graf Illien? Oder wünschen Sie, daß ich mich deutlicher ausdrücke?“

„Ich verstehe," entgegnete Illien bleich vor Zorn, „daß Sie ein Elender sind!"

„Meine Herren!" rief Desgremont.

„Ich bitte um Verzeihung," sagte Tressan sich an diesen wendend; „aber ich appellire an Sie Alle, ob ich es bin, der hier eine Ruhestörung provocirt hat." — Darauf warf er den Kopf stolz in die Höhe, maß Illien mit einem verächtlichen Blicke und sagte kalt: „Sie werden bald von mir hören. Augenblicklich gehöre ich mir nicht an."

„Ich meinte dasselbe," entgegnete Illien, der schnell wieder ruhig geworden war, „als ich vorhin den Wunsch ausdrückte, meine Aeußerungen über Sie nicht sofort zu wiederholen."

René Lemercier saß als stummer Zeuge dieses Auftritts in einem Sessel in der Nähe des Kamins. Er hielt sich den Kopf mit beiden Händen, und war von dem, was er hörte, halb betäubt.

„Soll ich Bertha die Geschichte erzählen?" fragte er sich, als er gegen sechs Uhr aus dem Club nach Hause ging. Er überlegte sich, daß die Angelegenheit seiner Schwester unmöglich verborgen bleiben konnte. „Da ist es am besten, sie erfährt Alles durch mich," meinte er.

Er war auffallend still und zerstreut während der Mahlzeit. Nach dem Essen gab er Bertha ein Zeichen, das diese sofort verstand. „Ich möchte mir ein Buch aus Deinem Zimmer holen," sagte sie. „Komm' und leuchte mir."

Die beiden Geschwister entfernten sich; die Mutter blieb mit einer Handarbeit am Kamine sitzen und schlief bald darauf ein.

René glaubte nicht, daß er besondere Rücksichten auf die Gefühle seiner Schwester zu nehmen hätte, wenn es sich um die Schicksale Tressan's und Vieuville's handelte, und sein Bericht über den Auftritt im Club war ein kurzer und sachlicher. Er konnte nicht sehen, welchen Eindruck seine Erzählung auf Bertha machte. Das Zimmer, in dem sich die Beiden befanden, war nur matt erleuchtet, und Bertha hatte sich gleich nach den ersten Worten, die ihr Bruder ausgesprochen, so gesetzt, daß ihre Gesichtszüge im Schatten waren. Als René schwieg, trat eine Pause ein. Endlich sagte Bertha mit schwacher Stimme:

„Gieb mir ein Glas Wasser."

René ging in das Nebenzimmer und brachte seiner Schwester das Verlangte, ohne etwas von ihrem Zustande zu bemerken. Sie trank das Wasser langsam aus, reichte ihm das Glas zurück und sagte, sich erhebend:

„Wir dürfen die Mutter nicht zu lange allein lassen."

„Aber was sagst Du zu der Geschichte?" fragte er.

Sie antwortete nicht, und nach kurzer Pause richtete sie selbst eine Frage an ihren Bruder:

„Wann wird das Duell mit Vieuville stattfinden?"

„Davon hat man noch nicht gesprochen. Ich vermuthe übermorgen; d'Alizières und Riancourt secundiren Tressan; Harvey und der Oberst Véron Vieuville. — Ich weiß auch nicht, welche Waffen gewählt worden sind; jedenfalls wird es eine ernste Geschichte werden."

Die Bedingungen des Duells waren jedoch bereits festgestellt worden; aber Niemand außer den Betheiligten, die Schweigen gelobt und bewahrt hatten, wußte dies. — Harvey

war zunächst abgeneigt gewesen, sich in die Angelegenheit zu mischen; aber als er den armen Vieuville starren Blicks, der Verzweiflung nahe, vor sich gesehen, als er sich überzeugt hatte, daß eine unglückliche Verkettung von Umständen den Baron nöthigte, dem falschen Spieler Genugthuung zu geben, wenn er sich nicht von der Gesellschaft, der er angehörte, in Acht erklären lassen wollte, da war Harvey schnell entschlossen gewesen, seinen Freund in der Noth nicht zu verlassen. — Vieuville's zweiter Zeuge war ein entfernter Verwandter des Baron's, ein Mann reifen Alters, Oberst in der Garde und ein angesehenes Mitglied des Clubs, in dem der Auftritt mit Tressan stattgefunden hatte. Vieuville war zufälligerweise — denn seine Verwirrung hatte ihm nicht gestattet, etwas Ueberlegtes zu thun — in der Wahl seiner Secundanten sehr glücklich gewesen. Viele Leute sagten sich, daß Männer wie Harvey und Véron sich nicht für Vieuville interessirt haben würden, wenn seine Sache nicht eine gute wäre.

Die vier Secundanten hatten sich schnell über die Bedingungen geeinigt, unter denen das Duell stattfinden sollte. Alle waren der Meinung gewesen, daß es sich nur um einen folgeschweren Zweikampf handeln könnte. Er sollte am Montag Morgen, um halb sieben Uhr, an einem ruhigen Plätzchen in der Nähe des Mont Valérien stattfinden. „Ich garantire,“ hatte der Oberst gesagt, „daß uns dort Niemand stören wird.“ — Die Bedingungen des Duells waren: einmaliger Kugelwechsel auf fünf Schritt Barrière.

Die Unterhandlungen zwischen den Secundanten hatten am Sonntag Morgen stattgefunden. Gegen ein Uhr Nachmittag

begab sich Harvey in das Hôtel d'Eltang, um Vieuville das Resultat derselben mitzutheilen. Der Baron hörte ihm zerstreut zu.

„Ich werde Sie morgen früh um fünf Uhr abholen," sagte Harvey. „Sie brauchen sich um nichts zu bekümmern. Oberst Véron und ich werden Alles besorgen."

„Sehr wohl . . Adieu . ."

Vieuville wollte sich entfernen. Harvey hielt ihn zurück.

„Ein Wort," sagte er, „es ist meine Pflicht, heute für Sie an Alles zu denken . . . Kann ich Ihnen behülflich sein, Ihre Angelegenheiten in Ordnung zu bringen?"

„Wozu?" antwortete Vieuville. „Wenn Marie . . wenn Marie erst todt ist . . nun so ist Alles in Ordnung."

„Wie geht es der Baronin?" fragte Harvey schnell, in der Sorge um die kranke Freundin das Duell vergessend.

Vieuville blickte mit Augen, die nichts sahen, um sich, als suche er eine Antwort; wiegte sich unruhig von einem Fuß auf den andern, und klopfte dabei leise die ausgespreizten Finger der beiden Hände gegeneinander; dann senkte er das Haupt, wandte sich ab und verließ das Zimmer ohne geantwortet zu haben.

Harvey, durch diese Pantominen betroffen und beunruhigt, ließ Fräulein Anna d'Eltang durch einen Diener bitten, in den Salon zu kommen. Das junge Mädchen erschien mit rothgeweinten Augen und erzählte, Marie sei sehr krank; der Arzt scheine jede Hoffnung aufgegeben zu haben, und die Mutter habe zum Priester geschickt.

„Könnte ich Ihre Schwester sehen?" fragte Harvey.

Anna verließ den Salon und kam mit dem Bescheide zurück, ihre Mutter lasse Sir Richard bitten, am Abend wieder zu kommen, da die Kranke augenblicklich zu schlummern scheine.

Harvey entfernte sich darauf und fuhr zu Frau Alzati, die jetzt bei ihrer Schwester wohnte und der er von dieser vorgestellt worden war. Die junge Frau hatte Sir Richard's Sympathie sofort gewonnen. Unter dem Einfluß der aufregenden Sorge um Marie und um Vieuville begrüßte er sie, als ob sie alte und gute Bekannte gewesen wären. — Lätizia, ihrerseits, fühlte sich dankbar und vertrauensvoll zu Harvey hingezogen, denn sie wußte aus Martha's Munde, daß sie in ihm einen treuen Verbündeten habe. Sie ahnte übrigens, ohne daß Martha oder Harvey die leiseste Andeutung gemacht hätten, daß Sir Richard's Sympathie für sie, ein Widerschein seiner Liebe für ihre Schwester sei.

Harvey erfuhr von Frau Alzati, daß die Gräfin Daxat am Abend um acht Uhr aus der Bretagne zurückkommen werde. Sie hatte nicht Zeit gehabt zu schreiben, aber sie hatte ihrer Schwester eine Depesche gesandt, aus der hervorging, daß die gute, alte Marquise ohne langes Bedenken Partei für die Schwester ihrer Schwägerin ergriffen hatte.

„Martha theilt mir mit," erzählte Lätizia, „daß ich mich darauf vorzubereiten habe, morgen bereits mit ihr nach Drieux abzureisen."

Harvey drückte seine Freude darüber aus, daß die Angelegenheit einen so guten Verlauf nähme; darauf sprach er von der Krankheit der Baronin von Vieuville; und da er voraussetzte, daß Martha lebhaftes Interesse an dem Befinden

ihrer Freundin nehmen werde, so versprach er, am Abend um acht Uhr an der Eisenbahn zu sein, um der Gräfin Daxat die letzten Nachrichten über den Zustand der Baronin zu bringen. Ehe er sich entfernte, wollte er Frau Alzati auch noch einige Worte über den Vorfall im Club sagen. Es war vorauszusehen, daß Lätizia von dem Streit und dem Duell hören würde. Harvey nahm an, daß sie dadurch aufgeregt werden könnte. In seiner vorsorgenden Sympathie für die unglückliche Frau wollte er ihr Zeit geben, sich zu sammeln, bevor sie mit ihrer Schwester zusammentraf.

Frau Alzati wußte nichts von dem Verhältniß zwischen Frau von Vieuville und Tressan. Sir Richard war nicht berechtigt, sich darüber zu äußern, und erzählte nur in möglichst schonender Weise, Tressan stehe von dem Baron Vieuville angeklagt, falsch gespielt zu haben und werde sich in Folge dessen mit diesem schlagen.

Lätizia hatte die Farbe gewechselt und den Blick zu Boden geschlagen als Tressan's Name ausgesprochen wurde. Als Harvey schwieg sagte sie leise, ohne den Kopf zu erheben:

„Mißverstehen Sie mich nicht . . Wäre es möglich, dem Unglücklichen einen Ausweg zu eröffnen . . ihm bei seiner Flucht behülflich zu sein?“ Sie zögerte wieder und fügte dann noch leiser hinzu: „Vielleicht gebraucht er Geld . . . Könnten Sie es ihm nicht bringen? . . Sie beurtheilen mich nicht falsch, Sir Richard?“

„Nein sicherlich nicht,“ antwortete dieser. „Aber Herr Tressan wird nicht fliehen wollen; er behauptet, er sei unschuldig . . Viele glauben es.“

„Sie wissen, daß er schuldig ist . . Der Unglückliche! . .
Können Sie nichts für ihn thun?“

„Ich fürchte: nein; ich will aber darüber nachdenken.“

Darauf entfernte sich Harvey. Die Sorge um Marie und Vieuville und um Frau Alzati, ja sogar um den unwürdigen Tressan nahm alle seine Gedanken dermaßen in Anspruch, daß er seine eigenen größten Interessen, sein Verhältniß zu Martha, darüber vergaß. — Auch Lätizia dachte an diesem Sonntag Nachmittag nur wenig an sich selbst, obschon sie sehr wohl wußte, daß ihre ganze Zukunft jetzt auf dem Spiele stände. Sie dachte an Tressan, den sie geliebt, und der sie betrogen hatte; den sie verachtete und dennoch aus tiefster Seele bemitleidete. Sie wollte ihn nie wieder sehen — ihr Herz schauderte bei dem Gedanken eines möglichen Zusammentreffens mit ihm — aber wenn es möglich war, so wollte sie ihn retten. — Wie? — Sie durfte in der Sache nichts thun, ohne ihre Schwester um Rath gefragt zu haben. Sie nahm sich vor, am Abend mit dieser zu sprechen.

Während die Pariser über den Baron Vieuville spotteten, Tressan anklagten oder entschuldigten; — während Harvey und Lätizia um Andere, Würdige und Unwürdige sorgten; — während Tressan, einem zum Tode Verurtheilten gleich, der entschlossen ist „mit Grazie“ zu sterben, mit einem eigenthümlichen Lächeln auf den schmalen Lippen in seinem Zimmer auf- und abging; — während Anna d'Eltang um ihre Schwester weinte und der alte d'Eltang ruhig die „Union“ las, als drohe ihm kein Unglück; — während Vieuville in Schmerz versunken neben dem Zimmer saß, in dem sein Liebstes auf

der Welt, jetzt der Erlösung von aller Unruhe und von allem Schmerz entgegen ging; — während des langen Sonntag-Nachmittags, wich die arme, alte Baronin d'Eltang nicht von der Seite ihres Kindes. — Schmerz ist ein gutes Mittel gegen Sorgen; aber es giebt Sorgen, die derart peinigen, die so am Herzen zehren, daß sie selbst den bittersten Schmerz betäuben. — Der Baronin lag eine solche schwere Sorge wie ein Stein auf der Brust: Marie hatte bereits zu verschiedenen Malen angedeutet, daß sie Edmund allein zu sehen wünsche, und ihre Mutter hatte diese Andeutung absichtlich überhört. Nun saß sie sinnend und sorgend neben dem Lager, auf dem ihr Liebling still und bleich dalag. Sie hoffte nichts mehr, und ihr Schmerz war unbeschreiblich; aber sie fürchtete Etwas, und ihre Furcht war so groß, daß sogar ihr Schmerz davor schwieg.

„Wo ist Edmund?“ fragte Marie wieder.

Die Baronin erhob sich und näherte sich der Thür; an der Schwelle blieb sie lange nachdenklich stehen; dann kehrte sie zum Bette zurück, beugte sich über die Kranke und küßte sie auf die Stirn.

„Meine Tochter,“ sagte sie; „schütte Dein Herz vor Deiner Mutter aus; aber schone eines Unglücklichen ... Laß Edmund seinen Glauben, sein Vertrauen zu Dir, damit er Dich noch lieben könne, wenn Du uns erhalten bleibst, und Dich beweine und Dein Andenken ehre, wenn ...“

Sie konnte nicht weiter sprechen; der Jammer erstickte sie; sie sank auf einen Sessel und bedeckte sich das Antlitz.

Marie blieb lange Zeit stumm und unbeweglich; dann sagte sie, starr vor sich hinblickend:

„Du hast Recht, Mutter. Ich habe nicht genug gelitten für das, was ich gethan . . Ich gehorche Dir . . und das ist meine härteste Strafe . . Nun rufe Edmund . . und sei unbesorgt."

Der Nachmittag schlich dahin. Im Krankenzimmer wurde seit Stunden bereits kaum noch gesprochen. Marie wurde schwächer und schwächer; aber noch leuchtete volles Bewußtsein aus den dunklen Augen, die sich von Zeit zu Zeit müde schlossen und dann wieder liebevoll von der Gestalt der Mutter auf die des Gatten oder der Schwester wanderten. — Der alte Baron d'Eltang schien blind zu sein oder er wollte nicht sehen, daß es mit seinem Kinde zu Ende ging. Er erschien im Laufe des Nachmittags mehrere Male am Lager seiner Tochter, musterte sie dann jedesmal mit großer Aufmerksamkeit, aber bemerkte wohl keine bedenkliche Veränderung in ihrem Zustande, und entfernte sich immer bald wieder. — Alte Herzen werden oft so eisig kalt, als wären sie schon todt.

Um sieben Uhr erschien Harvey wieder im Hôtel d'Eltang. Er sah Marie einen Augenblick. Sie lächelte ihm freundlich zu, und als er ihr mittheilte, er gehe nun nach der Eisenbahn, um die Gräfin Daxat zu erwarten, die von einem kurzen Besuche bei ihrer Schwägerin zurückkehre, sagte Marie leise:

„Ich würde mich freuen, Martha noch einmal zu sehen. Sie war ja meine ‚schöne Freundin', meine beste Freundin."

Sie lächelte kindlich, bezaubernd und fügte hinzu: „Schade, Sir Richard, daß Sie nicht als Frau geboren sind — dann hätte ich eine gute Freundin gehabt . . . und Alles wäre vielleicht anders geworden."

Harvey erhob sich verlegen und entfernte sich schnell, unter dem Vorwande, er müsse sich beeilen, um rechtzeitig an der Eisenbahn zu sein. — Auf der Station traf er mit Lätizia zusammen. Er erzählte ihr, er sei bei Tressan gewesen, habe ihn aber nicht gefunden und einen Brief hinterlassen, in dem er ihn noch zu später Stunde Rendezvous gebe. „Ich werde thun, was ich kann, um ihm zu helfen," fügte er hinzu, „aber ich fürchte, er wird jede Hülfe verschmähen."

Bald darauf kam der Zug an, und wenige Minuten später trat die Gräfin Daxat in den großen Saal, in dem Harvey und Lätizia auf sie warteten. — Nachdem die beiden Schwestern sich umarmt hatten, näherte Harvey sich der Gräfin. Sie drückte ihm herzlich die Hand und erkannte sofort an dem Ausdrucke seines Gesichtes, daß etwas Außergewöhnliches und Schmerzliches vorgefallen sei. Sie sah ihn ängstlich fragend an. — Lätizia trat einige Schritte zurück, um das Gespräch zwischen den Beiden nicht zu stören. Harvey berichtete in wenigen Worten von dem plötzlichen Erkranken der Baronin Vieuville und von dem Vorfall im Club. Obgleich er dabei gar nicht an sich selbst dachte, so bemerkte er doch, und dies gewährte ihm eine innige Befriedigung, wie vertraulich das Verhältniß zwischen ihm und Martha während der letzten Tage geworden war.

„Weiß Lätizia schon, was vorgefallen ist?" fragte die Gräfin.

„Ich habe es für das Beste gehalten, ihr Alles zu sagen."

„Sie irren sich nie, wenn es sich darum handelt Gutes zu thun," sagte Martha. Sie bat Harvey sodann, ihr am selben Abend noch, selbst wenn es spät werden sollte,

Nachrichten von Marie zu bringen: „Sagen Sie ihr, ich werde morgen ganz früh zu ihr kommen; oder noch lieber heute Abend, wenn der Doctor es erlauben will.“

Harvey verließ darauf die beiden Schwestern und begab sich zunächst nach seiner Wohnung. Er fand dort einen Brief von Tressan, den er schnell durchlas und dann mit einem ärgerlichen Achselzucken zerknitterte und in das Feuer warf. — Tressan hatte Harvey's Besuch als die Mahnung eines Gläubigers gedeutet und schrieb, Harvey könne unbesorgt sein; das Geld, das er ihm geliehen habe, werde in jedem Falle, selbst wenn er, Tressan, fallen sollte, zurückbezahlt werden. „Ich bedaure,“ schloß der Brief; „Ihnen heute Abend kein Rendezvous mehr geben zu können. Meine Zeit ist bis morgen früh vollständig in Anspruch genommen.“

Es ist ein langer Weg von der Station Montparnasse bis nach dem Viertel der Champs Elysées, in dem die Gräfin Daxat wohnte; und die beiden Schwestern konnten sich während der Fahrt viel erzählen.

Lätizia erfuhr, daß die Gräfin Drieux vollständig für die gemeinschaftliche Sache der Schwestern gewonnen sei, und daß diese bei ihr wohnen könnten, bis in Paris durch einflußreiche Verwandte, Freunde und Bekannte Maßregeln getroffen seien, um Lätizia's Einführung in einige tonangebende Salons zu sichern. Lätizia sagte dazu kleinlaut:

„Ich werde in der guten Gesellschaft doch nur geduldet werden. — Wozu soll ich mich einer solchen Demüthigung aussetzen? Du würdest dies noch schmerzlicher als ich empfinden. Es genügt mir, wenn mir gute Menschen, wie Sir Richard

Harvey und die Marquise von Drieux, vertrauensvoll und freundschaftlich die Hand reichen wollen. Ich sehne mich durchaus nicht danach, fremde Leute kennen zu lernen; ich fürchte mich sogar davor. — Also gieb Dir keine Mühe, mich unter Deinen Bekannten einzubürgern . . . Es ist Alles so viel besser geworden, als ich erwarten durfte. Ich bin zufrieden, nun wieder mit Dir zusammen zu sein, und verlange nicht mehr.

Die Gräfin Daxat drang nicht weiter in ihre Schwester. Sie hatte sich im Gespräche mit der Marquise, gerade weil diese eine gute, wohlwollende Frau war, klar gemacht, daß Lätizia's Stellung in der Pariser Gesellschaft immer eine falsche bleiben müßte. Sie hatte ihrer Schwester diese demüthigende Mittheilung ersparen wollen. Es war ihr lieb, daß ihr dies so leicht gemacht wurde. — Das Gespräch stockte eine kleine Weile nach Lätizia's letzten Worten; dann fing Martha an, von dem Vorfall im Club zu sprechen. Sie wünschte, sich mit Lätizia über dies peinliche Thema im Wagen, im Dunkeln auszusprechen, um eine etwaige Verlegenheit ihrer Schwester ignoriren zu können. Auch Lätizia war daran gelegen, rasch zu sagen, was sie für Tressan zu thun beabsichtigte. Sie hatte nicht zu fürchten, von ihrer Schwester mißverstanden zu werden, aber sie schämte sich ihrer eigenen Güte und Großmuth wie einer Schwäche, und kleidete deshalb den Vorschlag, Tressan zu seiner Flucht behülflich zu sein, in einen Vorwand, der sich ihrem Geiste während des Sprechens darstellte.

„Ich hoffe," sagte sie, „Herrn Tressan nie wiederzusehen, und Du weißt, wie sehr ich dies wünschen muß. — Wenn man ihn überreden könnte, von Paris zu fliehen, so würde

er es nicht wagen, hierher zurückzukehren. Aber er wird in Geldverlegenheit sein. Kennst Du Jemand, der geeignet wäre, ihm anzubieten, was er gebrauchen mag?"

Martha war derselben Meinung wie Harvey. „Herr Tressan wird nicht entfliehen wollen," bemerkte sie.

„Es wäre ein großes Glück für mich, wenn er es thäte," entgegnete Lätizia.

Martha sann einen Augenblick nach. „Ich will heute Abend mit Sir Richard darüber sprechen," sagte sie. Sie dachte jetzt immer zuerst an den Baronet, wenn es sich darum handelte, ihr einen Dienst zu leisten.

„Kennst Du keinen andern zuverlässigen Menschen, einen jüngern Mann?" fragte Lätizia. „Tressan würde sich einem solchen gegenüber weniger beschämt fühlen."

„Graf Illien . ." sagte Martha nachdenklich.

„Nein, nicht den, das ist unmöglich!" rief Lätizia.

„René Lemercier," fuhr Martha fort.

„Ja, René Lemercier, der ist dazu geeignet! Martha, ich bitte Dich, bescheide ihn sofort zu Dir. Er war ein Freund Tressan's; er muß Mitleid mit dem Unglücklichen haben. Laß mich mit Lemercier sprechen. Ich werde ihn veranlassen, Tressan zu Hülfe zu kommen . . ."

Die Gräfin antwortete nicht.

„O, Martha, beurtheile mich nicht falsch," fuhr Lätizia flehend fort.

„Nein, nein," sagte Martha und legte ihre Hand vertraulich und liebevoll auf die ihrer Schwester. „Ich weiß wie gut Du bist. Ich will Alles thun, was Du von mir verlangst."

Der Wagen war vor dem Hause der Gräfin Daxat angelangt. Die beiden Damen stiegen aus und traten in die erleuchteten Gemächer, in denen Alles zu ihrem Empfang vorbereitet war. — Eine Kammerfrau wollte der Gräfin behülflich sein, den Hut und den Mantel abzulegen; aber Martha setzte sich im Reiseanzuge an ein kleines Bureau und schrieb wenige Zeilen. Dann ließ sie einen Diener rufen.

„Nehmen Sie den Wagen," sagte sie, „und suchen Sie Herrn Lemercier auf. Sie werden ihn in seiner Wohnung oder im Club finden; oder man wird Ihnen an dem einen oder dem anderen Orte sagen können, wo er ist. Sie müssen ihn finden. — Verstehen Sie mich? Und dann geben Sie ihm diesen Brief, und bringen Sie mir seine Antwort. Die Sache hat große Eile."

XX.

Martha hatte soeben ihren Reiseanzug abgelegt und sich in den Salon begeben, wo ihre Schwester auf sie wartete, als der Diener, der vor einer halben Stunde fortgefahren war, wieder eintrat, um zu berichten, Herr Lemercier werde sich beeilen, den Befehlen der Frau Gräfin Folge zu leisten. Wenige Minuten später hörte man einen Wagen vor der Thür anhalten, und gleich darauf wurde Herr René Lemercier angemeldet.

Er blieb erstaunt auf der Schwelle stehen, als er Frau Alzati neben Gräfin Daxat sitzen sah. Diese sagte ohne jede Verlegenheit: „Sie kennen meine Schwester schon," und lud sodann Lemercier ein, Platz zu nehmen.

René wußte nicht mehr, wo ihm der Kopf stand. Seit vierundzwanzig Stunden lebte er wie in einem Traum: Tressan, der „unwiderstehliche", der elegante Cavalier, das beneidete Vorbild aller gesellschaftlichen Tugenden, Tressan, dem er niemals hatte ähnlich werden können — Tressan, angeklagt, ein falscher Spieler, ein elender Betrüger zu sein! — Und Bianca, die Frau des verstorbenen Spielers Felice Alzati, die ehemalige Geliebte Tressan's — Bianca, die Schwester der Gräfin Daxat, und jetzt wie zu Hause am Herde der stolzen Frau! — Es war zu viel für René's kleines Gehirn. Er war zu verwirrt, um irgend welche Aufklärung zu suchen oder zu verlangen, und ließ sich mit verstörter Miene auf den Sessel fallen, den die Gräfin Daxat ihm angeboten hatte. — Wie im Traume auch, undeutlich nur, vernahm er, was die beiden Schwestern, jetzt die Eine, dann wieder die Andere sprechend, von ihm verlangten. — Was? . . Er sollte zu Tressan gehen, ihm Geld anbieten, ohne zu sagen, von wem es käme, und ihn auffordern, Paris heimlich zu verlassen? — Wer war hier nicht recht bei Verstande? Waren es die beiden Frauen, die solch seltsames Ansinnen an ihn stellten, oder war er es selbst, indem er sie mißverstand? — Er rieb sich die kleine Stirn, und plötzlich unterbrach er die Gräfin:

„Verzeihung, meine Gnädigste! Ich verstehe Sie ohne Zweifel nicht richtig."

Aber die Gräfin wiederholte klar und deutlich, was sie bereits gesagt und was René richtig verstanden hatte.

„Das ist ganz unmöglich," sagte dieser mit größerer Bestimmtheit im Tone, als er sonst der Gräfin gegenüber

anzunehmen pflegte. „Das einzige Resultat meines Besuches bei Tressan würde sein, daß er mich nun auch fordern würde. — Seine Schuld ist noch nicht erwiesen. Ich mag nicht der Dritte im Bunde gegen ihn sein."

Nun war es an der Gräfin und an Lätizia nicht mehr zu verstehen. „Was wollen Sie sagen? Von welchen zwei Gegnern des Herrn Tressan sprechen Sie?"

„Von Vieuville und von Illien natürlich; von wem soll ich sprechen wollen?"

„Vom Grafen Alexis Illien?"

„Nun jawohl!"

Er sah an dem Erstaunen und Schrecken der beiden Frauen, daß diese von dem zweiten Vorfall im Club noch keine Kenntniß hatten. Es war ihm inmitten seiner Verwirrung und Aufregung, eine beruhigende Genugthuung, erzählen zu können, was er mit angesehen hatte: Illieu hatte für Vieuville Partei ergriffen, und Tressan hatte den jungen Russen gefordert, oder mußte dies thun.

Eine Pause trat ein, nachdem Lemercier seinen Bericht beendet hatte. Lätizia erhob sich ohne ein Wort zu sagen und verließ das Zimmer. René und Martha saßen sich noch einige Minuten stumm gegenüber, dann sagte die Gräfin: „Entschuldigen Sie mich einen Augenblick — aber warten Sie auf mich." Sie folgte ihrer Schwester und kehrte erst nach einer viertel Stunde mit einem Briefe in der Hand zurück.

„Können Sie den Grafen Illien heute Abend noch auffinden?" fragte sie, sich an René wendend.

„Sehr leicht."

„Wollen Sie die Güte haben, ihm diesen Brief zu geben? .. Aber er muß sicherlich heute Abend noch in seine Hände gelangen."

„Das will ich gern übernehmen; das ist eine andere Sache . . . Ich stehe immer zu Ihren Befehlen, Frau Gräfin; aber Sie werden selbst einsehen, daß es mir schlechterdings unmöglich ist, Ihren Auftrag an Tressan auszurichten."

„Das ist abgemacht. Sprechen wir nicht mehr davon. Sprechen Sie überhaupt nicht von der Sache, wenn Sie mir gefällig sein wollen — Es handelt sich jetzt nur noch um die schnelle Besorgung dieses Briefes an den Grafen Illien."

„Die übernehme ich." René erhob sich und fuhr fort. „Und dann will ich jetzt gehen, Frau Gräfin, wenn Sie mir keine weiteren Befehle zu geben haben. . Merkwürdige Geschichten passiren in dieser Welt! Nicht wahr? Was sagen Sie zu all' dem? . . Nun, auf Wiedersehen! — Sie können sich darauf verlassen, daß dieser Brief bald in Illien's Händen sein wird."

Damit entfernte sich Lemercier. — Martha begab sich darauf zu ihrer Schwester, die sie ängstlich fragend anblickte, als sie in das Zimmer trat.

„Sei ruhig," sagte Martha. „Er wird sicherlich kommen."

Das Dienstpersonal der Gräfin wußte gar nicht mehr, was es von dem eigenthümlichen Gebahren seiner Herrschaft denken sollte. Seit einigen Tagen herrschte in dem sonst so ruhigen, ordentlichen Hause eine Wirthschaft wie bei Damen, die sich „amüsiren". — Die Gräfin fuhr des Nachts um zwei Uhr aus, blieb bis fünf Uhr in einem fremden Hause, beherbergte

eine Unbekannte, eine Madame Lätizia, die sie ihre Schwester nannte; verreiste allein, ohne einen erfindlichen Grund; kam plötzlich wieder zurück; empfing zu ungewöhnlichen Stunden Besuche, und bekümmerte sich allem Anscheine nach um Nichts, was im Hause vorging, wo sie sonst Alles streng zu überwachen pflegte. Herr Lemercier hatte den Salon kaum verlassen, als Sir Richard Harvey sich anmelden ließ; und währenddem dieser noch in eifrigem Gespräch mit den beiden Damen saß, trotzdem es nahe an Mitternacht war, kam der Jäger eines Clubs in einem Wagen angefahren und überbrachte einen Brief, der, wie er sagte, die größte Eile hatte. — Diener, Kutscher, Kammermädchen und Köchin zerbrachen sich die Köpfe darüber, was dies Alles zu bedeuten habe.

Sir Richard und Martha hatten in der That Vieles zu besprechen. Sie bemerkten gar nicht, daß es spät geworden sei, und bekümmerten sich nicht im Mindesten darum, was die Dienerschaft sagen und denken mochte. Harvey hatte über die Krankheit der Baronin und über das Duell zwischen Tressan und Vieuville gesprochen und dagegen von der Gräfin erfahren, daß Illien ebenfalls in einen Streit mit Tressan verwickelt worden sei. — „Ist es nothwendig, daß sich Graf Illien mit Herrn Tressan schlägt?“ hatte die Gräfin gefragt. „Ist es ihm nicht erlaubt, nein, ist es nicht sogar seine Pflicht, einem Menschen von Tressan's Charakter Genugthuung zu verweigern?“

Harvey hatte darauf keine bestimmte Antwort geben können. Er wollte Illien's Antwort abwarten.

Sir Richard und Martha saßen sich während dieser

Unterhaltung dicht gegenüber, denn sie sprachen leise, um von den neugierigen Leuten, die möglicherweise an den Thüren lauschen konnten, nicht gehört zu werden. Ihre Blicke begegneten sich häufig. Es waren ruhige, ehrliche Blicke, wie sie zwischen guten Freunden gewechselt werden, die sich Einer auf den Andern verlassen und in der Noth zusammen halten wollen. — Lätizia saß anscheinend theilnahmlos am Kamin. Sie hörte kaum, was die Beiden neben ihr sprachen; aber so oft ein Wagen vor der Thür anhielt, klopfte ihr das Herz, und sie wartete sodann einige Minuten mit Spannung aller Nerven, hoffend, Alexis Illien in das Zimmer treten zu sehen.

Endlich wurde die Thür geöffnet, aber es war nur ein Diener, der hereintrat. Er überreichte den Brief, der eben aus dem Club angekommen war. Martha erbrach das Couvert und durchflog den Brief mit den Augen.

„Es ist gut," sagte sie dem Diener, der wartend an der Thür stehen geblieben war. — Sobald der Mann sich entfernt hatte, wandte sie sich an Harvey und ihre Schwester. „Ein Brief von Herrn Lemercier," sagte sie und dann las sie vor:

„Graf Illien ist nicht aufzufinden. Ich habe ihn vergeblich im Club und in seiner Wohnung gesucht. Sein Diener sagte mir, der Graf sei, nachdem er zu Hause gegessen, gegen neun Uhr mit zwei Herren, die ihn aufgesucht, ausgegangen. Der Diener kannte die Herren nicht. Ich vermuthe, es waren seine Secundanten oder die des Herrn Tressan. Ich habe im Club für Illien aufgeschrieben, daß ein eiliger Brief in seiner

Wohnung auf ihn warte. Er wird Ihre Mittheilungen also sicherlich heute Abend noch lesen."

„Was hatten Sie geschrieben?" fragte Harvey, sich an Martha wendend.

„Ich bat den Grafen, womöglich heute Abend noch zu mir zu kommen; andernfalls morgen, in aller Frühe. Ich hoffe, er wird meinen Brief rechtzeitig bekommen."

„Sie können beruhigt sein," antwortete Harvey darauf. „Ich weiß positiv, daß Herr Tressan morgen Vormittag in einer Weise in Anspruch genommen ist, die ihn nicht daran denken läßt, sich um Alexis zu bekümmern. Die Unterhandlungen zwischen seinen Secundanten und denen des Grafen Illien können frühestens im Laufe des morgenden Tages stattfinden. Vorher sehen Sie unsern jungen Freund, oder ich suche ihn auf. Wir haben jedenfalls noch vierundzwanzig Stunden Zeit. Mittlerweile läuft viel Wasser in das Meer."

Er drückte darauf den beiden Frauen freundlich die Hand und empfahl sich.

„Welch' guter, edler Mensch!" sagte Lätizia ihm nachblickend.

Martha antwortete nicht, aber sie seufzte leise.

Die beiden Schwestern warteten noch lange Zeit im Salon. Als es jedoch nahe an zwei Uhr Morgens geworden war, gaben Sie die Hoffnung auf, Illien noch zu sehen, und wollten sich zur Ruhe begeben. Als Martha ihre Schwester umarmte, um ihr eine gute Nacht zu wünschen, bemerkte sie, daß dieser das Antlitz wie im Fieber brannte.

„Sei ruhig, Lea," sagte sie. „Alles wird gut werden."

Lätizia schüttelte traurig das Haupt, und die Thränen

kamen ihr in die Augen. „Ich bin seit drei Tagen zu glücklich gewesen," sagte sie resignirt.

Die Schwestern waren an ein Fenster getreten und blickten stumm in die schwarze Nacht hinaus. Plötzlich prallten Beide erschrocken zurück. Ein Blitzstrahl schien dicht vor ihren Augen aus dem dunkeln Gewölk in die Erde zu fahren. Gleich darauf machte ein furchtbarer Donnerschlag das Haus erbeben, und dann schlug klatschender Regen gegen die Scheiben und auf das Pflaster.

„Komm mit mir," sagte Martha. „Wir wollen in demselben Zimmer schlafen. Das ist eine furchtbare Nacht! So stürmte es manchmal zu Hause, an der Küste. Gott sei denen gnädig, die jetzt auf dem Meere sind."

XXI.

Das Ungewitter, das sich spät in der Nacht über Paris entladen, hatte sich erst am frühen Morgen langsam und grollend verzogen. Aber der Regen hatte nicht aufgehört und fiel ununterbrochen und schwer auf die getränkte und überschwemmte Erde. — In den alten, ärmeren und schlechteren Stadttheilen von Paris, jenseits des Faubourg Montmartre und der Boulevards, sah man lange Reihen von Arbeitern in weißen und blauen, befleckten und zerrissenen Blousen ihrem Tagewerke zueilen; aber in den neuen, vornehmen Vierteln, in den Champs Elysées und den großen Avenuen, die sich vom Arc de Triomphe in langen graden Linien nach allen Himmelsgegenden hin erstrecken, war es unheimlich

öde. Fast kein Fußgänger war dort zu erblicken. Die Straßenkehrer, die man in diesen Stadttheilen gewöhnlich zu den frühesten Tagesstunden beschäftigt sehen kann, ließen vorläufig noch den Regen für sie arbeiten, der allen Staub in schlammigen Schmutz verwandelt hatte und allen Unrath mit sich fortschwemmte. — Die Stadtsergeanten, die Nachtdienst gehabt hatten und nun müde und fröstelnd auf Ablösung warteten, hatten unter Thorwegen Schutz vor dem Unwetter gesucht und gefunden und blickten, mehr aus Gewohnheit als aus Pflichtgefühl, die leeren Straßen auf und ab, ganz sicher, daß bei diesem Regen nichts vorfallen werde, was ihre Thätigkeit in Anspruch nehmen könne. — Die Kutscher der wenigen Nachtdroschken, die am Rond-Point und am Arc de Triomphe hielten, hatten sich in ihre Wagen verkrochen und waren dort ruhig und fest eingeschlafen. Die armen, mageren Gäule ließen die knochigen, großen Köpfe hängen, und standen mit schläfrig halbgeschlossenen Augen, wie erstarrte Bilder des Elends, regungslos da.

Zwei Sergeants-de-ville die sich kameradschaftlich nebeneinander unter dem breiten Thorwege eines vornehmen Hôtels, ganz am Ende der Champs Elysées aufgestellt hatten, wandten plötzlich Beide die Köpfe nach rechts. — Zwei dunkle Coupés, von stattlichen Pferden im scharfen Trabe gezogen, waren aus der Rue de Villault in die Champs Elysées gelangt und näherten sich nun schnell dem Arc de Triomphe. — Die Kutscher in langen Ueberröcken beugten sich gegen das Wetter und schienen nur die leere Straße vor sich zu sehen. - Die schweren Hufe der Pferde klatschten in den Pfützen, die

sich überall gebildet hatten und warfen dicke Schlammtropfen bis auf das Trottoir. — Die Sergeants=de=ville, blickten in die vorüber rollenden Wagen. In einem jeden derselben saßen zwei Herren. Das war Alles, was die Polizeibeamten entdecken konnten. Sie sahen sich bedeutsam und gleichgültig zugleich an.

„Ich wette," sagte der Eine, „daß ich weiß, wo Die hinfahren."

Der Zweite, der Aeltere von den Beiden, machte eine Bewegung mit der Schulter als ob er sagen wollte: „Was geht uns das an," und antwortete dann laut: „Ich auch."

Nach wenigen Minuten ergriff der Jüngere von Neuem das Wort:

„Da kommen die Anderen," sagte er.

Diesmal begnügte sich der Andre damit, zu nicken; aber sein Kamerad, der neugieriger zu sein schien, trat aus dem Thorwege heraus auf die breite Chaussée, um die Insassen der zwei anderen Wagen, die aus der Rue de Berry gekommen waren, etwas genauer in Augenschein nehmen zu können. Er warf einen schnellen Blick in einen jeden der Wagen, als diese an ihm vorbeifuhren, und kehrte dann langsam, unbekümmert um den Regen, gegen den ihn sein Mantel schützte, zu seinem philosophischen Genossen zurück.

„Vornehme Leute," berichtete er. „Ich habe den Einen oft gesehen; muß hier in der Nähe wohnen."

Den Aeltern schien das unnütze Geschwätz seines Kameraden zu ärgern. Er gähnte laut, streckte die Arme dabei weit aus und sagte: „Es muß nahe an sechs Uhr sein. Ich mache mich auf den Weg zur Wache. — Guten Morgen!"

Die vier Wagen bogen, einer nach dem andern, in die Avenue du Roi de Rome ein, gelangten nach dem Trocadéro, und setzten von dort ihren Weg durch die Avenue de l'Empereur fort. Der erste Wagen rollte in ebenmäßigem, schnellem Tempo dem Bois de Boulogne zu; aber der Kutscher des zweiten Wagens mußte plötzlich seinem Pferde einen scharfen Peitschenschlag geben, denn das mit leichter Hand geführte Thier hatte sich unversehens dem Trottoir genähert und wollte vor der Thür einer kleinen, dem Anscheine nach unbewohnten Villa, Halt machen.

Das Gesicht eines bleichen Mannes mit zornig funkelnden Augen bog sich aus dem Wagen und eine ungeduldige Stimme rief dem Kutscher zu: „Sind Sie bei Sinnen? So passen Sie doch auf! Vorwärts! Folgen Sie dem andern Coupé."

Ein zweiter Herr, der in demselben Wagen neben dem blassen Mann saß, hatte den kleinen Zwischenfall kaum bemerkt und ihn unberücksichtigt gelassen; aber er beobachtete seinen Nachbar von der Seite mit einer Aufmerksamkeit, die nicht frei von Besorgniß und Erstaunen zu sein schien.

„Tressan ist nervös," sagte er vor sich hin. „Wer hätte das geglaubt?"

In dem dritten Wagen, der wenige Minuten später an der Villa vorbeirollte, saßen der Oberst Véron und sein Regimentsarzt; in dem vierten, der unmittelbar folgte, der Baron Vieuville und Sir Richard Harvey.

Vieuville war ebenso bleich wie Tressan; aber keine Spur von Aufregung, nur verzweifelte Traurigkeit war auf seinem Gesichte zu lesen. Er hatte sich vor einer halben

Stunde von einem Sterbebette fortgestohlen, um Harvey zu folgen, und seine Gedanken weilten noch bei der Kranken.

„Sie wollte meine Hand gar nicht loslassen,“ flüsterte er Harvey zu. „Sie hielt mich fest . . . Wissen Sie: wie ganz kleine Kinder es thun, die sich mit ihren winzigen Fingerchen an Einen anklammern. — Ganz fest hielt sie mich. Ein Glück, daß sie eingeschlafen war.“

Am Fuße des Mont Valérien, an einer Stelle wo sich mehrere Wege kreuzen, trafen die Wagen zusammen; und die acht Personen, die in denselben gesessen hatten, stiegen schweigsam aus und begrüßten sich. Die Kutscher empfingen Weisungen, wandten um und fuhren im Schritt nach verschiedenen Richtungen hin ab. — Die Herren, der Oberst Véron als Führer an der Spitze, betraten einen engen Fußweg, der sich nach der Festung emporzuschlängeln schien und klommen den Berg langsam empor. Nachdem sie zehn Minuten gegangen waren, blieb der Oberst stehen. „Hier,“ sagte er lakonisch.

Man war auf einem freien, von niedrigem Gesträuch eingefaßten Platz angelangt. Zur Rechten erhoben sich die steilen, mit Moos und Gras bedeckten Mauern der Forts des Mont Valérien; nach allen anderen Richtungen hin erblickte man das große, von bewaldeten Höhen eingeschlossene Seine-Thal, in dem Paris liegt. Der Regen hatte nicht aufgehört. Hinter seinem grauen Schleier erschien Paris wie eine ungeheuere, unförmige Masse, aus der in weiten Zwischenräumen die kolossalsten Bauten der Stadt: der Arc de Triomphe, das Panthéon, der Dom der Invaliden, die Tuilerien, die

Thürme von Notre-Dame und Saint-Sulpice undeutlich, traumhaft emporragten.

Die beiden Doctoren, von denen der Eine mit Riancourt, der Andere mit dem Oberst Véron gekommen waren, hatten sich als alte Bekannte freundschaftlich die Hände geschüttelt und unterhielten sich von gleichgültigen Dingen.

Die vier Secundanten conferirten flüsternd mit einander. Vieuville und Tressan standen etwas abseits, jeder allein, zur Rechten und Linken ihrer Freunde. — Tressan hatte sich an einen Baum gelehnt und schien aufmerksam damit beschäftigt, mittelst des eleganten Spazierstocks, den er in der Hand trug, den fetten Lehm abzustoßen, der sich wie eine zweite, breite Sohle an seine Stiefel geklebt hatte. Seine dunklen, unruhigen Augen waren zu Boden geschlagen; aber mehrere Male warfen sie scheue Blicke nach der Stelle, auf der Vieuville stand. Dieser, die Hände hinten auf dem Rücken in einander gelegt, blickte unverwandt nach Paris hinüber. Seine Augen hatten den Arc de Triomphe gefunden, und seine Gedanken wanderten nun den Faubourg St. Honoré hinunter, bis an das Hotel d'Eltang, bis in das Zimmer, in dem Marie lag.

„Dies Paar," sagte der Oberst halblaut, so daß er nur von den Nächststehenden, von den drei anderen Secundanten, gehört werden konnte, und indem er unter seinem Ueberrock einen Pistolenkasten hervorzog, „dies Paar habe ich gestern, um auf alle Fälle vorbereitet zu sein, von Devisme laden lassen. Ich gebe mein Wort, daß der Baron Vieuville die Waffen niemals gesehen hat. Da bei dem Regen acurates

Laden kaum möglich ist, so erlaube ich mir den Vorschlag zu machen, daß diese Pistolen gewählt werden."

Tressan's Secundanten traten zwei Schritte bei Seite und wechselten flüsternd einige Worte mit einander. Dann näherten sie sich den beiden anderen Herren wieder und erklärten sich mit dem gemachten Vorschlag einverstanden. — Der langbeinige Oberst maß darauf mit großen Schritten die Mensur ab und bezeichnete die Barrièren durch zwei tiefe Striche, die er mit dem Stiefelhacken in die feuchte, lockere Erde zog. — Sodann wurden die Pistolen und die Plätze verloost, und nachdem alle diese Vorbereitungen zum Kampfe ruhig, schnell, sachgemäß vollzogen waren, trat der Oberst einen Schritt vorwärts und sagte mit lauter Stimme:

„Meine Herren! Herr Tressan, Herr Baron von Vieuville!"

Die Angeredeten blickten in die Höhe. Der Oberst, nachdem er sich ihrer Aufmerksamkeit vergewissert hatte, fuhr mit ruhiger, deutlicher Stimme fort:

„Meine Herren! Es ist meine Pflicht, Sie noch einmal aufzufordern, sich miteinander zu versöhnen."

Er blickte erst Tressan, dann dessen Gegner an, und wartete einige Secunden. Darauf sprach er weiter:

„So bleibt mir also nur noch übrig, Ihnen die Bedingungen, unter denen das Duell stattfinden soll, in das Gedächtniß zurückzurufen . . Nachdem Sie Ihre Plätze eingenommen haben, commandire ich: „Fertig! Feuer!" darauf zähle ich in diesem Tempo" — er accentuirte scharf und machte dazu drei leichte Bewegungen mit der Hand: „Eins, Zwei, Drei! — Sobald ich „Drei" gesagt habe, hat ein Jeder

von Ihnen das Recht, innerhalb der abgeschrittenen Mensur bis zu seiner Barrière, gehend oder stehend, auf den Gegner zu feuern . . . Ist dies von Ihnen Beiden, meine Herren, wohlverstanden?"

Vieuville nickte stumm. Tressan sagte leise: „vollständig."

In demselben Augenblick warfen die beiden Gegner, wie auf ein gegebenes Zeichen, die Ueberröcke ab und begaben sich, von ihren Secundanten begleitet, ein jeder auf den ihm angewiesenen Platz.

Und nun standen sie sich einander gegenüber.

„Fertig! Feuer! Eins . . Zwei . . Drei!"

Vieuville, ohne sich von der Stelle zu bewegen, hob den Arm, zielte eine Secunde und drückte ab. Es klang in der feuchten, schweren Luft, als ob die Pistole versagt hätte, und nur das Zündhütchen losgegangen wäre. Nirgends ein Echo des dumpfen, vollen, matten Knalls.

Aber die Pistole hatte nicht versagt. — An der innern Seite des linken Oberarm's Tressan's, in der Höhe seines Herzens, war ein Fetzen Tuch vom Aermel fortgerissen; und einen Augenblick blitzte dort etwas Weißes, das gleich darauf blutroth gefärbt wurde. — Vieuville sah dies nicht, und Tressan fühlte es kaum.

Vieuville hatte, gleich nachdem er gefeuert, rasch und entschlossen einige Schritte vorwärts gemacht, und stand nun breit und trotzig an der Barrière, des Todes von der Hand seines Feindes gewärtig. — Dieser näherte sich ihm langsam, die Arme herunterhängend, die Augen starr, wie Einer, der im Traume wandelt.

Man sagt, daß Menschen in Todesgefahr, Ertrinkende, kurz bevor sie die Besinnung verlieren, ihr ganzes Leben, wie auf einem, in engen Rahmen zusammengedrängten Bilde, hell und deutlich an ihrem Geiste vorüberziehen sehen. — Und während der wenigen Secunden, die Tressan gebrauchte, um sich auf den Platz zu begeben, an dem er ungestraft den Mann tödten durfte, dem er, ohne einen Schatten von Reue, — Ehre, Ruhe, Glück geraubt hatte — während dieser wenigen Secunden durchflogen Tressan's Gedanken blitzschnell ein ganzes verworfenes Leben. — Er sah sich als Kind, der Abgott seiner Mutter; als Jüngling der Stolz seines Vaters. — Er war in Paris, gefeiert, umringt, auf der Höhe, so daß Nichts seinem Ehrgeiz zu hoch erschien. — Zerstreuungen . . . Vergnügen . . . die Frauen . . . das Spiel . . . Vor ihm der Abgrund. — Er sah sich hinabgleiten . . . Lügen . . . tiefer sinken . . . Betrügen . . . Und nun ein wilder Satz in den bodenlosen, dunklen Schlund: Morden! . . Morden den Mann, den er belogen, betrogen, der ihm nie ein Leides gethan und der nun wehrlos vor ihm stand . . . Warum nicht? . . Er sah mit seinen leibhaftigen Augen zu seinen Füßen eine scharfe, grade Linie: die Barrière. — Er hob die Pistole langsam, ganz langsam, ohne aufzublicken. — Jetzt war der Lauf in der Höhe von Tressan's Brust . Eine kurze, furchtbare Pause . Lügner! . . Betrüger! . . Mörder? Nein! — Der Arm krümmte sich langsam, wie er sich gehoben hatte Die Pistole war Tressan's Gesicht zugewandt, und jetzt mündete der nasse, kalte Lauf an der eigenen Schläfe des Elenden.

Die nächsten Secunden waren Augenblicke unbeschreiblicher Verwirrung — Tressan sah vor sich eine Gestalt; er fühlte etwas wie einen heftigen Schlag auf dem rechten Arm; es donnerte ihm in den Ohren, und vor seinen Augen leuchtete es wie ein Blitz . Ein brennender Schmerz im Auge, an der Schläfe . . . War das der Tod? . . Die rauchende Pistole entfiel seiner Hand. Er taumelte zurück und blickte mit rollenden Augen verstört um sich. — Aus dem Gebüsch kamen Gestalten auf ihn losgestürzt! Und unmittelbar vor ihm, die Hand noch gehoben, die ihn geschlagen hätte, stand Vieuville.

Tressan wich, laut stöhnend, wild und böse um sich blickend, einer angeschossenen Bestie gleich, mehrere Schritte zurück. Die Anderen blieben wie angewurzelt, keines Wortes mächtig, stehen. Er machte langsam noch einige Schritte, nicht wagend das bleiche, blutige Gesicht von seinen Feinden abzuwenden. — Da stolperte er über einen Baumstamm und fiel rücklings, schwer zu Boden. Einer der Aerzte sprang auf ihn zu. Er stieß ihn mit einem wilden Schrei zurück und erhob sich schnell, seine Gewänder mit Schlamm und Erde beschmutzt, die Haare und Brauen versengt; das rechte Auge halb erblindet, Stirn und Wange mit Blut besudelt . . . Der hat auch als Kind mit rosigen Füßchen auf dem Schooße der Mutter gelegen und mit klaren, unschuldigen Augen lächelnd in die Welt geblickt. — Und siehe ihn nun! — Harvey kann den Anblick nicht ertragen. Er wendet sich ab und läuft in großen Sätzen den Berg hinunter.

„Der Wagen des Herrn Tressan!" ruft er athemlos.

Das dunkle Coupé, das Coupé der Avenue de l'Empereur wird schnell vorgefahren. Harvey öffnete die Thür und entfernt sich dann, dem Wagen den Rücken kehrend; und dieser rollt gleich darauf mit seiner elenden Last davon.

XXII.

Im Hôtel d'Eltang herrschte unheimliche Ruhe. — Der Tod, der seit vier Tagen um das Haus schlich, war nun durch die Thüren geschlüpft und stand in grausiger — Kälte und Schweigen ausstrahlender Großmacht, am Lager der sterbenden Marie.

Es war nahe an acht Uhr Morgens. Der Regen fiel klatschend auf das verödete Straßenpflaster und prasselte gegen die triefenden Fensterscheiben des Krankenzimmers. Das Tick-Tack einer großen, altmodischen Stutzuhr schien das einförmige Murmeln des Regens zu messen, zu zerschneiden. — In langen Zwischenräumen vernahm man das dumpfe Rollen eines vorüberfahrenden Wagens. Es verhallte, und dann wurde es wieder todtenstill im Zimmer; denn das seit Stunden andauernde Plätschern des fallenden Regens ließ dem Ohr den Eindruck vollkommener Ruhe.

„Wo ist Edmund? fragte Marie kaum hörbar.

Die alte Baronin sah sich verzweifelnd um. Seit zwei Stunden hatte Marie dieselbe Frage immer und immer wieder an sie gerichtet.

„Weshalb verläßt er mich?"

„Gedulde Dich, mein Kind; er wird kommen."

Die Stutzuhr schlug langsam und bedächtig acht. — Ein

Wagen fuhr in den Hof. — Die Scheiben des Zimmers erbebten. — Man hörte Tritte die Treppe hinaufeilen. Die Baronin erhob sich schwankend und näherte sich der Thür, die sie halb öffnete.

„Gott sei Dank! Da ist er!“

Vieuville bleich, verstörten Angesichts, die Kleider durchnäßt, trat in das Zimmer. — Harvey folgte ihm.

Marie stieß einen Schrei aus; und dann, wie ein weinendes Kind, das endlich das bekommen hat, wonach es verlangte, sagte sie beruhigt, einschmeichelnd, zärtlich: „Mein guter Edmund ... Ich habe Dich lieb.“

Er ergriff ihre Hand, die er küßte, und sank auf den Knieen, neben dem Bette nieder.

Sie wiederholte noch einmal: „Ich habe Dich lieb ...“ Und nach einer Pause setzte sie flehend hinzu: „Behalte mich lieb.“

Er küßte inbrünstig die kleine, erkaltende Hand.

Sie kämpfte gegen den gewaltigen Tod. Sie wollte das schwindende Bewußtsein bis zum letzten Augenblick festhalten. Sie legte sich deutlich Rechenschaft davon ab, daß sie die Uhr vernahm: „Tick-Tack.“ — Sie blickte um sich. Zu ihrer Rechten kniete Edmund; zu ihrer Linken stand die Mutter; am Fußende des Bettes: der Vater und Anna. — Aber wo war Martha, die sie soeben noch erkannt? — Und Harvey? — Sie hatte diesen doch hereintreten sehen! — Wer waren die beiden Menschen, die links von Anna, in der Nähe des Fensters standen: eine große Frau, die ihr Angesicht an der Schulter eines Mannes barg, der sich zu ihr hinabbeugte? — War das Martha? Martha an Harvey's Brust?

„Martha!“

Auf den leisen Ruf erhob sich ein weinendes Antlitz, und die Freundin nickte der Verscheidenden unter Thränen lächelnd zu: „Meine gute Marie.“

Die Gestalten wurden undeutlicher. Es flimmerte der Sterbenden vor den Augen. — Der Tod hielt seine Hand dicht über ihr. — Aber noch vernahm sie schwach, aus weiter, weiter Ferne, das ebenmäßige, surrende Schwingen des Pendels: „Tick-Tack.“

Immer undeutlicher werden die Gestalten. Sie nähern sich ihr; entfernen sich wieder; bilden eine einzige, formlose, dunkle Masse. Es leuchtet hell, mit grünlichem, rasch verschwindendem Schein darüber. Dann wird es dunkel . . . ganz dunkel. — Wo ist Edmund? — Sie tastet in der Nacht mit der Hand nach ihm . . . Jetzt hat sie seine Hände gefunden, und sie lächelt. — Immer dunkler die Nacht — undurchdringlich . . . Wirres, dumpfes Geräusch, zischendes Sausen und Brausen füllt ihr das Ohr . . . ferner, schwächer die Uhr . . . Die Schwingungen werden unregelmäßig — kehren in langen, immer längeren Pausen wieder: „Tick . . Tack . . . . Tick . . . . . — Abgelaufen die Uhr!“

* * *

Illien war zu früher Stunde nach der Wohnung der Gräfin Daxat geeilt. Er hatte zwei Tage vorher von Harvey erfahren, in welchem Verhältniß Martha zu Lätizia stehe, und jeder Wunsch der Gräfin war ihm nun ein Gebot. — Sie hatte ihm durch Lemercier einen Brief zugesandt, in dem

sie ihn ersuchte, am Sonntag Abend oder am Montag ganz früh zu ihr zu kommen. — Der Brief war so spät in seine Hände gelangt, daß er nicht gewagt hatte, demselben noch am Sonntag Folge zu leisten; aber am nächsten Morgen, um acht Uhr bereits, klingelte er an der Wohnung der Gräfin.

Der Diener, der ihm öffnete, führte ihn, ohne ein Wort zu sagen, in einen kleinen Salon. Lätizia wartete dort auf ihn. — Die junge Frau hatte nicht geschlafen. Das Ungewitter, das bis zum Morgen gewüthet, und die Unruhe um das Schicksal Illien's hatten sie während der ganzen Nacht wach gehalten. — Martha war bereits um sechs Uhr aufgestanden, um frühzeitig bei Marie zu sein. — Lätizia war seit zwei Stunden allein. Sie hatte unzählige Male aus dem Fenster und nach der Uhr gesehen, ihre Ungeduld war immer größer geworden, und sie befand sich in einem Zustande fieberhafter Aufregung, als Illien in das Zimmer trat. Sie ging ihm mit ausgestreckten Händen entgegen und rief: „Endlich!“ Und dann, ohne ihm Zeit zu geben, ein Wort auszusprechen, setzte sie hinzu: „Sie dürfen sich unter keiner Bedingung mit Herrn Tressan schlagen. Es ist unmöglich. Ich will es nicht!“

Illien sah sie verlegen an: „Gnädige Frau . . .“ begann er. Sie ließ ihn nicht ausreden. Alles, was ihr seit zwölf Stunden den Kopf verwirrt und das Herz schwer gemacht hatte, drängte nun nach Ausdruck in Worten. Sie sprach so schnell, so leidenschaftlich erregt, daß Illien, der ihr zerstreut zuhörte, sie kaum verstand. — Sein Herz war überglücklich in dem Gedanken, daß die Frau, die er liebte, für sein Leben zitterte. Weiter kümmerte ihn nichts. Ein

sonniges Lächeln zog über sein Gesicht. Sie sah ihn erstaunt, fast entrüstet an.

„Verstehen Sie mich nicht?“ fragte sie.

„Sehr gut,“ antwortete er freundlich und unbefangen; „aber . . .“

„Nun, so versprechen Sie mir, versprechen Sie mir auf Ihr Wort, daß Sie sich nicht mit Herrn Tressan schlagen werden.“

Dies brachte Illien endlich zur Besinnung. „Das geht nicht,“ antwortete er; „das kann ich beim besten Willen nicht.“

„Ich bitte Sie darum,“ fuhr sie fort; „ich bitte Sie, so sehr ich kann.“

Illien wußte nicht, was er antworten sollte. Er rieb sich verlegen die Hände und murmelte einige halbverständliche Worte. Endlich glaubte er etwas sehr Kluges gefunden zu haben, und sagte: „Mein guter Name . . . ich habe den Menschen beleidigt . . . ich bin ihm Genugthuung schuldig ich würde mich entehren, wenn ich mich weigerte . . . ich . . .“

Er stotterte und konnte nicht weiter sprechen. Er war fest entschlossen, für die Worte, die Tressan beleidigt hatten, männlich einzutreten; aber wie sollte er den Bitten der geliebten Frau widerstehen? Die Verlegenheit, in der er sich befand, ließ ihn kalt und nüchtern erscheinen. Lätizia's Aufregung dagegen war immer größer geworden, und nur mit Mühe konnte sie dieselbe noch einigermaßen beherrschen. Ihre Stimme zitterte, als sie antwortete:

„Ihre Ehre ist nicht gefährdet. Der Mann, der sich von Ihnen beleidigt sagt, ist . .“ Und plötzlich verlor sie die

Fassung . . . „ist ein Elender,“ flüsterte sie leidenschaftlich, „dessen ganzes Leben Lug und Trug ist; der mich belogen und betrogen hat . . . und der Sie tödten wird.“ Sie wandte sich ab, um ihre Thränen zu verbergen, und setzte ganz leise hinzu, so leise, daß Illien selbst die Worte mehr ahnte, als er sie verstand: „Und was soll dann aus mir werden?“

Er war im Augenblick an ihrer Seite und auf den Knieen zu ihren Füßen. Er zog ihr die Hände, die sie ihm widerstandlos überließ, von dem Gesichte und bedeckte diese Hände mit Küssen.

„Geliebte“, sagte er; „ich werde leben und wir werden glücklich sein.“

„So versprechen Sie mir . .?“

Illien suchte nach Worten, um Lätizia zu beruhigen, um zu erklären, daß er ihren Wünschen dies eine einzige Mal nicht Folge leisten könne. Sie sah ihn ängstlich, liebevoll, flehend an. — Er wurde schwach. Er war auf dem Punkte, sie zu täuschen; ihr zu versprechen, sich nicht zu schlagen und dann dennoch zu thun, was er thun zu müssen glaubte . . Das Glück, welches die arme Lätizia so lange verlassen und sich ihr erst seit wenigen Tagen wieder genähert hatte, ersparte ihr den Schmerz, eine Unwahrheit aus dem Munde Illien's zu vernehmen. — Die Beiden hörten, daß an der Eingangsthür geklingelt wurde. Illien, der noch immer auf den Knieen vor Lätizia gelegen hatte, erhob sich und trat einige Schritte zurück. Gleich darauf wurde die Thür des Boudoir geöffnet, und Martha, von Harvey gefolgt, traten

in das Zimmer. Martha warf sich weinend an die Brust ihrer Schwester und rief: „Marie ist todt!“ — Harvey hatte sich an Illien gewandt und sagte: „Tressan hat sich selbst gerichtet, und ist wahrscheinlich in diesem Augenblicke bereits auf der Flucht. Sie sind ihm keine Genugthuung mehr schuldig, und er wird keine von Ihnen verlangen.“

* * *

Herr Franz Lecouvreur saß, mit einer kurzen Pfeife im Munde, in seiner blank gescheuerten Küche und war damit beschäftigt, den „Figaro“ zu lesen, den sein Herr ausnahmsweise nicht einmal geöffnet hatte. — Herr Tressan war schon um halb sechs Uhr Morgens ausgefahren. Lecouvreur wußte ganz genau, was zwei Tage vorher im Club vorgefallen war und hegte nicht den geringsten Zweifel darüber, was seinen Herrn zu so ungewöhnlich früher Stunde aus dem Bette geholt und aus dem Hause getrieben hatte. Aber das kümmerte den zuverlässigen Diener nicht. Es ziemte Herrn Olivier Tressan, in seiner Eigenschaft als „homme à la mode“, Schulden, Liebesabenteuer und Duelle zu haben; gerade wie es seine, Lecouvreur's, Pflicht war, über solche Lappalien beide Augen zuzudrücken, und seinem Herrn aufmerksam und verschwiegen zu dienen. „Wenn ein Jeder seinen Platz ordentlich ausfüllt, so werden auch die Kühe gut gehütet,“ sagte sich Franz. — Tressan's Platz war im Club, auf der Rennbahn, hinter den Coulissen des Theaters, in den Salons und Boudoirs, und augenblicklich auf der Mensur — Lecouvreur's in der Küche.

Die große Schwarzwälder Uhr, die in diesem Raume aufgehängt war, schlug acht.

„Er muß bald kommen," sagte sich Lecouvreur. — Er legte die Pfeife nieder, faltete den „Figaro" sorgfältig zusammen, und begab sich in die Gemächer, um noch einmal nachzusehen, ob dort Alles in guter Ordnung sei. — Da hörte er, daß an der Eingangsthür zur Wohnung stark geklingelt wurde.

„Er ist verwundet," war Lecouvreur's erster Gedanke, denn Tressan pflegte nicht zu klingeln, sondern sich des Thürschlüssels, den er stets bei sich trug, zu bedienen. — Franz eilte in das Vorzimmer und öffnete die Thür. Er trat verwundert einen Schritt zurück. Vor ihm stand eine junge, nicht gerade hübsche, aber sicherlich vornehme Dame, die ihn mit ihren klugen grauen Augen scharf ansah und trocken sagte:

„Herr Tressan."

„Der Herr ist ausgegangen, gnädige Frau."

„Sie irren sich. Er ist zu Hause, und ich muß ihn sofort sehen. Melden Sie mich an."

„Ich versichere, gnädige Frau, daß der Herr ausgegangen ist."

„So werde ich auf ihn warten."

Sie überschritt mit großer Ruhe die Schwelle, und Lecouvreur, der vornehmen Damen gegenüber stets von ausgezeichneter Höflichkeit war, eilte voran, um ihr die Thür des Salons zu öffnen. — Das Zimmer war leer.

„Wann ist Herr Tressan ausgegangen?" fragte die Dame.

„Sehr früh, gnädige Frau."

„Wann erwarten Sie ihn zurück?"

„Sehr bald, gnädige Frau."

Sie trat an das Fenster und schaute auf die Straße. Lecouvreur näherte sich ihr und sagte in ehrerbietigem Tone:

„Ich glaube, der gnädigen Frau bemerken zu müssen, daß Herr Tressan möglicherweise nicht allein zurückkehrt.“

Die Dame sah sich um. „Wohin führt jener Ausgang?“ fragte sie, auf eine der Thüren des Salons deutend.

„Auf den Corridor. Die gnädige Frau könnten sich entfernen, ohne gesehen zu werden.

„Das genügt.“

Lecouvreur wollte das Zimmer verlassen, als er einen Wagen vor der Hausthür anhalten hörte. Er trat an das Fenster. — „Das Coupé des Herrn,“ sagte er. Er wartete einige Secunden und fügte dann hinzu: „Der Herr ist allein.“

Lecouvreur und die fremde Dame vernahmen schwere und schnelle Tritte auf der Treppe, und gleich darauf wurde die Thür geöffnet, und Tressan trat herein. Er blieb dicht an der Schwelle stehen und war einige Augenblicke sprachlos. Dann sagte er finster, mit rauher Stimme:

„Was wollen Sie hier, Fräulein Lemercier?“

Er sah entsetzlich aus, mit seinem mit Blut befleckten, bleichem Gesichte, den versengten Haaren, dem entzündeten Auge und den mit Blut und Erde besudelten, nassen Kleidern.

Bertha stieß einen Schrei aus. Er sah sich wüst um, wie Einer, der aus einem furchtbaren Traum erwacht. Dann bedeutete er Franz durch eine herrische Geberde das Zimmer zu verlassen.

„Nun,“ sagte sich Herr Lecouvreur, „sie haben ihn, wie es mir scheint, ziemlich übel zugerichtet. — Weshalb

hat er sich nicht da draußen verbinden lassen . . . und was ist aus seinem Hut und dem Ueberrock geworden?" Er trat an das Küchenfenster, das auf den Hof hinaus ging, und winkte dem Kutscher zu, heraufzukommen. — Dieser, der das Pferd ausspannte, antwortete: „Gleich! Aber ich muß mir erst trockene Kleider anziehen. Ich bin bis auf die Haut durchnäßt." — Darauf setzte der ruhige, vorsichtige Franz Wasser auf das Feuer, denn er sagte sich, daß der Herr mit dem Gesichte, das er von der Morgenfahrt mitgebracht hatte, warmen Wassers bedürfen würde, um sich zu waschen.

Herr Tressan hatte während der langen Fahrt vom Mont-Valérien nach seiner Wohnung viel nachgedacht. Es fehlte ihm jedoch an Ruhe und geistiger Kraft, um weittragende Pläne zu machen. Er wußte, daß er sich auf seine Klugheit, nicht auf seinen Charakter, auf seine Feinheit mehr als auf seine Kraft verlassen durfte. Deshalb begnügte sie sich auch stets damit, nur die Aufgabe der gegenwärtigen Stunde lösen zu wollen, unbekümmert darum, was die nächste bringen mochte. — Er hatte sich vorläufig nur vollständig klar gemacht, daß es ihm unmöglich sein werde, ferner in Paris zu bleiben. Harvey besaß, schwarz auf weiß, ein freiwilliges Versprechen, welches ihn, Tressan, nöthigte, fortzugehen. Dazu kam, daß der mißlungene Selbstmordversuch ihn in den Augen seiner alten Freunde und Genossen arg compromittiren mußte. Er wollte also sofort abreisen. Er hatte einige tausend Franken baaren Geldes in der Tasche. Das genügte vorläufig. — Später? — „Qui vivra, verra!" Er hatte seine Ruhe wieder gewonnen. Er war ganz froh noch am Leben zu sein. Er

bewunderte sich, den Muth gehabt zu haben, sich tödten zu wollen. Er hatte sich das gar nicht zugetraut. — „Wie weit doch die Aufregung den Menschen bringen kann!“ — Er versuchte, sich Rechenschaft von den Gefühlen und Gedanken abzulegen, die seine Handlungsweise bestimmt, und ihn überwältigt hatten, als Vieuville's Leben in seiner Hand gewesen war. Aber es war ihm unmöglich, sich in die Gemüthsverfassung, in der er sich befunden hatte, wieder zurückzuversetzen. — Er bereute keineswegs, Vieuville am Leben gelassen zu haben. Alles in Allem war er, vom rein moralischen Standpunkte aus, mit sich zufrieden. Er hatte den Muth gehabt, Hand an sich zu legen — und die Gewissenhaftigkeit, das Leben eines Menschen zu verschonen, dessen Tod ihn in den Augen der Welt möglicherweise rehabilitirt haben würde. — Muth und Edelsinn! — Aber wenn er vor sich selbst unerwartet rein und groß dastand, so verhehlte er sich deswegen nicht, daß er nach Außen hin schlecht „abschloß“. Er dachte daran, was seine zahlreichen Freunde und Bewunderer von ihm sagen würden; und es wurde ihm unangenehm schwül bei dem Gedanken. Er fühlte sich erröthen; der Schweiß trat ihm auf die Stirn — er schämte sich. Dann machte er eine Bewegung mit der Hand, als ob er etwas über die Schulter werfe, und sagte laut: „Ach was! Mögen sie sagen, was sie wollen. Ich werde nichts davon hören.“

Er zog die Scheiben des Wagenfensters in die Höhe, ließ die Vorhänge herunter, so daß man ihn von Außen nicht sehen konnte, und untersuchte sodann die Verletzung an seinem linken Arm. Er war nur leicht verwundet. — Das rechte

Auge und die Brandwunde an der Schläfe schmerzten ihn etwas. Er bedeckte das linke Auge mit der Hand, um sich zu überzeugen, ob das rechte nicht gefährlich verletzt sei. Er sah ganz gut damit. — „Die Sache ist nicht erheblich.“ — Und darauf combinirte er, was er zu thun habe, um Paris sofort und unbemerkt zu verlassen. — Sein Koffer war gepackt. Er konnte seine Wohnung in einer halben Stunde verlassen haben. — „Wenn ich nur erst an der Portierloge vorbei und die Treppe hinauf wäre,“ sagte er sich. — Das Zusammentreffen mit dem Portier und Lecouvreur, als das nächstliegende Uebel, beschäftigte ihn in diesem Augenblick am meisten.

Der Wagen hielt. Tressan trat schnell in das Haus, huschte unbemerkt an der Portierloge vorbei und lief die Treppe hinauf. — „Das wäre auch wieder überwunden; nun kömmt die Reihe an Lecouvreur. Eines nach dem Andern. Schließlich wird sich schon Alles irgendwie arrangiren.“ — Aber nun traten ihm Bertha Lemercier und Franz Lecouvreur entgegen. Er hatte sich nur auf eine Person gefaßt gemacht, und war etwas überrascht — nicht unangenehm. Das Unvorhergesehene, das sich ihm darbot, konnte vielleicht mit Nutzen ausgebeutet werden — Bertha Lemercier war ein reiches Mädchen . . .

Sobald Lecouvreur das Zimmer verlassen hatte, ging Tressan taumelnd auf einen Sessel zu und ließ sich schwerfällig darauf niederfallen. Bertha näherte sich ihm.

„Sind Sie schwer verwundet?“ fragte sie besorgt.

„Nein,“ antwortete er mit dem Gesichte eines Mannes, der einen heftigen Schmerz mit heroischer Kraft niederkämpft. „Es wird nichts sein.“

Bertha, als ob sie in der Wohnung zu Hause gewesen wäre, eilte in das Nebenzimmer, und kam mit einem mit Wasser gefüllten Becken zurück. Wie eine barmherzige Schwester wusch sie die Wunden des armen Mannes; und er, mit einem sanften, schmerzlichen Lächeln auf dem Gesicht ließ sie gewähren. „Mein gutes Fräulein Bertha," sagte er zärtlich, dankbar, ein über das andere Mal.

Sie hatte für den Augenblick alle mädchenhafte Scheu abgelegt. Die große Liebe für Tressan, die sie seit mehr als einem Jahre in ihrem Busen verborgen hatte, brach nun, mit der Sorge um sein Leben, hell hervor. — Sie murmelte süße, trauliche Worte, wie eine Mutter sie einem leidenden Kinde zuflüstert; und Tressan lauschte mit einem glücklichen, unschuldigen Lächeln. — Aber plötzlich verfinsterte sich sein Gesicht. Er bog sich in den Sessel zurück und sagte tief bewegt:

„Ich kann Ihnen niemals genug danken, für das, was Sie an mir gethan . . . Nun verlassen Sie mich!"

„Wenn Sie mich von sich stoßen", sagte sie leise, den Blick gesenkt.

Er sah sie verwirrt an. „Wissen Sie, mit wem Sie sprechen!" fragte er bedeutungsvoll.

Sie hob die Augen zu ihm auf.

„Mit einem Manne," fuhr er fort, „der angeklagt ist, ein Elender zu sein, und der für immer darauf verzichtet hat, seine Unschuld zu beweisen."

„Ich glaube an Ihre Unschuld . . . Und wenn Sie schuldig wären . . . ich verlasse Sie nicht . . . es sei denn, daß Sie mich von sich stoßen."

„Oh, Du mein guter Engel!“ sagte Tressan.

Im Verlauf der nächsten Viertelstunde erfuhr die glückliche Bertha, daß Tressan sie seit einem Jahre liebte; daß die grenzenlose Eifersucht der Baronin Vieuville, der er sich in einem Augenblick der Verirrung hingegeben, und an die ihn seitdem die Rücksichten gefesselt hatten, die ein Ehrenmann einer Frau gegenüber zu beobachten hat — daß diese Eifersucht ihn verhindert hatte, Bertha seine Liebe zu gestehen. — Dann kam die Geschichte des Duells.

„Vieuville hatte mich schwer beleidigt,“ erzählte Tressan. „Die Lüge, der er sich bedient hatte, um dies zu thun, war zwar so plump, daß ich sie verachten konnte; doch war ich fest entschlossen den Mann zu tödten .. Es war mein Recht. dies zu thun — es war vielleicht meine Pflicht. — Aber als er vor mir stand, und ich, nachdem seine Kugel mein Herz um einen halben Zoll verfehlt hatte, nur einen Finger zu bewegen brauchte, um mich an ihm zu rächen . . . da wurde ich schwach. — Der Unglückliche hatte viel durch mich gelitten . . . ich konnte ihm verzeihen. — Es war mir jedoch unmöglich, mit der mir zugefügten Beleidigung zu leben. Die Kugel, die meinem Feinde bestimmt war, sie sollte mich tödten. Der Pistolenlauf war an meiner Schläfe als Vieuville auf mich zusprang, um mir die Waffe zu entreißen. Ich drückte ab . . . und, o Jammer! Der Schuß ging fehl.“

Er ließ das Haupt sinken und blickte starr vor sich hin. Dann sagte er halblaut, wie mit sich selbst sprechend, mit einem bitteren Lächeln auf den zuckenden Lippen: „Und nun, nachdem ich freiwillig darauf verzichtet habe, Genugthuung

für die mir zugefügte Beleidigung zu nehmen, nun steht Vieuville mit seiner elenden Lüge als gerechtfertigt da . . . und ich . . . ich bin entehrt!"

Er konnte den großen Schmerz nicht länger ertragen, aber er mußte ihn vor Bertha verbergen. Das Gesicht abgewandt, stand er auf, als wollte er sich entfernen. — Bertha versperrte ihm den Weg. Sie war halb wahnsinnig vor Angst und Aufregung. Sie hatte im Nebenzimmer, oben auf dem offnen Koffer, einen Revolver liegen sehen. — Tressan verließ sie — um sich zu tödten!

„Olivier," flüsterte sie, sich an ihn anklammernd. „Oh, bleibe hier! Verlaß mich nicht; Du kennst mich noch nicht! Du weißt nicht, wie ich lieben kann! Olivier, ich habe Dich lange in stummen Schmerzen geliebt. Ich liebe und verehre Dich — mehr als je! Olivier, mein edler Olivier!"

Daß die Frauen ihn immer „edel" nennen wollten. Welch' geschmacklose Kreaturen sie waren! — Marie hatte ihn auch „edel" angeredet, als er ihr das Collier ihrer Mutter abgenommen hatte. Er würde Marie niemals einen „reinen Engel" genannt haben, wennschon ihm diese Bezeichnung für eine Frau oder ein Mädchen sehr geläufig war.

„Habe ich Dir weh gethan," fuhr Bertha fort. „Weshalb zucktest Du zusammen? Verzeihe mir, — bleibe hier!"

Die „große Liebe", von der Herr Tressan einen unerschöpflichen Vorrath besaß, siegte auch diesmal wieder. — Er blieb — Aber der Auftritt, der nun schon mehr als eine halbe Stunde gewährt hatte, mußte zu einem praktischen und schnellen Abschluß gebracht werden. — Durch wenige Worte

wurde Bertha beruhigt. Tressan schwor ihr feierlich „bei seiner Liebe“, daß er sich kein Leid anthun werde; es war ihm jedoch unmöglich in Paris zu bleiben. „Hier würde ich nicht leben können,“ sagte er. — Die zartfühlende Bertha verstand dies vollkommen. — Tressan wollte also abreisen — nach London; dort Alles zur Uebersiedlung nach Amerika vorbereiten, dann an Bertha schreiben . . . und sie erwarten.

„Nicht lange,“ sagte sie zitternd. Es trieb sie, ihn zu umarmen; sie wagte es nicht. Es lag etwas so Würdevolles, Feierliches, Edles in dem ganzen Wesen des geliebten Mannes, der fortan nur für sie leben würde. — Auf den Knieen wollte sie ihm dienen! Die Liebe verschönte sie. Und als ihre Augen voll inbrünstiger Zärtlichkeit auf seinem Gesicht ruhten, da öffnete er die Arme, und sie sank überglücklich an seine Brust. — Er aber drückte einen Kuß auf ihre Stirn und — zu tief bewegt, um ein Wort hervorbringen zu können — führte er sie stumm bis an die Thür.

XXIII.

Während der nächsten acht Tage sprach „Ganz Paris“ von dem eigenthümlichen Ausgange des Duells Vieuville-Tressan, von dem Tode der „schönen Baronin,“ der Flucht Tressan's, dem geheimnißvollen Verschwinden des Fräulein Lemercier und von zwei Verlobungen: der des Baronet Sir Richard Harvey mit der Gräfin Daxat, und der des Grafen Alexis Illien mit der oft genannten, aber von Wenigen gekannten Frau Alzati, die sich plötzlich als die leibliche

Schwester der Gräfin Daxat zu erkennen gegeben hatte. — Dann wurde „Ganz Paris“ müde, dieselben Namen auszusprechen und dieselben Geschichten zu hören, und übertrug sein Interesse auf andere Personen und Ereignisse, die seiner Aufmerksamkeit würdiger erschienen. — Was machte es aus, daß eine junge Frau gestorben war, daß der Gatte und die Mutter sich darüber nicht trösten konnten, daß Leute sich verliebten und verlobten, daß ein Mann, den man für ehrlich gehalten, als Betrüger, und eine Frau, die für ehrlos gegolten, nun rein dastand? — Das waren Tagesereignisse, wie sie sich häufig wiederholen. Sie wurden mit dem Tage, den sie gekennzeichnet hatten, gebührendermaßen vergessen. — Die hübschen „Donnerstage“ waren vorüber. Das war schade! Aber eine vornehme und reiche Frau hatte bereits den frei gewordenen Tag „geerbt“, und man amüsirte sich bei dieser am Ende gerade ebenso gut, wie bei der Baronin d'Eltang. — Man konnte sich nach wie vor amüsiren. Das war schließlich die Hauptsache! —

Anna d'Eltang war in tiefer Trauer und zeigte sich nur in der Kirche. Ein poetischer junger Mann hatte erzählt, sie wolle in ein Kloster gehen. Er war ausgelacht worden, wie er es verdiente, und man hatte mit ihm 5 zu 3 wetten wollen, daß Fräulein Anna d'Eltang vor dem 31. März kommenden Jahres verlobt sein werde. — Der alte d'Eltang erfreute sich endlich der großen Freiheit, nach der er sich seit Jahren gesehnt hatte. Er saß allabendlich im Club und spielte Whist, und sein Humor wurde mit jedem Tage besser. Viele seiner Bekannten hatten es für ihre Pflicht gehalten, ihm ihr

Beileid auszudrücken. Der alte Baron hatte sodann mit großer Traurigkeit geäußert: „Ein unersetzlicher Verlust . . . ein großer Schmerz . . .“ und nach einer Pause, wie die Schicklichkeit sie gebot, hatte er sodann die Karten wieder aufgenommen und zur Befriedigung seines Partners fehlerlos weitergespielt. —

Von der „schönen Gräfin“ und deren noch schöneren Schwester wußte man, daß sie in der Bretagne, bei der alten Marquise von Drieux lebten. Sie hätten ebenso gut im Monde wohnen können; sie wären dort nicht weiter von Paris gewesen. — Der Oberst Véron, der nach dem Duell noch einige Male mit Harvey zusammengetroffen war, hatte von diesem erfahren, daß Graf Woikoff seine Zustimmung zur Verheirathung seines Neffen mit der zukünftigen Schwägerin Harvey's bereitwillig gegeben hatte. Beide, Harvey und Ilien, wollten Paris verlassen, um, der Eine in England, der Andere in Rußland zu leben. — Auch dies hatte „Ganz Paris“ vernommen, und war darüber zur Tagesordnung, d. h. zum „Grand Prix de Paris“ und zu den für dieses „Ereigniß“ vorbereiteten Damentoiletten übergegangen. — Wer konnte sich auch für Leute interessiren, die todt, verschwunden oder so gut wie todt oder verschwunden waren?

Wenige Monate nach der heimlichen Abreise Bertha's empfing Frau Lemercier einen Brief von ihrer Tochter, aus Sacramento in Californien datirt. Sie schrieb ihr, sie sei verheirathet und sie sei glücklich. Ihre Adresse war: Frau Livois, White Pine Street 187. Sacramento. Californien. Am Schluß des langen Briefes erwähnte sie des theuern Lebens in

Californien, das sie zwänge, auf Manches zu verzichten, an das sie im Hause ihrer lieben Mutter gewöhnt gewesen war. — Frau Lemercier vergoß darüber Thränen und fühlte sich dadurch veranlaßt, dem armen Kinde eine reichliche Pension auszusetzen und ihr diese ganz regelmäßig in vierteljährlichen Raten zu übermitteln. Sie hatte dafür die große Freude, liebevolle, dankbare Briefe aus Amerika zu empfangen — René sträubte sich einige Zeit, seiner Schwester zu schreiben; aber er widersetzte sich der Freigebigkeit seiner Mutter nicht; und als Madame Livois ihm im nächsten Jahre zu seinem Geburtstage gratulirte und ihm bei der Gelegenheit einen schönen, silbernen Pokal schickte, „aus dem Metall gemacht, das wir in unsern neuen Gruben gefunden haben“ — da erinnerte René sich, daß seine „kleine Bertha“ immer sein bester Freund gewesen sei, daß er sie nicht ersetzt habe und wahrscheinlich nie ersetzen könne — und er schrieb ihr zurück und versöhnte sich mit ihr.

Um dieselbe Zeit, achtzehn Monate ungefähr nach dem Tode der Baronin Vieuville, empfing Sir Richard Harvey, der mit seiner jungen Frau auf dem Lande, in der Nähe von London wohnte, einen unerwarteten Besuch. — Ein Herr Thomas Auklay ließ sich bei ihm anmelden und ging ihm, nachdem er in des Baronet's Arbeitszimmer beschieden worden war, mit ganz eigenthümlicher, behaglicher Sicherheit entgegen.

Der Fremde war ein großer, schlanker, kräftiger Mann von einigen dreißig Jahren, mit einem hagern, vom Wetter gebräunten, nicht unschönen Gesichte, von dem man nicht sagen konnte, was eigentlich auf demselben dominirte: ob Gutmüthigkeit, Verschmitztheit oder Energie. Keinenfalls war eine Spur von

Befangenheit auf demselben zu entdecken. — Der Mann trug einen sehr langen, zweireihigen, schwarzen Rock, der weit offen stand, so daß man eine helle Weste und eine schwere, goldene Uhrkette bewundern konnte; — schwarze, weite Beinkleider, schneeweiße Wäsche und gut gemachte Stiefel, mit auffallend hohen und spitzen Hacken. In der linken Hand hielt er einen weichen, breitrandrigen Filzhut; die rechte streckte er Harvey vertraulich entgegen, sobald er sich diesem genähert hatte.

„Sie kennen mich nicht, Sir Richard?“ fragte Herr Thomas Auklay.

Stimme, Sprechweise und Accent vervollständigten den Typus des Californiers „aus der guten Zeit.“

Harvey bedauerte höflich, in der That nicht das Vergnügen zu haben, Herrn Thomas Auklay zu kennen.

„Das macht Nichts,“ fuhr dieser fort. „Ich kenne Sie und das genügt zur Erledigung des kleinen Geschäfts, welches mich zu Ihnen führt.“

Darauf setzte er sich ungezwungen nieder, kreuzte die langen Beine, ließ den Hut nachlässig auf den Fußboden fallen, lehnte sich bequem in den Sessel zurück und zog langsam und bedächtig ein großes, ledernes Portefeuille aus der Seitentasche seines Rockes.

Harvey beobachtete ihn neugierig und amüsirt.

„Wenn ich Etwas will, so will ich es,“ fuhr Herr Thomas Auklay sentenziös fort. „Und wo ein Wille ist, da ist auch ein Weg. Das sind meine Gefühle! — Ich wollte Sie auffinden — und ich habe Sie gefunden. — Hier ist ein Brief für Sie von meinem alten Freunde Livois. —

Der Brief war nach Paris adressirt — und nun ist er hier richtig abgeliefert. — Keinen Dank! Es hat mir Vergnügen gemacht. — Aus einem ordentlichen Menschen läßt sich immer etwas Ordentliches machen — auch ein ordentlicher Briefträger. — Lesen Sie!“

Darauf, ohne sich vorzubeugen, streckte er seinen langen, rechten Arm aus, und überreichte Sir Richard einen Brief.

„Sir Richard Harvey, Baronet. Rue de l'Université. Paris.“ stand auf der Adresse. — Harvey erbrach das Couvert und las:

„Sacramento, July 186 . .

„Geehrter Herr!

„Ich bin noch nicht in der Lage, meine ganze Schuld bei Ihnen abtragen zu können, aber es ist mir eine große Befriedigung, Ihnen nun zu beweisen, daß es meine Absicht ist, dies zu thun. — Einer meiner Landsleute, Herr Livois, den ich hier kennen gelernt habe, hat sich erboten, Ihnen 2000 Dollars zu übermitteln. Belieben Sie, diesen Betrag von Herrn Thomas Auklay entgegen zu nehmen. Ich kenne diesen Herrn nicht persönlich, und er wird die Zahlung obiger Summe im Namen des Herrn Livois machen. — Ich hoffe, in nicht zu langer Frist, meine Rechnung mit Ihnen vollständig auszugleichen; aber selbst dann werde ich ihr Schuldner bleiben, denn Ihnen verdanke ich es, daß es mir möglich geworden ist, mir in Amerika eine neue Existenz zu gründen. — Der Zweck meines heutigen Briefes ist, Ihnen dies zu sagen. Ich darf mir noch nicht erlauben, Ihnen Aufklärung über die

Ereignisse zu geben, welche meiner Abreise von Paris unmittelbar vorangegangen sind. Ich werde dies erst thun, wenn es mir möglich geworden ist, mich in jeder Beziehung vor Ihnen zu rechtfertigen. Ich hege das feste Vertrauen, daß mir dies gelingen wird. — Eine unglückliche Verkettung von Umständen, deren Opfer ich geworden bin, hat mich schuldig erscheinen lassen. — Ich hoffe, nicht vergeblich an Ihren Gerechtigkeitssinn zu appelliren, wenn ich Sie ersuche, mich nicht zu verurtheilen, bevor Sie mich gehört haben. Einstweilen bitte ich Sie nur, die Versicherung meiner ausgezeichneten Hochachtung genehmigen zu wollen.

Olivier Tressan".

Der Californier, der sich gleichgültig im Zimmer umgesehen hatte, zog nun, als er bemerkte, daß Harvey mit dem Lesen des Briefes fertig war, ein zweites Stück Papier aus seiner mächtigen Brieftasche, und übereichte dies ebenfalls an Harvey.

„Hier," sagte er, „ist ein Cheque von Baring Brothers für vierhundert Pfund — Das sind nicht ganz genau zweitausend Dollars; aber Livois sagte mir, ich solle eine runde Summe machen: zehntausend Franken oder vierhundert Pfund — und hier ist nun die runde Summe . . . Der Ordnung halber, Sir Richard, möchte ich Sie um Etwas wie um eine Quittung bitten . . . Bemühen Sie sich nicht . . stehen Sie nicht auf! Hier, schreiben Sie auf meine Karte: ‚Empfangen 400 von T. A. für Rechnung von O. L.' —' Das genügt unter ehrlichen Menschen. Genügt

mir; genügt auch Livois. Er weiß, mit wem er zu thun hat, wenn er mit mir zu thun hat."

Herr Thomas Auklay überreichte dem Baronet eine Visitenkarte und einen goldenen Bleistift, den er von seiner Uhrkette abgehakt hatte; und Harvey stellte lächelnd den Empfangsschein für die vierhundert Pfund darauf aus. Nachdem er dies gethan hatte, fragte er:

„Und wie geht es Herrn Tressan?"

„Wem?"

„Herrn Livois, wollte ich sagen."

„Es ging ihm sehr gut vor drei Monaten; und es geht ihm augenblicklich vermuthlich auch nicht schlecht. Das ist nämlich ein Mann, Sir Richard! Hat seine fünf Sinne und das Herz auf dem rechten Fleck, und besitzt eine Perle von Weib. — Nicht gerade mein Styl, wissen Sie! Zu klein, zu zierlich; — aber eine brave Frau, die ihrem Manne das Leben angenehm zu machen weiß. Das best gehaltene Haus und die beste Küche im Staate! — Nun und er? — Er trägt das kleine Ding auf Händen. — Sehen Sie, Sir Richard — ohne Jemanden beleidigen zu wollen — wir da draußen haben eigentlich keine große Meinung von den Franzosen. Sind im Allgemeinen Leute mit kleinen Herzen, die kleine Geschäfte machen und sparen, und die sich vor Allem fürchten. Damit bringt man es bei uns nicht weit. — Aber Livois . . ."

Er schnalzte mit den Lippen und drückte das linke Auge mit einem Ausdruck großer Verschmitzheit zu:

„Livois . . . Alle Achtung! Keine Furcht und gerade

aus! — Der wird es noch weit bringen in der Welt. — Glauben Sie mir!“

Harvey sah den Californier verwundert an. Dieser bemerkte davon nichts, da er sich gebückt hatte, um seinen Hut aufzunehmen; dann erhob er sich langsam und sagte: „Meine Adresse ist ‚Langham Hôtel, London‘. Ich kehre in vierzehn Tagen nach den ‚Staaten‘ zurück. Wenn Sie meinem Freund Livois etwas zu bestellen haben, so tragen Sie es mir auf. Sie können sich darauf verlassen, daß es gut ausgeführt werden soll.“

Darauf schüttelte er Sir Richard herzhaft die Hand, und entfernte sich mit derselben behaglichen Ruhe, mit der er eingetreten war.

Ende.